Biogr. 3222 y
(1

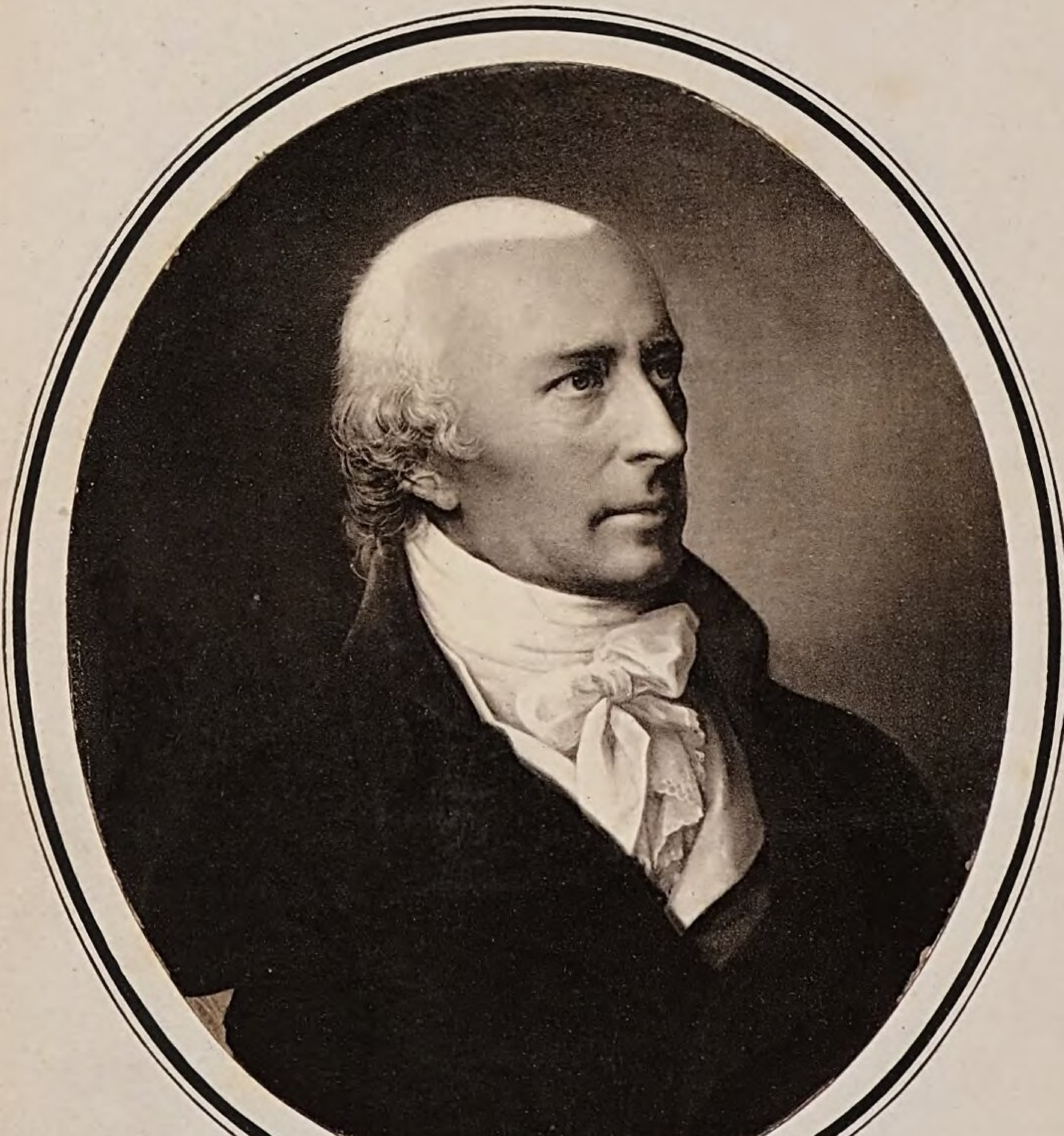
<36617044450017 S

<36617044450017

Bayer. Staatsbibliothek

JOACHIM HEINRICH CAMPE.

45 G



Joachim Heinrich Campe.

JOACHIM HEINRICH CAMPE.

EIN LEBENSBILD

AUS DEM

ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG

VON

DR. J. LEYSER.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ZWEITE AUSGABE.

MIT EINEM PORTRAIT.

ERSTER BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN.
1896.

Jso. 27312i

D IV e

Alle Rechte vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ERZIEHER AKADEMIE
D
ADOLF- SCHULEN

(5454)

VORREDE.

Am 29. Juni 1896 sind einhundert und fünfzig Jahre verflossen, seit Joachim Heinrich Campe in einer Zeit voll Sturm und Drang das Auge aufschlug für diese Welt. Es ist ein bescheidenes Weihgeschenk, wenn in einer zweiten Ausgabe seines Lebensbildes das Andenken des edlen Mannes erneuert wird, der stets mit festem, beharrlichen Sinne den Weg der Pflicht und der Ueberzeugung gegangen ist.

„Seine Werke folgen ihm nach.“ Denn überall, wo ein treuer Mensch, aufgeschlossen für alles Grosse und Gute, gestanden im Leben, da grünt und blüht es noch lange rings umher, sein Andenken verweht nicht wie eine leichte Spur im Sande.

Unter den Vertretern des Philanthropinismus ragt Joachim Heinrich Campe durch Geist und Gesinnung an erster Stelle hervor. In dem vorliegenden Buche wollte ich für jenen

Kreis allgemeiner Bildung, dem seit Lessing die deutsche Literatur angehört, das äussere Leben und die geistige Entwickelung dieses Mannes zeichnen, auf dem Hintergrunde des Zeitalters und im Anschluss an die Bildungseinflüsse des Jahrhunderts.

Indem ich mich anschickte, zu zeigen, wie das Zeitalter der Aufklärung in einem seiner grössten Söhne sich individualisirt, war ich in der glücklichen Lage, zum ersten Male ein Bild dieses Lebens in lückenloser und erschöpfender Darstellung entwerfen zu können. Nicht nur die zahlreichen Druckschriften standen mir zu Gebote, die Campe in einer vierzigjährigen literarischen Thätigkeit hat erscheinen lassen, sondern vor Allem war mir auch der reiche, bisher in treuer Sorgfalt gehütete handschriftliche Nachlass des Mannes zugänglich, der mit den berühmtesten seiner Zeitgenossen in brieflichem Verkehre gestanden. Und gerade für jene Zeit geistiger Werdelust, die mit der Regierung Friedrich's des Grossen anhebt, hat der vertrauliche Gedankenaustausch, haben die Freundschaftsbriefe dieselbe geschichtliche Wichtigkeit, wie jene Werke der Schriftsteller, die der Oeffentlichkeit angehören.

Die nächste Veranlassung, welcher diese Schrift ihre Entstehung verdankt, liegt in dem

Wunsche von Campe's Nachkommen, ein möglichst genaues und vollständiges Lebensbild ihres Ahnherrn zu besitzen und damit ein Denkmal kindlicher Liebe am Grabe eines guten und vielgeliebten Menschen aufzurichten.

Aber auch den Manen des edlen Pädagogen und Jugendschriftstellers, dessen geistesmächtige Persönlichkeit und dessen Bedeutung für die Entwickelung deutschen Geistes und Lebens mir noch lange nicht genug gewürdigt scheint, gedenkt dieser biographische Versuch eine Ehrenschuld abzutragen. Nachdem es Jahrzehnte lang zum Style der Geschichtschreibung gehört hat, den „Aufklävicht“ des vorigen Jahrhunderts mit orthodoxer Befangenheit oder mit philosophischer Vornehmigkeit zu belächeln, so hat sich besonders durch Hettner's Verdienst zu dieser Frist eine Betrachtungsweise geltend gemacht, die mit Recht hervorhebt, wie jene Träger der deutschen Popularphilosophie erst den Boden prüfender Vernunfterkenntniss erobern mussten, auf welchen die deutsche Bildung seit Kant und Lessing sich gestellt hat. Von diesem Standpunkte aus fällt auch auf Campe's Ideen und Strebungen eine neue Beleuchtung.

Am Anfange dieses Jahrhunderts schrieb Campe in sein Tagebuch: „Sollte irgend Jemand

nach meinem Tode sich die undankbare Mühe geben, mein Leben zu beschreiben, so kann ich im Voraus versichern, dass er, einige landkundige Wahrheiten ausgenommen, z. B. dass ich geboren bin, dass ich hier und da so oder so lange mich aufgehalten habe u. s. w., grösstentheils lauter Unwahrheiten schreiben werde, weil ich fest überzeugt bin, dass mich niemand gekannt hat.“ Er hat diese Worte geschrieben im Gefühle der Wehmuth, mit dem ein edler Mensch auf die geschwundenen Freuden seiner Wirksamkeit zurückblickt, wenn er nun bald am Ziele seines Tagewerks sich angekommen sieht, im Gefühle des Abstandes zwischen Idee und Wirklichkeit und des allgemein menschlichen Looses, dass wir alle nur aufstreben nach unseren Idealen wie Adler nach der Sonne, oft wie Adler mit gebrochenen Fittigen. Von mir selbst kann ich nur sagen, dass ich in liebevoller Hingabe in meine Quellen mich versenkt und das lebendig Angeschaute in einem zusammenhängenden und einheitlichen Gemälde auszugestalten gesucht habe.

Zwei Jahrzehnte sind nun dahingegangen, seit ich zum ersten Male das Nürnberg des deutschen Nordens betrat, ein Gast des Vieweg'schen Hauses, in dem die Campe'sche Gastfreundschaft noch immer eine Heimstätte besitzt,

seit ich den stillen Hügel aufsuchte, unter welchem das Sterbliche von Campe ruht. Durch die hohen Bäume, die einst der sinnige Pflanzer gepflanzt, zog die laue Sommerluft, ihre Wipfel erglänzten im Gold der scheidenden Sonne, die Geistesgrüsse eines Unsterblichen mit dem milden Anhauch ihres Friedens schienen mich hier überall zu umwehen. Campe's verklärter Geist wird den „grünen Deich“ bei Hamburg, das „heilige Fleckchen, da er den glücklichsten Abschnitt seines Daseins verlebte“, er wird sein schattenreiches Tusculanum vor den Thoren der alten Welfenstadt, das er „nur gegen den Himmel vertauschen“ wollte, nicht vergessen, er wird die Menschen nicht vergessen, die er dort geliebt, mit denen er gekämpft und geduldet, auf welchem Stern er auch wandle. —

Speyer, im März 1896.

Dr. J. Leyser.

INHALT

DES

ERSTEN UND ZWEITEN BANDES.

Erster Band.

		Seite
I.	Biographisches	3
II.	Zur Religion und Theologie	91
III.	Der Pädagoge	137
IV.	Der Jugendschriftsteller	227
V.	Zur Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache	259
VI.	Der Held der Geistesfreiheit	353

Zweiter Band.

VII.	Poetische Versuche	3
VIII.	Aus Campe's Nachlass	59

I.

BIOGRAPHISCHES.

. . . . The elements

So mix'd in him, that Nature might stand up

And say to all the world: This was a man.

Shakspeare Jul. Caes. V, 5.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ein Jahrhundert hat sich nun bald erfüllt, seit Immanuel Kant die Frage: Was ist Aufklärung? aufgeworfen und in männlichem Geiste beantwortet hat. Aufklärung, sagt der Weise von Königsberg in jener merkwürdigen Schrift, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung.

Wissenschaftlich ist das vorige Jahrhundert das Jahrhundert der Aufklärung, eine Zeit rührigster Strebsamkeit und Werdelust, mit Recht als das Zeitalter Friedrich's des Grossen bezeichnet; denn die Gedanken der neuen Zeit, bisher unterdrückt und verfolgt, sind mächtig unter der Regierung des Philosophen von Sanssouci erstarkt. Während die vornehme Welt die Ideen der Aufklärung durch die französischen esprits forts empfing, suchten die Träger der deutschen Popularphilosophie dieselben dem Volksganzen zu vermitteln und Sprache und Stoff zum Volkstone herabzustimmen. Namentlich sofern diese grosse, geistige Bewegung das Erziehungswesen ergreifen und umgestalten sollte, ist sie eine treibende Kraft in der Sitte und Denkart des Volkes geworden.

Rousseau ist der begeisterte Prophet jener pädagogischen Schule geworden, deren vornehmste Repräsentanten Basedow, Campe, Salzmann und Trapp gewesen sind. „Es war eine schöne und grosse Zeit, dieses von undankbaren Nachkommen so viel geschmähte Zeitalter der deutschen Aufklärung" [1]).

In dies Zeitalter der Aufklärung ist Campe's Jugend und sein Mannesalter gefallen.

[1]) Hettner, Gesch. d. deutsch. Literatur Bd. II.

1. Die Lehrjahre.

Joachim Heinrich Campe wurde geboren am 29. Juni 1746 zu Deensen, einem Dorfe, welches hart am Sollinger Walde im Lande Braunschweig liegt, etwa eine Meile von Holzminden entfernt. Nach den Patronen, welchen dieser Tag gewidmet ist, haben seine Brüder ihn später oft scherzweise Peter-Paul genannt. Sein Vater, Burchard Hilmar [1]), wird uns als ein Mann von einfacher Bildung, aber gesundem Verstande, unbestechlicher Redlichkeit und unbeugsamer Willenskraft geschildert. Er war Besitzer eines Gütchens und betrieb zugleich einen Handel mit Garn und Leinen, Erzeugnissen der dortigen

[1]) Geb. 23. März 1695, gest. 1760. Er stammte aus dem altadeligen Geschlechte der von Campe, in dessen Besitz der Camphof zu Deensen noch ist. Seine Mutter war bürgerlichen Standes und da er dessen ungeachtet das Familienwappen noch fortführte, so ward die adelsstolze Sippe gegen ihn klagbar; aber er gewann seinen Process und liess nun, ein Denkmal seines Sieges, das Wappen in buntem Glase in ein Fenster seines Hauses setzen. Joachim Heinrich war der zweite unter vier Brüdern; der älteste, Friedrich Heinrich (geb. 4. Januar 1744), erst Gastwirth zu Wickensen, dann Kaufmann zu Deensen, später, nachdem er, ein Vierziger, und Vater von fünf Söhnen, zu Helmstedt zum Rechtsgelehrten

Gegend. Die Mutter[1]), Anna Sophie Maria, war eine Tochter des Acciseinspectors Klingemann zu Eschershausen, eine seltene ehrwürdige Frau.

In die Dorfschule zu Deensen ist Joachim Heinrich nur gegangen, um die Elemente des Lesens und Schreibens sich anzueignen. Der Wunsch des Vaters, seinen Söhnen eine reichere Bildung zu sichern, als die höchst mangelhafte Dorfschule zu gewähren vermochte, bewog ihn, die weitere Erziehung seiner Kinder in die Hand gewissenhafter Hauslehrer zu legen. Ragte hier Joachim Heinrich über seine Geschwister schon durch seltene Begabung hervor, so liess die ganze Eigenart seines Wesens, ein ungewöhnlicher Ernst, eine geistige Ueberlegenheit, die ihn weit über sein Alter erhob, ihn oft wie einen Fremdling im Kreise seiner Gespielen erscheinen. Während der Vater oft und lange dem sinnigen Treiben des Knaben zuschauen konnte, ruhten die Blicke der Mutter mit einem gewissen Stolze auf seinen edlen, schönen Zügen. Ein an sich unbedeutendes Ereigniss bestärkte sie in dem Glauben, dass dem geliebten Kinde einst ein Ehrenplatz beschieden sein werde unter den Unsterblichen unseres Geschlechtes. Der sechsjährige Knabe stand eines Tages vor dem elterlichen Hause und blickte still und nachsinnend auf den vor der Wohnung liegenden Teich, als

sich gebildet, ein gesuchter Sachwalter. Er war der Vater des Dr. Campe zu Gardelegen, des Bayer. Generalconsuls Heinrich C. zu Leipzig, des Buchhändlers August C. zu Hamburg (Schwiegersohns des Buchhändlers Hoffmann daselbst), des Buchhändlers Friedrich C. zu Nürnberg, des Buchhändlers Julius C. zu Hamburg. — Der dritte Bruder, Johann Gottlob (geb. 23. Mai 1748), lebte als Kaufmann zu Deensen, später zu Holzminden. Ein vierter Bruder, Wilhelm, scheint in dem Hintergrunde sehr bescheidener Lebensstellung verblieben zu sein. C.'s jüngste Schwester, Marianne, war an einen Glasfabrikanten in Rinteln verheirathet; eine andere an den Kaufmann Osterloh zu Holzminden.

[1]) Gest. 16. December 1801.

ein Raubvogel auf einen an der Oberfläche des Wassers spielenden Fisch herabstiess und sich mit seiner Beute auf einen nahen Baum erhob, von wo er sie zu den Füssen des Kindes niederfallen liess, das jubelnd den Fisch der Mutter brachte.

So zogen die ersten Jugendjahre dahin, in der Hut liebender Eltern, im Kreise fröhlicher Geschwister, in der Zucht und Sitte einfacher Häuslichkeit. Das naturgemässe, freie Leben auf dem Lande musste den etwas zarten Knaben in jeder Weise abhärten. Eine reizende Natur, die nach allen Seiten hin stets neue Schönheiten erschloss, die Berge und die Thäler, die Matten und die Wälder der Heimath mussten frühe schon jenes tiefe Naturgefühl in ihm erwecken, das ihn nie verliess, und jene Vorliebe für ländliche Beschäftigung, in deren stillen Frieden er später sich oft gerettet hat aus den Stürmen des Lebens. Der älteste Bruder, gewöhnlich der Erfinder der jugendlichen Spiele, der Anführer auf den kleinen Streifzügen, zeigte damals schon den praktischen Sinn, mit dem er später durch des Lebens Arbeit hindurchging. Lieber als alle Berge der Welt hat Joachim Heinrich stets seinen Holzberg behalten, einen Berg in der Gegend seines Geburtsortes, von dessen Felsengipfel er oft und gern das Auge über die reichen Fluren und die dunkeln Forste schweifen liess.

Campe war zwölf Jahre alt, als sein Vater nach kurzem Krankenlager starb; die Mutter hat dann das Gewerk des Gatten fortgeführt. Nicht lange, nachdem das Haupt der Familie dahingegangen, ward die friedliche Ruhe des Dörfchens verstört durch die ersten Donner des siebenjährigen Krieges, wiederholt wurde das Campe'sche Haus nach der Schlacht von Minden durch fliehende Franzosen ausgeplündert, bis Marschall Soubise, der daselbst Quartier genommen, demselben eine Schutzwache gab.

Hungersnoth und pestartige Krankheit, des Krieges schauerlich Gefolge, wütheten im Jahre 1759 in der Gegend: bald waren im Campe'schen Hause der dreizehnjährige Knabe und ein junges Dienstmädchen die einzig Gesunden, denen die Pflege von zehn Kranken, die Besorgung der häuslichen Geschäfte und die Befriedigung einer drückenden, feindlichen Einquartierung oblag. Aber auch diese harten Prüfungen ertrug er mit einer Ergebung und einer Festigkeit, die eines entwickelteren Alters werth war.

Aber schmerzlicher noch als alle Entbehrungen des äussern Lebens empfand der heranwachsende Jüngling den Mangel seiner geistigen Fortbildung und es dünkte ihm ein unerträglich Dasein, in der engen Begrenzung des Kleinhandels seine Tage hinzubringen. Seine kindlichen, glühenden Bitten bestimmten die Mutter, den Liebling aus dem Vaterhause ziehen zu lassen, dessen Last und Sorge er bisher getreulich hatte tragen helfen. Und so eilte er, dürftig nur mit irdischem Gute ausgestattet, aber reich durch den Segen einer solchen Mutter und stark im Gottvertrauen, auf die neu errichtete Klosterschule zu Holzminden, wo er mit dem ihm eignen Feuereifer seinem Ziele entgegensteuerte. In dem Rector dieser Anstalt, dem zu Halle im Franke'schen Waisenhause gebildeten F. W. Richter[1]), durfte er einen Mann finden, der, selber mit gründlicher Gelehrsamkeit ausgerüstet, bald die ausgezeichneten Gaben seines aufstrebenden Schülers erkannte und ihm bald das Wohlwollen eines väterlichen Freundes entgegentrug. — Allerdings, auch hier war der Anfang schwer. Campe hatte im Vaterhause die ihm gerade zugänglichen Bücher gelesen, den Robinson Crusoë, die Insel Felsenburg, den Gellert. Als nun Richter den

[1]) Später Generalsuperintendent zu Braunschweig.

neuen Schüler zunächst nur in der lateinischen Grammatik prüfte, da fand er ihn zur Aufnahme nicht genügend vorbereitet und wies ihn ab. Aber Campe liess sich nicht abweisen. Er bat um andere Aufgaben, an denen sein Geist, sein Scharfsinn sich bewähren könne. Nun ward Richter zufriedengestellt: Er soll bleiben; ich will Etwas aus ihm machen. So ward Campe am 21. Juni 1760 in die Secunda aufgenommen. Aber schon nach wenigen Wochen kommt Campe zu Richter und klagt, dass es ihm so sauer werde, dass er trotz Zeit und Mühe keine Fortschritte mache, folglich wieder zu Elle und Waage zurückkehren müsse. Richter fragt ihn: Wie macht er's denn mit seinem Lernen und Studiren? Und nachdem Joachim Heinrich ihm solches beschrieben, setzt sich Richter auf einen Stuhl vor dem Tisch, legt den Cornelius Nepos vor sich, das Lexicon zur Linken, die Grammatik zur Rechten, nebst Dinte, Feder und Papier und sagt: Seh' er, so muss er hinter dem Buch sitzen, muss einen Periodum langsam und deutlich lesen und versuchen, ihn zu übersetzen. Deshalb muss er erst den Nominativ suchen, der oft im Verbo steckt. Wenn er nun dabei auf ein Wort stösst, dessen Bedeutung er nicht weiss, so muss er's gleich im Lexikon aufsuchen und die passendste Bedeutung davon wählen; und wenn er einen Satz oder eine Construction nicht auflösen kann, so muss er in der Grammatik die Regeln nachlesen und überdenken, und wenn er dann noch nicht im Klaren ist, so komme er gerade zu mir! Er muss über keinen ihm dunkeln Satz wegspringen. Ueberhaupt muss er Dinte und Papier nicht schonen, sondern immer gebrauchen, immer notiren, und was er notirt hat, muss er mehrmals lesen, um zu sehen, ob er's auch richtig begriffen hat. Auch muss er seine corrigirten exercitia fleissig nach-

lesen, damit er die Fehler sieht und verba, regulas und res in den Kopf kriegt — denn: tantum scimus, quantum memoria tenemus.

Von nun an behielt Campe das einmal vorgesteckte Ziel unverrückt im Auge. Des Vaters Weise, bei jeder Gelegenheit sich Kenntnisse zu erwerben, war wie ein glückliches Erbtheil auf den Sohn übergegangen. Er selber sagte einmal, er sei damals mit der ganzen wüthenden Inbrunst eines Verliebten über die Schulwissenschaften hergefallen, oft ganze Nächte durchwachend. Um die müden Augen offen zu erhalten, feuchtete er sie von Zeit zu Zeit mit frischem Wasser an. Hoch und schlank gewachsen, war er durch seine maasslosen Anstrengungen so mager geworden, dass er fast nichts als Haut und Skelett zu sein schien. Aber so unverwüstlich war seine Natur, dass seine Kräfte sich nie ganz erschöpften und die Blässe seines Angesichtes stets wieder der Röthe der Gesundheit wich. Der edle Richter, der mit seiner derben Treuherzigkeit den erst sinkenden Muth des Jünglings aufgerichtet hatte, welcher im achtzehnten Jahre die nöthigen Kenntnisse zu sammeln begann: er sorgte auch wie ein väterlicher Freund für des äusseren Lebens Bedürfniss, indem er dem aller Mittel Entblössten eine Freistelle verschaffte. So ward Holzminden, die kleine offene, aber so schön und glücklich gelegene Weserstadt, der Ort, wo Campe den Morgen seines Lebens, freilich nicht ohne Sorge und Mühseligkeit, die eine Folge seiner Dürftigkeit waren, aber doch auch unter mancher süssen Jugendfreude und in nützlicher Geschäftigkeit verlebte [1]). „Hier war es, wo ich zu eignem Fleisse und einer regelmässigen Arbeitsamkeit mich gewöhnte; und wenn ich

[1]) Reise von Hamburg in die Schweiz. S. 46.

nachher in den verschiedenen Lagen, worin ich nach dem Willen der Vorsehung gerieth, mich für meine Nebenmenschen einigermaassen nützlich machen konnte, so ist dies mehr jener Gewöhnung zu einer ordentlichen und rastlosen Selbstthätigkeit, als irgend einer hervorstehenden Fähigkeit zuzuschreiben."

Ostern 1765 ging Campe nach Helmstedt [1]), um Theologie zu studiren. Zu Helmstedt hatte die alte und die neue Zeit in Carpzov (seit 1748) und in Teller (seit 1762) ihre gewandten Vertreter. Teller, voll Eifer das auszuscheiden, was reine Christuslehre sei, hatte eine Theorie der biblischen Beweisstellen, eine „theologische Topik", geliefert und ein „Lehrbuch des christlichen Glaubens" herausgegeben, worin er die Kraft vieler bisher gebrauchten biblischen Beweisstellen entkräftete und bisherige Grundlehren des protestantischen Lehrbegriffs als unbiblisch nachwies. Als dadurch Helmstedt in den Geruch der Heterodoxie kam, wurde Carpzov durch den Herzog beauftragt, den Ruf der Landesuniversität durch ein orthodoxes, in schöner Latinität und mit einer gewissen Mässigung geschriebenes Lehrbuch zu retten. Dem feurigen Jüngling konnten Carpzov's Vorträge nur wenig genügen, er setzte sich lieber zu Teller's Füssen. Die Erklärung der Bibel, und damit die griechische und hebräische Sprache machte er zu seinem Hauptstudium [2]). Aber

[1]) Im Jahre 1576 durch Herzog Julius von Braunschweig gestiftet, in der Zeit ihrer Blüthe von circa 300 Studenten besucht, wurde die Universität Helmstedt 1809 durch den König von Westphalen aufgehoben. Kurz vor ihrer Aufhebung ertheilte sie noch Campen das Diplom eines Doctors der Theologie.

[2]) In dem Schlusszeugnisse Teller's vom 25. März 1768 heisst es unter Anderem: „Extitit in mira paucitate horum, quos undequaque in Academia laudabiliter se gessisse dicere possis, non modo unus, verum

auch hier drohte das Bleigewicht der Sorge an den Flug der jungen Begeisterung sich zu hängen. Das väterliche Erbe war unter den Verwüstungen des siebenjährigen Krieges grossen Theiles verloren gegangen; seine ganze Kraft musste er einsetzen, um auf Erwerb zu sinnen und seinen heissen Wissensdurst zu befriedigen. Als im nächsten Jahre die ersten Frühlingslüfte wehen, da liegt er krank darnieder [1]), Todesgedanken bedrücken seine Seele. Schon seit vierzehn Tagen vor Ostern — schreibt (8. Mai 1765) er nach Wickensen an seinen Schwager — habe ich keinen Thaler mehr gehabt. Nun bin ich krank. Meine Freunde sind verreiset. Ich brauche tausenderlei und weiss keinen Heller mehr zu borgen. Gott bewahre einen Jeden, dass er nicht erfahre, was das heisse, auf Universität krank sein und dabei dürftig zu sein [2]). Noch oftmals hat die Noth an

praecipuus quoque et ut tandem nihil ad perfectam laudem deesset, si quis alius, modeste, sobrie atque pie vixit".

1) Schon Campe's Kindheit verfloss unter unaufhörlichen Augenschmerzen; der zwölfjährige Knabe blickte mit banger Sorge in die Zukunft. Durch die natürlichen Pocken veranlasst entstanden seit seinem vierten Jahre schmerzhafte Geschwüre an den Augenlidern, für welche er unter der Behandlung ungeschickter Aerzte die ersehnte Heilung nicht fand. Auch eine qualvolle Operation in seinem zehnten Jahre hatte nicht den gehofften Erfolg. Freilich hat der unbesonnene Knabe oft den thörichten Versuch gemacht, minutenlang in die offene Mittagssonne zu sehen. Später hat er bei hellem Mondschein ganze Capitel aus einem sehr fein gedruckten griechischen neuen Testamente und aus Reineccii kleiner hebräischer Bibel gelesen. Kalte Bäder im Flusse brachten seinem durch Purgiren und Aderlasse geschwächten Körper endlich eine vorübergehende Linderung. (Vergl. Geschichte meiner Augenkrankheit im Deutschen Museum für 1778. Bd. II, 67 ff.)

2) Campe's Tagebuch giebt uns in dieser Hinsicht näheren Aufschluss. Zugleich mit Teller war auch Campe, sein treuer Schüler, verketzert worden. Campe verlor darüber ein von der Braunschweiger Landschaft ihm verliehenes Stipendium von 100 Thlrn., weil, wie die Landschaft ihm schrieb, „man nicht gemeint wäre, die Wohlthaten des Vaterlandes an einen leichtsinnigen Jüngling zu verschwenden, der von verrufenen Irrlehrern sich zum Irrglauben verführen liesse."

die Pforte seiner Studirstube gepocht; aber zu anderer Zeit setzt er sich über die kleinen Mückenstiche des Lebens hinweg mit jenem kecken Humor, der ein beneidenswerthes Vorrecht der Jugend zu sein scheint. So wenn er seinem Bruder Heinrich schreibt (August 1768): Wein möchte ich zur Noth auch wohl trinken, aber der kostet hier Geld und das hab' ich nicht. Weil ich eben vom Gelde rede, so fällt mir noch was ein und zwar was Lateinisches. Höre nur: gratias tibi habeo maximas, quod per fratrem nostrum majorem (sc. Brosium) decem thaleros mihi dono miseris. Perge, liberalitatem tuam in me perspicuam facere et persuasum tibi habeas, me ad extremum usque vitae habitum fore tibi deditissimum. Ho! ho! Das war zu viel Latein! Ich dachte nicht, dass ich noch so viel könnte und dass Du noch so viel verstehen würdest. Antworte mir bald darauf. — So fand auch auf Campe das Wort des römischen Dichters seine Anwendung, dass nur schwer das Talent sich emporringt, dem in der Jugend die Armuth den Weg sperrt. Er hat sich gleichwohl emporgerungen. Mit der Genesung zieht neuer Muth in die zagende Brust. „Jetzt gefällt mir mein Helmstedt. Schien es mir zuerst ein wüstes und wildes Sibirien zu sein, so stehe ich jetzt keinen Augenblick an zu versichern, dass es einem irdischen Paradiese nicht ganz unähnlich ist." Die Poesie der Jugendfreundschaft trägt ihn hinweg über alle trüben Erinnerungen der Vergangenheit. „Mit diesen Freunden empfinde ich jetzt den wahren Werth des Lebens, d. h. der Tugend und Wissenschaft, und freue mich wirklich, dass mich Gott erschaffen hat" (Juli 1766). Gelegentlich eines Besuches, den er von Helmstedt aus bei seiner Mutter zu Deensen machte, hielt er in dem benachbarten Dörfchen Hainade seine erste Predigt, nicht ohne reichen Beifall seiner Zuhörer.

In diese Zeit fallen auch seine ersten schriftstellerischen Hervorbringungen, leichte poetische und satirische Jugendversuche, wie eine Morgenwolke vorübergegangen [1]). „Ich armer Tropf“ — klagt er (Juni 1768) gegen seinen Schwager Osterloh — „werde von allen geplagt. Bald muss ich bei Hochzeiten diejenige Lust besingen, die ich nicht schmecke und die andere Leute geniessen. Bald muss ich Todesfälle mit poetischen Thränen beweinen, da ich doch die Verstorbenen niemals gesehen habe.“ Besondere Anerkennung fand eine gedruckte Abhandlung über „die Unsterblichkeit der menschlichen Seele“, deren Fortdauer er nicht blos biblisch, sondern auch philosophisch zu begründen suchte — eine Frucht der Anregungen, die er von dem Hofrath und Professor Beireis empfangen hatte. — Nach dem Muster der italienischen Akademien hatte sich, wie anderwärts, so auch in Helmstedt eine „Teutsche Gesellschaft“ gebildet, die sich zum Zwecke setzte, die deutsche Sprache in Ehren zu halten und inmitten all' des nationalen Jammers den vaterländischen Geist zu retten; nachhaltige Impulse sind auch hier auf Campen ausgegangen, der auf der Höhe seines Wirkens mit so viel patriotischem Eifer die Muttersprache gepflegt hat. „Man hat mir unvermuthet die Ehre erwiesen, mich zum Mitglied der Herzogl. deutschen Gesellschaft zu machen“ (Juli 1766). Am ersten August 1767 hielt er im Namen der Gesellschaft eine poetische Rede auf den Geburtstag des Herzogs, die im Druck erschien.

[1]) Das Testament. Eine Satire. Magdeburg 1766. — Die Musen im Gefolge würdiger Regenten. Helmstedt 1767. — Der Schutzgeist von Berlin 1768. — Satiren. Helmstedt 1768. — Kleinigkeiten. 1768. — Der Candidat, ein Heldengedicht. 1769.

Im nächsten Frühjahr zieht's ihn nach Halle [1]), wo der damals bedeutendste Vorkämpfer der protestantischen Theologie, Salomo Semler (seit 1752), das Richtmaass einer kühnen, durchgreifenden Kritik an den Ursprung des biblischen Kanon und die Entstehung der Dogmen legte. Semler's Freimuth hat ihn mächtig angezogen, wenn er auch sonst in die neuen Verhältnisse sich schwer nur eingewöhnte. In dem ersten Briefe, welchen er an den Bruder Friedrich nach Wickensen sendet (27. April 1768), unter all' den Eindrücken einer neuen Umgebung, vergisst der treue Sohn nicht zu mahnen: „Nimm Dich unserer ehrlichen Mutter an, so viel es in Deinem Vermögen steht und sei versichert, dass Dich der Himmel dafür belohnen wird.“ Eine tiefe unwiderstehliche Reiselust hat ihn schon damals erfüllt, Frankreich und England sind die Ziele seiner Sehnsucht. Wie in prophetischem Vorgefühle schreibt er (Mai 1769): „Ich glaube gewiss, dass ich noch einmal so glücklich bin, diesen Trieb erfüllen zu können.“ Auch er hat im Alter die Fülle gehabt, was er in der Jugend gewünscht. Auf längere Zeit hatte auch Halle nicht die Kraft, diesen Feuergeist zu halten. Sept. 1768 schreibt er nach Wickensen: „Künftige Ostern verlasse ich das düstere melancholische Halle und gehe nach Berlin.“ Dorthin, wo unter dem Schutze Friedrich's des Grossen das Morgenroth einer neuen Zeit, eines neuen deutschen Geisteslebens, aufzugehen schien, dorthin richtete Alles den Blick, was an aufstrebender Kraft und an hochfliegenden Hoffnungen in Deutschland sich regte. —

1) Hier erschien seine akademische Disputation im Druck: „Nonnulla de vi consuetudinis, quaestionisbus Homianis addita.“ Halae 1768.

2. Die Wanderjahre.

Auf Teller's Empfehlung wurde Campe von dem Major und Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt nach Berlin berufen, zunächst um einen älteren Sohn der Frau von Humboldt aus ihrer ersten Ehe mit dem Baron von Holwede zu erziehen. Er blickte auf drei Jahre zurück, in welchen neben all' den hellleuchtenden Erinnerungen eines vom Flügelschlag des Geistes bewegten Studentenlebens doch auch seine Aussichten für die Zukunft höchst düster waren, da er die Vorsehung Gottes manchmal in Zweifel zog. Nun sah er sich in eine sorgenfreie Lebensstellung, in eine geistig angeregte und anregende Umgebung versetzt. Musste schon Campe's schlanke Gestalt, sein edles Angesicht, sein seelenvolles Auge einen gewinnenden Eindruck machen, so wurde nicht minder der kraftvolle Geist erkannt und gewürdigt, welcher in dieser Hülle wohnte. Den Winter verlebte er mit seiner Herrschaft zu Berlin. „Mein Einzug hier war sehr tragisch. Ich wurde tödtlich krank von unserem Landgut hereingefahren. Ein bösartiges Fieber hatte mich schon vier Wochen gequält und durch die Unwissenheit eines Arztes aus Spandau wurde ich bis zur äussersten Lebensgefahr gebracht“ [1]). Der Genesene erfreute sich des vertrauten Umganges der berühmten Weltweisen Berlins und seiner wachsenden Liebe zur Philosophie entsprang das erste religions-philosophische Buch, mit dem er sich ins Publicum wagte [2]). Er hatte es Abends in einem fin-

[1]) Brief vom 25. Sept. 1769.

[2]) Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion. Berlin 1773.

steren Zimmer ausgedacht und in den Morgenstunden von drei bis sechs Uhr aufgeschrieben, da Berufsarbeiten die Stunden des Tages in Anspruch nahmen. Dies fortgesetzte frühe Arbeiten bei Licht gab freilich seinen empfindlichen Augen den letzten Stoss. Und nun begann eine vierjährige Periode seines Lebens, an die er nie ohne Schauder, aber auch nicht ohne Dank gegen Gott zurückdenken konnte. Die Nerven seiner entzündeten Augen waren so reizbar geworden, dass es ihm unmöglich war, des Abends in einem nur mässig erleuchteten Zimmer auszuhalten. So musste er die langen Winterabende allein in einem finsteren Zimmer zubringen, ohne einen tröstenden Freund, durch schwermüthige Gedanken verdüstert. Vergebens zog er die geschicktesten Aerzte zu Rathe; er konnte zuletzt bei Tage nicht mehr lesen oder schreiben, ohne von den empfindlichsten Augenschmerzen gequält zu werden. Da rieth ihm ein Friseur ein Hausmittel, in Wasser erweichte Semmel. Der fortgesetzte Gebrauch dieses Mittels sowie das Baden der Augen in kaltem Wasser brachte ihm nach namenlosen Leiden Linderung und Heilung [1]).

Im August 1773 wurde Campe durch den damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm II., zum Feldprediger bei seinem Regimente nach Potsdam berufen. Die Stelle ertrug ihm freilich nur das bescheidene Gehalt von 400 Thalern, aber er knüpfte daran schöne Aussichten für die Zukunft. „Diesen Morgen habe ich meine Predigt abgelegt und habe mir dabei zum ersten Male in meinem Leben selbst ein Genügen gethan. Wenn ich den Glückwünschen einer Menge von Officieren, die mich nach der Kirche umringten, trauen darf, so haben auch andere nichts an mir auszusetzen gefunden.“ Er scheint diese Stelle erst

1) Deutsches Museum 1778, Thl. II, S. 74 ff.

im nächsten Jahre angetreten zu haben, denn noch am 13. December schreibt er, dass die Zeit seiner Abreise von Tegel noch nicht bestimmt sei. Aus ganz anderer Tonart gehen jetzt seine Ergüsse. „Die Vorsehung hat mir seit einiger Zeit viel Gutes widerfahren lassen; ich bin gottlob so gesund wie jemals; mein bischen Geist ist so geschäftig, wie er nach dem geringen Maasse seiner Kräfte sein kann; der Hr. v. H., den ich durch meine haushälterische Wirthschaft von Neuem verbindlich gemacht habe, überhäuft mich mit Caressen; Hr. Rath Teller schickte mir am Dienstag meine philosophischen Zweifel wieder, legte mir unverdiente Lobsprüche bei, sagte, dass meine Abhandlung allen seinen Freunden und besonders dem Hrn. Rath Sp.(alding) vorzüglich gefallen habe und räth mir an, sie drucken zu lassen; und heute erhalte ich Briefe von Haus, woraus ich ersehe, dass alle meine Anverwandte gesund sind“ [1]. Vor Allem ehrenvoll war für Campe der Auftrag, für den Sohn des Kronprinzen einen Erziehungsplan auszuarbeiten [2].

Um diese Zeit besuchte Campe sein unvergessliches Deensen und hielt sich auch einige Zeit bei seiner Schwester, der Wittwe des Kaufmannes Osterloh, auf. Er fand das Vermögen seiner jüngsten Geschwister durch den Krieg zusammengeschmolzen und theilte sein kleines Erbtheil unter sie. Sein alter Lehrer Richter rief hocherfreut: „Der Campe hat mich betrogen (getäuscht); aber ich wünsche, dass mich alle meine Schüler so betrögen.“

Zu Berlin fand Campe in einer anmuthigen, geistreichen Jungfrau, in Dorothea Maria Hiller, eine

1) Brief Campe's vom 13. Dec. 1773 an seine Braut.

2) Der Entwurf ist noch im Concepte vorhanden; wir theilen das interessante Actenstück im III. Abschnitt in extenso mit.

Gattin, die eine treue und kluge Begleiterin durch ein langes Leben ihm geworden ist.

In Campe und Maria Hiller war längst eine gegenseitige Leidenschaft aufgekeimt, ohne dass das Wort der Liebe zwischen ihnen wäre ausgesprochen worden. Da aber Campe, ohne Stellung, ohne gesichertes Auskommen, zögerte, das Schicksal der Geliebten schon jetzt mit dem seinigen zu verbinden und seine Gefühle im tiefsten Busen verschloss, so reichte endlich Maria, an Campe's Zuneigung verzweifelnd, in stiller Ergebung einem wackern Manne, einem Prediger Namens Ruz, als Verlobte die Hand. Und nun begann in Campe jene tiefe innere Herzenstragödie, welche Goethe in seinem Werther so ergreifend geschildert hat. Durch die Briefe, die er damals an die verlorne Geliebte schrieb, geht ein tiefer Seelenschmerz, eine glühende Leidenschaft und doch ein wehmüthiger Ton der Entsagung: Es ist geschehen — klagt er — meine unendlich geliebte Freundin! Mein Entschluss, der fürchterlichste Entschluss ist gefasst. Ich entsage (o Gott! meine zitternde Hand weigert sich es zu schreiben), ich entsage der beneidenswürdigsten Glückseligkeit, die je ein Mensch auf Erden erlebt hat, dem Glücke in ihrem treuen Arme die ganze Seligkeit des Himmels zu geniessen, dem Glücke, an ihrer Brust allen Widerwärtigkeiten zu trotzen; ich entschliesse mich (so will es mein Verhängniss), der schreckenvollen Finsterniss meiner Zukunft betäubt entgegenzugehen und die Last meines Kummers so lange zu tragen, als meine Kräfte und mein verhasstes Leben dauern. Helfen Sie mir, unschuldiger Engel, die Stärke vom Himmel erflehen, die mir zur Ausführung dieses Entschlusses fehlt. Aus Liebe zu Ihnen, weil Sie es wollen, will ich alles mein Mög-

lichstes thun. Sobald ich meiner Vernunft wieder mächtig bin, will ich sie dazu anwenden, mich in den Willen der Vorsehung zu ergeben. Jetzt kenne ich noch keine andere Beruhigung, als den Gedanken, dass vielleicht in der Zukunft noch viele schwere Schicksale auf mich warten, an welchen Sie nach dem Rathe der Vorsehung keinen Theil nehmen sollen. Ist dies: so danke ich dir, o Gott, auf meinen Knien, dass du jetzt mein Herz so tief verwundet, um die Beste, die Tugendhafteste, die Liebenswürdigste unter allen Menschen nicht meinetwegen mit unglücklich sein zu lassen. Gesegnet soll mir das schwerste Leiden sein, weil es sie, meine innige Geliebte, nicht an meiner Seite zugleich treffen wird. Das einzige süsse Geschäft meines Lebens soll dieses sein, Tag und Nacht den Himmel um Wohlergehen und Zufriedenheit und um eine lange Reihe ruhiger und glücklicher Tage für sie zu erflehen. Ach Gott! kann ich noch eines einzigen Glückes auf dieser Welt von dir gewürdigt werden: so erhöre dieses Gebet; du weisst mit welcher Inbrunst ich es vor dir ausschütte. Versüsse du diesem edlen Herzen den unaussprechlichen Kummer, den ich ihm verursacht habe. Hier, meine unschuldige Freundin, hier sitzt der Stachel, der mein Herz in jedem Augenblick wieder von Neuem verwundet. Ich bin Schuld an Ihrem Unglück. Ich, ich Elender, habe Ihr Leben vergiftet, welches ohne mich vielleicht in ungestörter Ruhe verflossen wäre. Der Schmerz ist mehr, als ein langsamer peinigender Tod. O meine ewig geliebte theuerste Freundin, könnte ich doch mit meinem Blute den Schmerz zurückkaufen, den ich Ihrem liebenswürdigen Herzen verursacht habe, und noch verursache! Warum konnte ich mich nicht überwinden, Ihnen meine angstvolle Traurigkeit zu verbergen? Aber ach! wie wäre es mir mög-

lich gewesen! Mein Bewusstsein verlässt mich: ich muss aufhören.

Es sei also beschlossen, mein ewig geliebter Engel: der Wille unseres Gottes geschehe! Ohne Zweifel ist der, dem Sie Ihre Hand gegeben haben, Ihrer würdiger gewesen, als ich: es wäre ungerecht, ihn mit meinen Qualen zu belasten. Aber den Trost soll mir die ganze Welt, auch er, nicht untersagen (ich will ihn mit Thränen darum beschwören, wenn ich ihn wiedersehe), Sie, meine Theuerste, meine Geliebte, bis in den letzten Augenblicken meines unglücklichen Lebens mit der treuesten Zärtlichkeit zu lieben, Sie ewig die Meinige zu nennen. Verflucht sei dieser Gedanke, dass diese unglückliche, aber reine und heilige Gluth, die mich jetzt verzehrt, je in meinem Herzen erlöschen könne! Immer sollen Sie meiner Seele gegenwärtig sein; ewig sollen meine Thränen Ihr mir geheiligtes Andenken ehren. Ich will mich beständig in meinem Elende mit Ihnen unterhalten; Sie in Gedanken fest an mein Herz drücken, das nur für Sie erschaffen war, und mich überreden, dass auch Sie niemals aufhören werden mich zu lieben, und mein Unglück zu bedauern. Was sage ich? Jedes Wort ist ein neues Gift, das ich in Ihr unschuldiges Herz giesse. Nein, meine Geliebte, hören Sie auf, wenn es Ihnen möglich ist, an einen Unglücklichen zu denken, der Ihnen schon zu viel Schmerz gekostet hat! Verbannen sie mich aus Ihrem Herzen, welches würdig ist, ein beständiger Wohnplatz der heitersten Freude zu sein. Dies, mein Engel, ich schreibe es Ihnen, ist das einzige Mittel, wenn es anders möglich ist, mich zu beruhigen.

Mich schaudert indem ich überlese, was ich gestern bis hierher geschrieben, und wozu ich mich entschlossen habe. Ach Gott, wo soll ich den Muth nehmen, es durch-

zusetzen? Meine Natur muss unzerstörbar sein, oder die Barmherzigkeit Gottes muss mich ausserordentlich unterstützen, wenn ich nicht in kurzer Zeit unter meinem Schmerz erliege. Ich weiss, dass mein kleinmüthiger Kummer eine Beleidigung der Vorsehung ist, die bisher so liebreich für mich gesorgt hat; ich weiss, dass ich mich an Ihnen, an mir selbst und an Gott versündige: aber auch die schrecklichsten Strafgerichte, wenn sie vor meinen Augen ständen, könnten mich keine Minute von meiner Bekümmerniss abschrecken. Alles Unglück, alle Leiden, deren eine menschliche Natur fähig ist, sind nichts in meinen Augen gegen den Schmerz, Sie zu verlieren.

Ah qu'est ce auprès de toi que ce vil Univers!
Mon Ame va te suivre au fond de tes Deserts.
Je vais seul en ces lieux, où l'horreur me consume,
Languir dans les regrets, secher dans l'amertume,
Mourir dans les remords. —

Verlassen Sie mich in diesem beweinenswürdigen Zustande nicht. Schreiben Sie mir bald und oft: Ihre Briefe allein können mich erinnern, dass ich noch lebe. Ich habe keinen Freund, in dessen Armen ich mein Schicksal beweinen, und mein Herz erleichtern könnte; Ihre Briefe müssen mir alles sein. Vielleicht, dass es der Tugend in Ihrem Munde gelingt, mich mein Verhängniss ertragen zu lehren. Ich will gern, gern mein Mögliches thun: Ihre Liebe allein kann mein Herz dem Trost eröffnen. Lassen Sie mich bald lesen, dass der Himmel mein Gebet erhört hat, dass Sie ruhiger sind: so werden mir auch meine Thränen süsser sein.

Nur so lange wünscht ich noch zu leben, bis ich noch einmal Hrn. Ruz gesehen und in seiner Seele gelesen habe, ob er Ihrer auch würdig ist. Meine Thränen sollen es von ihm erhalten, Sie eben so zärtlich, so treu, so

redlich zu lieben, als ich; er soll es mir schwören, Sie so glücklich zu machen, als es immer möglich, und alles Unangenehme, alles Missvergnügen von Ihnen zu entfernen. Ich will ihm Ihren ganzen Werth in meiner Verzweiflung sehen lassen. —

Da galt es nun, entweder trotz aller Hindernisse das ersehnte Ziel erreichen oder diese Liebe um jeden Preis niederkämpfen. Campe's männliche Selbstbeherrschung wäre auch aus dieser Verwickelung siegreich hervorgegangen, seine Lösung wäre nicht die tragische Lösung Werther's geworden. Er schlägt den ersteren Weg ein: Sollte kein Mittel mehr übrig sein — schreibt er in seinem Jammer —, mich einem immerwährenden bejammernswürdigen Zustande zu entreissen? Mitleidige Freundin, beneiden Sie mir einen kleinen Strahl von Hoffnung nicht, der von Zeit zu Zeit das fürchterliche Dunkel in meiner Seele aufzuklären wagt. Nicht wahr, Herr Ruz ist ein billiger, gutherziger Mann, der Sie mehr als sich selbst liebt? Wenn er nun hörte, dass Sie in seinen Armen nie eine vollkommene ruhige Glückseligkeit geniessen; dass Sie aus grossmüthiger, mitleidiger Liebe gegen Ihren unglücklichen und redlichen C. zeitlebens bekümmert sein würden: sollte ihm irgend eine Aufopferung zu theuer scheinen können, um Ihre Ruhe, ihr Glück zu erkaufen? Nein, wahrlich, so eigennützig kann er nicht sein, oder er fühlt nicht halb die Liebe, die in meinem Herzen brennt. Denn ungeachtet ich kein grösser Glück auf Erden kenne, als Sie, mein liebenswürdiger Engel, zu besitzen, und ungeachtet Schmerz, Betrübniss und Verzweiflung über alle Tage, die ich ohne Sie erleben soll, ausgegossen sein werden: so schwöre ich Ihnen doch auf das Heiligste, dass ich den Augenblick alle Ansprüche aufgeben, dass ich mit tausend Freuden in Ihre Verbin-

dung willigen will; sobald Sie mir die Versicherung geben, dass Sie mit ihm glücklicher, als mit mir, zu sein hoffen. Gern will ich mein mir verhasstes Leben und meine ganze Zufriedenheit aufopfern, wenn ich Sie dadurch glücklich wissen könnte. Und Hr. Ruz sollte nicht eben so denken? Er muss es, oder er wäre Ihrer Hand nicht würdig.

Herr Ruz scheint gut und ehrenhaft gewesen zu sein wie Göthe's Albert; und während für den müden, gebrochenen Campe kein rettender Ausweg übrig schien, trat der Bräutigam in schöner Resignation zurück, um das Glück zweier liebenden Herzen nicht zu zertrümmern.

Im Jahre 1775 treffen wir Campe wiederum im Humboldt'schen Hause, als Lehrer der beiden Söhne zweiter Ehe, Wilhelm's (geb. 1767) und Alexander's (geb. 1769). Campe konnte damals noch nicht ahnen, dass einst seine Zöglinge unter jene ausserordentlichen Geister gerechnet würden, die neue Welten des Wissens entdecken. Hat auch Campe den Elementarunterricht des Bruderpaares kaum ein Jahr lang geleitet, so blieb das Verhältniss beiderseits stets ein besonders herzliches [1]). „Leben Sie recht, recht wohl, lieber theurer Mann und vergessen Sie Ihren Wilhelm nicht" — „Ewig mit der innigsten Hochachtung und unwandelbarsten Freundschaft": in ähnlicher Weise schliessen stets die Briefe Wilhelm's; und bei Alexander zieht sich's wie ein goldner Faden hindurch: „Bester, väterlicher Freund" — „Seien Sie versichert, dass unter Ihren Pflegesöhnen Sie und Ihre Gattin keiner inniger verehren und lieben kann als ihr Alexander."

Auch literarische Beziehungen wurden neben gele-

[1]) Vergleiche die in Abschnitt VIII mitgetheilten Briefe.

gentlichen literarischen Versuchen [1]) geknüpft. Die Blüthen seiner lyrischen Muse legte er in Gökingk's Musenalmanach nieder [2]); die ersten Briefe mit Klopstock wurden zu einer Zeit gewechselt, als eben der vierte Band des Messias (Gesang 16 bis 20) das staunende Deutschland entzückte (1773) [3]). Dagegen hat seine pastorale Wirksamkeit, die er im Jahre 1775 als Prediger an der Heiligengeistkirche zu Potsdam wieder aufgenommen hatte, nur eine einzige, etwas kümmerliche Blüthe getrieben [4]).

Im Mai 1776 zieht es ihn wieder nach den Fluren, wo er als Knabe gespielt. Den Weg nimmt er über Dessau, wo er der Prüfung in Basedow's Philanthropin anwohnt und mit Bewunderung und Staunen scheidet, und über Hannover, wo er auf der Bibliothek Leibnitzens nachgelassene Papiere durchforscht und des Vergnügens sich freut, „auf Leibnitzens Grossvaterstuhl zu sitzen, auf dem er seine grossen Ideen auszuhecken pflegte und auf dem ihn der Schlag rührte“. In Braunschweig suchte man ihn zu einer Probepredigt zu veranlassen, da gerade eine sehr einträgliche Pfarre offen stand. Er schlug die Pfründe aus, da er „in die steife geistliche Etikette daselbst sich nicht schmiegen könne“. Und in der That schickte er sich bereits an, der Theologie und dem geistlichen Amte für immer zu entsagen [5]).

[1]) Die Empfindungs- und Erkenntnisskraft der menschlichen Seele. Leipzig 1776.

Das Leben der Bianka Capello. Aus dem Italienischen des Herrn von Sanseverino. Berlin 1776.

[2]) Vergl. Abschnitt VII.

[3]) Vergl. Abschnitt VIII.

[4]) Predigt von der Pflicht, bei der Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes sich sittsam und ehrerbietig zu beweisen. Potsdam 1775.

[5]) „Wie kann ein Biedermann sich glücklich fühlen“ — urtheilte

Um mit den Rousseau'schen Erziehungsideen Ernst zu machen und getragen durch den Geist des Zeitalters, das mit enthusiastischer Vorliebe auf Erziehungsfragen sich geworfen hatte, hatte damals die Schule der Philanthropen für eine harmonische leibliche und geistige Entwickelung des Menschen ihre Stimme erhoben. Basedow schrieb 1770 sein Methodenbuch für Väter und Mütter, in welchem er den Beweis antrat, dass die damalige Erziehung der Jugend den Bedürfnissen des Jahrhunderts nicht mehr entspreche. Seine Ideen praktisch zu verwirklichen fand er Gelegenheit, als der edle Fürst Friedrich Franz Leopold von Dessau am 27. Dec. 1774 das Philanthropin zu Dessau [1]) errichtete und die Leitung dieser Musterschule an Basedow übertrug. Vom 13. bis 15. Mai 1776 ward die erste grosse Prüfung abgehalten; auch Campe war zu dieser etwas pomphaft angekündigten Feierlichkeit gekommen. Gleichwohl wollten die grossen Erwartungen sich nicht erfüllen, mit denen selbst Kant das Philanthropin begrüsst hatte [2]); Basedow selbst besass nicht die Gabe, die Menschen auf die Dauer zu fesseln und einen begonnenen Bau in stetiger Ruhe zum Ende zu führen. Die übrigen Lehrer, wenn wir Christian Heinrich Wolke ausnehmen, waren der

er über seine Potsdamer Situation —, „wenn er täglich die Rolle eines Heuchlers spielen muss? Und die muss jeder Geistliche spielen, er sei, wer er wolle — nur allenfalls der Schafskopf ausgenommen“ (Brief an Hiller v. 3. Nov. 1777).

[1]) Nach Basedow's ursprünglicher Idee sollte diese Anstalt zunächst eine „Pflanzschule junger Lehrer“ sein, welche die neue Erziehungs- und Unterrichtsmethode durch alle Länder verbreiten und nur so viele Kinder aufnehmen wollte, als zur Uebung der Lehrer nöthig wären. Geldmangel legte aber dann gebieterisch die Nothwendigkeit auf, die Zahl der Schüler auf 50 zu erhöhen (Pädag. Unterhandl. I, 130).

[2]) In der „Königsberger gelehrten und politischen Zeitung“, abgedruckt in den Pädag. Unterhandl. I, 296.

Aufgabe nicht genugsam gewachsen. Aber auch Campe fühlte sich von den neuen Ideen so ergriffen, dass er seine Stelle in Potsdam aufgab, um September 1776 als Dessauischer Educationsrath dem Institut seine volle Manneskraft und den Feuereifer eines Reformators darzubringen.

Schon in den ersten Wochen des Jahres 1776 war Basedow mit Campe in Unterhandlungen getreten. „Wir erklären Ew. Hochehrwürden, wenn Sie es den gelesenen Bedingungen nach annehmen können und wollen, mit Erhebung des Herzens zu Gott für einen mit uns verbrüderten Jugendfreund.“ (Basedow an Campe, Febr. 1776.) Im September hatte Campe den Ruf zum Mitcurator, den Pestalozzi's Lehrer, Iselin, abgelehnt hatte, angenommen. Jubelnd schrieb Basedow: „Der Brand des Philanthropin ist gelöscht. Und nun haben wir wieder etwas Muth . . . Glück dem neuen Curator von Gott, dem Vater aller Kinder! Es ist wider das philantropische Wesen, dass ein Geistlicher irgend einer Kirche, als Geistlicher, das ist mit einem geistlichen Titel und Habite vorstehe oder lehre. Darum ist der sehr passende und wohlklingende Titel Educationsrath erfunden. Nun bitten wir, theuerster Curator und Bruder, in den ersten Tagen um Ihren Abschied zu ersuchen.“ (4. Sept. 1776.)

Campe fand Alles in der grössten Verwirrung. Da noch kein eignes Gebäude angewiesen war, so konnte man die ankommenden Zöglinge und Candidaten der Pädagogik nicht unterbringen. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn die beiden Curatoren schliesslich das Institut ganz aufgeben und günstigere Zeiten abwarten wollten. Indess, der Fürst wünschte die Fortsetzung desselben, versprach ein grosses Gebäude aufführen zu lassen, wozu er selbst schon den Riss gemacht hatte und binnen sechs Jahren 12,000 Thaler in halbjährigen Terminen zur

Unterstützung der Sache auszahlen zu lassen. Die heruntergespannten Hoffnungen Campe's klingen vernehmlich aus einem Briefe heraus, den er damals (20. Nov. 1776) an Nicolai richtete. Es heisst darin: Wie es mit unserem Philanthropin steht? Hier haben Sie einige Nachrichten. Das auswärtige Publicum hat statt 30,000 Thlr., die B. verlangte, nur 2000 Thlr. hergegeben: folglich hat es auch kein Recht mehr als $^2/_{30}$ von einem Philanthropin zu fordern, und die sind da, aber auch nicht mehr. B. hatte vornehmlich auf die Schweiz, den badenschen und weimarschen Hof gerechnet, weil ihm von daher grosse Versprechungen gemacht waren. Und gleichwohl ist kein Thaler von daher erfolgt. Die Ursache hat sich jetzt entwickelt. Die Parthei der Genies, die von Tage zu Tage mächtiger wird, hat ihm theils aus Empfindlichkeit über nicht beantwortete Briefe, theils aus anderen Ursachen entgegen gearbeitet, und wird ihm auch ferner entgegen arbeiten. Diese Herren hatten nämlich eine ähnliche Unternehmung im Sinn und hatten mit auf die verbrüderten Jugendfreunde gerechnet, welche sich bei uns engagirt haben, ohne diesen ihre eigentliche Absicht merken zu lassen. Sie schickten sie nach Dessau, bloss um zu schauen und zu lernen: und siehe, sie machten sich, da ihnen die Sache gefiel, in der Unschuld ihres Herzens verbindlich. Daher der Zorn! Daher der Wunsch, das dessau'sche Institut zu zernichten, um die Trümmer davon zu ihrem eigenen Vorhaben anzuwenden. Diese Absicht dauert noch jetzt fort, und wir sind verloren, wenn die Gegenparthei der Berliner Wasserphilosophen und Christusstürmer (wie sie in der Sprache der Genies genannt werden) nicht das Ihrige thut uns zu retten. Es ist unglaublich, mit welcher herzlichen Verachtung diese Herren von dieser ihrer Gegenparthei

sprechen. Spalding, Teller, Sack, Sulzer, Mendelssohn, Nicolai, Engel, Eberhardt Zollikofer, Plattner etc. sind ihnen schwache Köpfe, ohne Hirn, ohne Kraft u. s. w., die sie mit einem einzigen Hauche umblasen können, und ehe ein Jahr vergangen ist, auch wirklich umblasen wollen. Sie haben Fürsten an ihrer Spitze, schmieden Gesetzbücher und wollen in Kurzem alles, was unten stand, nach oben kehren. Kurz alles ist in einer entsetzlichen Gährung, und das Philanthropin wird das erste Brandopfer sein, welches dem Götzen Genie geschlachtet werden soll [1]). —

Im December legte Basedow unter rührenden Entschuldigungen gegenüber seiner Landesherrschaft die Curatur feierlich nieder, die nun Campe allein übernahm, jedoch so, dass die Conferenz der Professoren dabei zu Rathe gezogen werden sollte [2]). Basedow behielt sich nur vor, die Gewissensübungen anzuordnen, in der Conferenz Etwas vorzutragen, um alle Angelegenheiten des Instituts zu wissen, seine missbilligende Meinung über Alles zu sagen, auch mit Campe's Bewilligung die Curatorrechte wieder auszuüben. Als Rechtfertigung seiner Lossagung gab er an: sein anhaltender Unmuth über

1) Hatte doch selbst Herder geschrieben: „Mir kommt Alles schrecklich vor. Man erzählte mir neulich eine Methode, in zehn Jahren Eichenwälder zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzel nähme, so schiesse Alles über der Erde in Stamm und Aeste! Das ganze Arcanum Basedow's liegt, glaube ich, darinnen und ich möchte ihm keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen.“

2) Ausser dem „Stifter und Rathgeber“ Basedow und dem „Curator“ Campe noch die „Professoren“ Wolke, Simon und Schweighäuser, der „Lehrer“ Feder und der „Inspector“ Jahn; dabei zwölf „Famulanten“ (vergl. Pädag. Unterhandl. I, 91 u. 294). Simon und Schweighäuser verliessen das Institut am 20. October 1777, feierlich bis zum nächsten Flecken (Radegast) von Lehrern und Schülern geleitet (Pädag. Unterhandl. II, 666).

die Kälte des Publicums, die Abnahme seiner Gesundheit und Geisteskräfte, die Furcht, sein Vermögen ganz zu verlieren und die Unzufriedenheit mancher mit dem Institut verbundenen Personen, denen er im Enthusiasmus seiner Hoffnungen solche Versprechungen gemacht hatte, die zu erfüllen er nicht im Stande war. In der That machte ihn auch sein heftiger und unbeugsamer Charakter, seine zu grosse Freimüthigkeit, die allzu oft in Unvorsichtigkeit ausartete, die Veränderlichkeit in seinen Plänen, der Hang von einem Extrem zum anderen überzuspringen und das Fehlerhafte nebst dem Guten zu verwerfen, endlich seine häufige hypochondrische Laune, sehr unfähig, lange ein brauchbarer Director einer schon blühenden, geschweige denn einer unter so viel Schwierigkeiten sich bildenden Anstalt zu sein [1]).

Indess hob sich das Institut unter Campe's Leitung. Im Sommer des Jahres 1777 waren 50 Zöglinge da, viele waren angemeldet, ohne dass man sie annehmen konnte. Aus Curland, von der Judenschaft in Berlin, von verschiedenen Freimaurerlogen und anderen Wohlthätern gingen, ausser kostbaren Büchern und Instrumenten, ansehnliche Geldgeschenke ein. Der Fürst selbst schenkte den Dietrich'schen Palast nebst Garten und that überhaupt Alles, um seinen thätigen Antheil zu erweisen.

Um diese Zeit suchte Campe den Conrector zu Altona, Ernst Christian Trapp, für das Philanthropin zu gewinnen. Der betreffende Brief (18. Mai 1777) lässt uns einen Einblick thun in die Verhältnisse des Instituts. Campe schreibt: Der äusserliche Horizont unserer Stiftung hat sich seit einem halben Jahre über die Maassen aufgeklärt, der Freunde, Gönner und Beförderer unserer

[1]) Schlichtegroll, Nekrolog für 1790. Bd. II, S. 144 ff.

Unternehmung werden täglich mehr, und es ist jetzt gar keine zweifelhafte Sache mehr, dass das nöthige Geld, welches Basedow verlangte, und noch mehr, wenn wir wollten, in kurzer Zeit werde herbeigeschafft werden. Das Detail, worauf sich diese Ueberzeugung gründet, ist für einen Brief zu weitläufig. — Das Vertrauen des nahen und entfernten Publicums ist so gross geworden, dass man uns Kinder von allen Enden und Ecken her aufdringen will. Ueber sechszig habe ich abweisen müssen, und dennoch ist die Zahl unserer Zöglinge bis über fünfzig gewachsen. Viele begüterte Liefländer, Curländer, Polen und Deutsche wollten gern die festgesetzte Pension doppelt bezahlen, wollten eigene Hofmeister nebenbei halten, wenn wir uns nur entschlössen, ihre Kinder aufzunehmen. So gross ist die Verlegenheit der Eltern, so ausserordentlich ihr Zutrauen gegen uns. Unser bester theuerster Landesvater (das Muster liebenswürdiger Fürsten) ist so warm, so liebevoll gegen uns gesinnt, dass ich den Ausfluss seiner Güte mehr zurückhalten, als befördern muss. Der Markgraf von Baden hat uns vor einigen Tagen 1000 Ducaten zusagen lassen, die Freimaurer haben auch schon den Anfang zur Mildthätigkeit gemacht, und der Herzog Ferdinand, der selbst ein Ansehnliches thun will, hat ein Einladungsschreiben zu unserer Unterstützung an alle Logen ergehen lassen. Kurz alle äusserliche Aussichten sind über unsere eigenen Erwartungen günstig geworden. —

So sehr nun auch das Institut an äusserem Wohlstande zunahm, so wenig herrschte im Inneren Festigkeit und Uebereinstimmung unter den Lehrern. Es musste für Campe um so schwieriger sein, die bösen Geister der Zwietracht zu bannen, die ein einmüthiges Zusammenwirken der Lehrer bisher vereitelt hatten, da die Rechte,

die Basedow sich vorbehalten hatte, viel zu unbestimmt waren, als dass nicht mannigfacher Anlass zu Streitigkeiten hätte entstehen sollen. Und wiewohl Basedow mit Campe und Wolke eine feierliche Verbindung schloss [1]), so konnte doch, wie die Dinge einmal lagen, die Katastrophe nicht ausbleiben, als Basedow auf des Fürsten Wunsch wieder vollen Antheil am Curatorium übernahm. Eines Morgens war Campe plötzlich verschwunden; auf einem durch diese Flucht damals berühmt gewordenen Schimmel war er davon geritten. Dass diese Flucht ein gewaltiges Aufsehen erregen musste unter den Zeitgenossen, ist leicht begreiflich; ob sie so geheimnissvoll vorbereitet war, dass Campe's Frau erst durch Wolke dieselbe erfuhr, lasse ich dahingestellt [2]).

Ueber Gnadow, Magdeburg, Stendal zog der stille, in sich gekehrte Reitersmann, Hamburg sein Ziel. Seine Gedanken gehen nach Dessau, wo sein theures Weib und sein Liebling, die kleine Lotte, in einsamer Sorge weilten. O Du Theure, bessere Hälfte meiner selbst — schreibt er von Gnadow aus — sieh mich hier auf meinen Knien Dich um Verzeihung für das Leiden bitten, welches Du

[1]) Die „Pädagogischen Unterhandlungen", herausgegeben von J. B. Basedow und J. H. Campe, Dessau und Leipzig 1777, waren eine Frucht derselben. Ferner schrieb Campe als Curator des Instituts: Sittenbüchlein für Kinder aus gebildeten Ständen. Dessau 1777 — Für das Institut und auf Rechnung desselben, aber als Campe's Eigenthum gedruckt; es sollte für Kinder aus gesitteten Ständen dasselbe sein, was Schlosser's Landcatechismus, der dabei zu Grunde gelegt wurde, für die Kinder des Landvolks war.

[2]) In Campe's Nachlass findet sich nur ein fliegendes Blatt, das er für Professor Trapp zurückliess. Es heisst darin: „Ehe Sie diesen Brief erbrechen, werden Sie vermuthlich schon gehört haben, dass ein unaufhörliches Leiden, welches alle meine Seelen- und Leibeskräfte aufrieb, mich endlich genöthigt hat, Dessau zu verlassen. So lange ich konnte, habe ich gekämpft und gelitten: aber endlich erlag meine Natur unter ihrer Bürde."

meinetwegen erfahren musst. Könnte ich doch jede Thräne, die Du heute geweint hast, mit meinem Herzensblute abkaufen! Wie gern, wie gern wollte ich, könnte ich Dich dadurch glücklich machen, mein Leben unter den schrecklichsten Martern aushauchen, die sich nur erdenken lassen. O grosser Gott, schütte doch alle Leiden, die du zu unserer Besserung über uns beschlossen hast, o schütte sie doch alle auf mein Haupt herab; und schone, du Gott der Liebe, ach schone eines unschuldigen Engels, der durch sich selbst glücklich sein würde, wenn deine Vorsehung ihn nicht mit mir verbunden hätte. Mein Leben würde mir jetzt die unausstehlichste Bürde sein, wenn ich Dich nicht hätte. Aber Deinetwegen, meine einzige, ewig theure Freundin, ist es mir kostbarer, kostbarer als jemals. Ich will leben, — ja meine Theuere, leben, um Dir durch die zärtlichste Liebe zu vergelten, was Du für mich gelitten hast. Unter keiner anderen Bedingung möge Gott in seinem schrecklichsten Gerichte mir meine Sünden vergeben, als wenn dieser Vorsatz ernstlich ist, und durch die That bewiesen wird. Von nun an sollst Du und unsere Lotte meine ganze Welt sein. Verflucht sei jeder ambitiöser Wunsch, der mich aus dieser kleinen, lieben, seligen Welt, aus diesem mir von Gott angewiesenen Centrum meiner Wirksamkeit wieder in den grossen unsinnigen Kreis locken will, aus dem ich Gott sei Dank! jetzt glücklicher Weise zurückgezogen bin. Der Gedanke an unser künftiges Glück, welches wir keinem als Gott und uns werden zu verdanken haben, liegt so nahe und so helle in meiner Seele, dass ich, so oft ich ihn denke, aller meiner Leiden darüber vergesse. O möchtest Du ihn in eben dem Lichte denken, damit er eben so tröstend für Dich würde.
. . . . Es ist nicht meine Schuld gewesen, dass alles nun

so gekommen ist; der Arm Gottes war es, der mich und Dich zu unserer Glückseligkeit fortriss. Habe Dank, mein Vater! Die Arznei ist zwar bitter, aber sie macht genesen. — Und aus Osterburg: Du armes, liebes, bestes Weib! Warum musstest Du um meinetwillen so viel Unruhe, so viel Kummer erdulden? Aber beim Heil meiner Seele! Du sollst nicht umsonst geduldet haben. Es ist die Geburt eines neuen, besseren, glücklicheren Lebens, welche Dir jetzt Schmerzen macht. Diese Schmerzen werden bald vorüber sein und dann, dann wirst Du auf immer in meinen Armen der süssen Früchte derselben geniessen. O Gott, beschleunige den Anfang dieses seligen Lebens! —

Gegen Ende September 1777 war Campe zu Hamburg eingetroffen. Er bezog ein bescheidenes Quartier vor dem Steinthor, in der Vorstadt „Das neue Werk" genannt, in dem Hause eines Hrn. Säumenicht. Die ersten Tage brachten ihm gute Nachrichten aus Dessau von den Seinen, seine Frau versichert ihn ihrer Entschlossenheit und ihrer Liebe, — er selbst blickt mit frohen Ahnungen in die Zukunft. Aber durch all' sein Sinnen und Suchen nach einer neuen Welt, die er sich und den Seinen aufbauen will, zittern die Töne der Sehnsucht aus einsamer Brust: Dein liebes Bild, welches hier vor mir hängt, ist meine einzige angenehme Gesellschaft; allen anderen weiche ich aus, so sehr ich kann. Mit welcher herzlichen Innigkeit hängt mein Blick an diesem todten Schattenbilde? Wie viel heisse Küsse empfängt es in Deinem Namen! O meine beste Frau! So habe ich Dich noch nie geliebt; selbst in dem Anfange unserer Liebe nicht: denn wisse es, meine Theuerste, ich lese jetzt unseren ehemaligen Briefwechsel, und die wärmsten meiner damaligen Briefe scheinen mir jetzt frostig zu sein. O kränke mich nicht durch die Besorgniss: dass meine

Zärtlichkeit sich abermals in Gleichgültigkeit auflösen könne! Nein, bei Gott! dass kann sie nicht, oder ich erkläre mich zum Voraus für den schändlichsten Menschen, der auf Erden lebt.

Dich, meine liebe Lotte, küsse ich herzlich, Dein Nähwerk hat mir viel Freude gemacht; ich will Dir viel schöne Sachen kaufen, wenn Du zu mir kommst. Werde bald gesund und grüsse Deine gute Hanne. (Anfang October.) Ich stellte mich ans Fenster, sah nach dem halben Monde, der da gegen mir über am Himmel hängt; bildete mir ein, dass Du ihn gerade auch ansähest, und dass das Licht Deiner lieben sanften Augen mit dem Mondlichte vereiniget zu mir herunterflösse: dann kehrte ich zu Deinem Bilde zurück, um es feurig an meine Lippen zu drücken, und stellte ich mich hin, Dir noch ein Paar Worte zu schreiben. O trätest Du doch in diesem Augenblicke in meine Stube, mit welcher Entzückung würde ich in Deine Arme stürzen, Dich an dies klopfende Herz zu drücken, welches jetzt Gottlob! ein ganz anderes Herz als ehemals, und an Liebe gegen Dich so voll ist. (10. October.) Da komme ich, meine liebe gute Frau, so eben von einem langen Spaziergang zurück, den ich auf dem Wege hin gemacht habe, auf dem ich Dich erwarte. Ich meinte, es sollte stärkend für mich sein, mich fast eine Meile näher bei Dir zu wissen: aber darin habe ich mich geirrt. Meine Sehnsucht nach Dir, meine Einzige, welche seit acht Tagen mich ganz entkräftet hat, wuchs vielmehr mit jedem Schritte, und ich bin noch trauriger zurückgekommen, als ich ausgegangen war. Wahrhaftig! das halte ich nicht lange mehr aus, ohne meine Gesundheit verwelken zu sehen. (13. October.) —

Für den Fortgang der Dessauer Anstalt konnte natürlich die Ueberraschung, die Campe durch sein plötz-

liches Verschwinden dem Publicum bereitete, nicht förderlich sein. An Versuchen, Campen zur Rückkehr zu bewegen, hat es daher nicht gefehlt. Am Morgen des 20. September war Campe's Schritt bekannt geworden; Bestürzung ging durch das Philanthropin. Sofort sendet Basedow dem Flüchtling Brief auf Brief mit der inständigen Bitte um Rückkehr. Theuerster, liebster Bruder! — ruft er ihm nach — ich kann mir Deinen Zustand vorstellen. Ich entschuldige, ja ich rechtfertige Alles. Wisse, und Du weisst es, dass Gott Böses zum Guten lenkt. Deine Absicht weiss Niemand, als einige Lehrer, welche schweigen. Und wenn auch . . . so kann Dir Niemand böse sein. Der Fürst ist Dir so gnädig, als jemals. Ich bin Dein Bruder, wie am ersten Abend vor einiger Zeit. Sage Nichts. Komm zurück in unsere Arme, in die Arme der Deinigen . . . Gedenke der unschuldigen Eltern und Kinder, auch der Deinigen, die bei Deiner Zurückkunft geringere Besorgniss und Schwierigkeit haben. Denke auch Deines nicht im Gebete vor Gott sich verstellenden, sondern wahrhaftig getreuen Bruders. Gott führe Dich bald wieder zu uns. Unserer und Aller Arme sind offen. O Bruder, komm! komm! Wir sind Dein, sei unser! (20. September.) Er schlägt einen Ausweg vor, um durch Verhüllung des wahren Sachverhalts Campe's Rückkehr zu ermöglichen ohne Schädigung des Instituts: Wir reden hier folgendermaassen: Campe ist nach seinem Gallenfieber bei neuem Anblick seiner schweren Geschäfte und Sorgen schwermüthig und zweifelhaft geworden, ob er sie ertragen könnte; er glaubt also eine unbestimmte Zwischenzeit zu seiner Erholung für nothwendig, und weil er glaubte, dass wir im Gefühle unserer Bedürfnisse die Erfüllung dieses Wunsches allezeit durch Vorstellung und Bitten verhindern würden: so brachte

er seine Sachen heimlich in die beste Ordnung, trat die Reise heimlich an, und erst von einer entfernten Station gab er uns die Nachricht, wobei er lieber wagen wollte, wenn wir seinen Schritt nicht billigten, die Curatur zu verlieren als ohne Erholung sie in einem so elenden Zustande zu verwalten. Das musst Du also auch sagen, lieber Bruder, und dass wir Deinen Schritt, so beschwerlich er uns auch ist, dennoch gebilligt haben. (25. September.) Der Fürst selbst erschöpft sich in Vorschlägen und Erbietungen; er lässt das Gerücht verbreiten, Campe habe eine kleine Erholungsreise gemacht, um so den Rückzug des Geschiedenen zu decken; er verheisst die Umstände aus dem Wege zu räumen, welche den Curator des Philanthropins zum Abbruch seiner bisherigen Beziehungen gedrängt: Noch halb von der Verwunderung betäubt, die uns der unvermuthete Schritt, den Sie gethan, gemacht hat, kann ich nach einer beinahe vierundzwanzigstündigen Ueberlegung keinen anderen Entschluss fassen, als Sie um alles, was mir und Ihnen heilig ist, zu bitten, so bald als möglich wieder bei uns zurückzukehren. (21. September.) Franz Leopold eilte selbst nach Hamburg, die Rückkehr Campe's zu erbitten[1]). Campe blieb unerschütterlich. Kant, so sehr er diesen Ausgang beklagte, anerkannte jedoch die Pflicht der Selbsterhaltung, in welcher Campe sich gedrungen fühlte, das Philanthropin seinem Schicksal zu überlassen und mit den Seinigen vor dem Untergange sich zu retten.

[1]) Campe an Major von Humboldt: „Die Ankunft meines theuersten huldreichsten Fürsten hat schon viele heisse Thränen der Traurigkeit und der Freude aus meinen Augen gepresst . . . nicht um mir Vorwürfe zu machen, auch nicht um mich zu bewegen, wieder meine Neigung schon jetzt zurückzukehren, sondern lediglich um mich zu beruhigen gab sein edles grosses Herz ihm den Vorsatz ein, hierher zu reisen." (Nov. 1777.)

Fragen wir schliesslich nach der Ursache, die Campen zu einem so Aufsehen erregenden Schritte getrieben, für den es doch auch an bitteren Vorwürfen nicht gefehlt hat, so sind wir in der Lage, den Angeklagten selbstredend seine Vertheidigung führen zu lassen. In einer ausführlichen Darlegung, die er an den Major von Humboldt, dem Vater seiner früheren Zöglinge, richtet, bemerkt er unter Anderem: Was die Welt von meinem Schritte urtheilt, ist mir gleichgiltig, aber dass Sie, mein theuerster Gönner, überzeugt werden, dass ich nicht anders handeln konnte, wenn ich nicht zu Grunde gehen wollte, ist mir äusserst wichtig. Denn Ihr gutes Urtheil über mich und mein Verhalten ist mir immer unschätzbar gewesen.

Das Detail meiner ausgestandenen Leiden kann ich Ihnen freilich nicht mittheilen, denn so müsste ich ein Buch schreiben. Aber dass sie gross und drückend gewesen sein müssen, werden Sie von selbst vermuthen, wenn Sie zu überlegen belieben, dass ich nie gewohnt war, mit rascher Unvorsichtigkeit und ohne Ueberlegung zu handeln. Auch das werden Ew. Hochwohlgeb. von selbst einsehen, dass es keine Kleinigkeit sein musste, welche mich bewegen konnte, die Gnade des besten, des liebreichsten Fürsten, für den ich mein Leben hinzugeben bereit wäre, und die gute Meinung aller meiner abwesenden Gönner und Freunde aufs Spiel zu setzen, eine gute Versorgung zu verscherzen, und mich mit Frau und Kind, ohne alle Aussichten auf eine anderweitige Versorgung, an einem fremden Orte lediglich in die Arme der göttlichen Vorsehung zu werfen. Und was war es denn, was mich zwang, einen so gewagten Schritt zu thun. Dieses, gnädiger Herr:

Eine unaufhörliche Folge von herznagenden Krän-

kungen, welche oft mehr von dem traurigen Schicksale unseres Instituts als von bösen Menschen herrührten, hatten meine Leibes- und Seelenkräfte nach und nach dergestalt angegriffen, dass ich mit der grössten Wahrscheinlichkeit besorgen musste, binnen kurzer Zeit entweder meinen Verstand oder mein Leben zu verlieren und dadurch meine kleine hülflose Familie mit mir ins Verderben zu ziehen. Dieser letztere Umstand war für mich entscheidend: denn mich selbst würde ich aus Liebe zu unserer Sache, noch mehr aber aus liebster innigster Verehrung meines theuersten Fürsten gern aufgeopfert haben. Aber ein liebes treffliches Weib und ein kleines unschuldiges Kind durch meinen Untergang zugleich mit ins Elend zu stürzen, das war mehr als mein Herz ertragen konnte. Ich riss mich also los, um hier entfernt von dem unruhigen Gewühl meines bisherigen Lebens und getrennt von irrenden und bösen Menschen an meiner eigenen täglichen Ausbesserung und an der Beglückung meiner kleinen Familie zu arbeiten. Eine eingeschränkte Lebensart und vergnügter Fleiss setzen mich auch in den Stand, mich und die Meinigen hinlänglich zu ernähren, ohne irgend Jemanden in der Welt beschwerlich fallen zu dürfen. Und diese Lebensart will ich mit Gottes Hülfe so lange fortsetzen, bis ich mich wieder stark genug fühle, in einen grossen Wirkungskreis zu treten, und dann will ich gern zu meinem vorigen Posten zurückkehren, wenn ich in dieser Zwischenzeit nicht entbehrlich geworden bin. — Seinem Schwager Hiller schreibt er am 3. November nach Berlin: Mit Genies habe ich forthin keine Gemeinschaft mehr. Ich schliesse es in mein Morgen- und Abendgebet, dass mich der Himmel davor bewahren möge. Die bösen Menschen suche ich mit allem, was sie Kränkendes für mich gethan ha-

ben, zu vergessen. Ihre Namen gehen daher weder über meine Zunge, noch aus meiner Feder. Der Besitz einiger bewährter Freunde hält mich schadlos für hundert Schurken, in denen ich mich geirrt hatte. — Es war das Campe'sche Gewissen, das sich gegenüber dem Basedow'schen grillenhaften, rücksichtslosen, wankelmüthigen Wesen Luft machte [1]. Und in der That, die Sterne über ihm und die Sterne in seiner Brust hatten ihn recht geleitet: zu Hamburg durfte er fünf Jahre verleben, die er selber stets unter die fruchtbarsten und glücklichsten seines Lebens gerechnet hat.

„Unter allen Wohlthaten Gottes gegen mich ist keine grössere als die, dass er mich durch unaussprechliche Leiden in meine gegenwärtige Lage gleichsam hineingeschleudert hat. Wie viel mein Verstand, mein Herz und meine und der Meinigen Glückseligkeit dadurch gewonnen haben, kann ich nicht beschreiben;" mit diesem Bekenntniss beginnt er den neuen Abschnitt seines Lebens. Als gegen Ende October 1777 die Frau Rath nebst ihren Begleitern (der kleinen Lotte und der treuen Dienerin Hanne) in „der Wohnung des Friedens" angelangt waren, da waren seine nächsten Wünsche erfüllt. Bei bescheidenen Ansprüchen und unverdrossenem Fleisse durfte er hoffen, sich und die Seinigen zunächst durch schriftstellerische Thätigkeit zu ernähren, bis er Kraft und Lust wiedergewonnen, in einen grösseren Wirkungskreis einzutreten. Und obwohl die Gesundheit seiner Frau erschüt-

[1] „Aus Gewissensdrang" — sagt er in der Reise durch Frankreich und England — „hatte ich Amt und Brod und Alles aufgegeben, was einem Familienvater beruhigende Aussichten in die Zukunft gewähren kann und meine ganze kleine Habe beschränkte sich nur auf einen Kopf mit mittelmässigen Fähigkeiten und auf eine an rastlose Arbeitsamkeit gewöhnte Hand."

tert schien und der nächste Winter auch trübe Stunden brachte, so widerstand er doch männlich den Sirenenstimmen, die im Frühjahr 1778 nochmals aus Dessau sich vernehmen liessen. Konnte auch Basedow ihm den gethanen Schritt nie ganz verzeihen, der Fürst war überzeugt, dass Campe nicht anders handeln konnte, wollte er nicht an sich selbst und an den Seinigen zum Verräther werden.

In dem „in sich glücklichen und achtungswürdigen hamburgischen Freistaat" trat ihm so viel edle Gastfreundschaft, so viel treue Liebe entgegen, dass er sich fast wider Willen in die kaum verlassene, oft so dornreiche pädagogische Laufbahn verschlagen sah. Er meinte später, wenn es ihm gelungen sei, an der Verbesserung des deutschen Schul- und Erziehungswesens mit Erfolg mitzuarbeiten, er dies lediglich den Anregungen und dem Vertrauen zu verdanken habe, das man ihm von allen Seiten entgegenbrachte. Aus diesem ersten Freundeskreis erwähnen die Briefe aus jener Zeit vor Allem „die guten Reimarus, gute köstliche Leute, die auch einen Misanthropen mit dem Menschengeschlecht aussöhnen können," sodann die Familien Böhl, von Faber und Schuback.

Während des Winters war Campe mit Herausgabe seiner Erziehungsschriften [1]) sowie mit Beiträgen zu den „Hamburgischen Adresscomtoirnachrichten" [2]) beschäftigt. Da luden im Frühjahr 1778 drei wackere Hamburger Männer, von der Ueberzeugung geleitet, dass solch' ein pädagogisches Talent nicht brachliegen dürfe, Jo-

1) Sammlung einiger Erziehungsschriften. 2 Thle. Leipzig 1778.

2) Jahrgang 1777: Ueber die moralische Erziehung, ein guter Rath für Aeltern. — Erster Entwurf von Theophron's gutem Rath für seinen Sohn. 1778: Beschreibung einiger neuen pädagogischen Spiele.

hannes Schuback, „einer der reichsten, angesehensten und vernünftigsten Kaufleute der Stadt,“ Johann Jacob Böhl, der einem der ersten europäischen Handelshäuser in Cadix vorstand, und Legationsrath Leisching, Campen ein, die Erziehung ihrer Söhne zu übernehmen: Johannes, Gottlieb und Fritz Böhl, Nikolas Schuback und Dietrich Leisching, deren Vornamen sowie der von Campe's Lotte uns im „Robinson“ aufbewahrt sind. Es wurden noch andere Pensionisten angeboten, aber Campe glaubte auf einen kleineren Kreis sich beschränken zu sollen, theils um den Schein zu vermeiden, als habe er das Dessauer Philanthropin nur darum verlassen, um ein anderes auf seine Rechnung zu gründen, theils vor Allem, um so ein wahres Familienverhältniss festhalten zu können: denn jedes Institut, das aus dem Familienzirkel heraustritt und mit Hülfe vieler Unterlehrer betrieben werden muss, dünkte ihm eine Erziehungsfabrik. Einer der beiden Lehrer, die unter Campe's Aufsicht mitwirkten, war Rudolphi (Freund R. im „Robinson“), ein Bruder der Schriftstellerin Caroline Rudolphi. Böhl dagegen miethete ein schönes Grundstück im Billwerder Ausschlag am Hammerdeich [1]). In Folge dringender Anfragen war die Zahl der Zöglinge allmälig doch auf dreizehn gestiegen [2]), so dass Campe einen dritten Lehrer (wahrscheinlich den französischen Lehrer Joyard) anstellen musste. Aber der Gedanke „einer Zusammenschmelzung der öffentlichen und häuslichen Erziehung“ schwebte dabei Campen immer vor der Seele, dass er sei-

1) Hallier, J. H. Campe's Leben und Wirken. 1862. S. 27 ff.

2) Darunter Konrad von Hoba, der später an der Küste Nordamerikas bei einem Schiffbruch umkam; Ferdinand von Hahn, als Offizier gefallen, und Johannes Schuback, in der „Entdeckung Amerikas“ John genannt.

nen Zöglingen die Familie möglichst ersetzen müsse, wie er dies in dem Vorbericht zu den Erziehungsschriften auf das Bestimmteste ausspricht: „Ich habe das Glück, ein kleines Häuflein hoffnungsvoller Kinder um mich versammelt zu sehen, denen von nun an meine beste Zeit und meine besten Kräfte einzig gewidmet bleiben. Diese, welche immer ein Häuflein bleiben und zu keinem Haufen anwachsen sollen, sind, dem Wunsche ihrer Eltern gemäss, dem Schoosse meiner kleinen Familie einverleibt worden, und werden als Glieder derselben, und keineswegs institutsmässig von mir behandelt.“ Gegenüber den Nergeleien seiner Gegner durfte er am 1. Juni 1780 an Lessing schreiben: „Ich selbst, meine Frau, meine drei Gehülfen und meine zwölf herrlichen Knaben wissen fast nicht mehr, was Krankheit ist, weil wir, so weit der leidige Ueberlauf von Besuchern und Beschauern aus der feinen Welt — diese Hauptplage meines Lebens — es uns erlaubt, uns immer mehr und mehr in die Grenzen der einfachen Natur zurückzuziehen.“ Hier auf diesem „heiligen Fleckchen“, auf dem grünen Deiche, war es, wo Campe bald Körperübungen, bald Tugendübungen mit seinem Häuflein vornahm; hier hingen die trefflichen Knaben an seinem Nacken, an seinen Armen, an seinen Schössen, wenn vom Robinson oder von Columbus erzählt wurde; hier stand er mit gerührter, Ehrfurcht gebietender Miene unter seinen Kindern, um an lauen Sommerabenden unter dem Sternenhimmel dem Allvater ein kindliches Dankopfer darzubringen; hier liess sein sechsjähriges Töchterchen das schon ahnen, was sie im späteren Leben so treu gehalten hat. — Wie Campe getragen wurde von dem Glauben an die Heiligkeit seines Berufes und von der Liebe, die aus den Augen der Kinder ihm entgegenleuchtete, und wie hinwiederum seine Zöglinge

mit einer Treue an ihm hingen, die keine Trennung, keine Ferne kennt, davon ist ein sprechendes Zeugniss jenes Denkmal, das Campe seinem Anton Gottlieb Böhl gesetzt hat[1]).

Campe selbst fühlte sich in dieser beglückten Thätigkeit, im Schoosse eines reinen Naturlebens, frisch am Körper und am Geiste. „Meine Pfirsichbäume," schreibt er an Hiller im Frühjahr 1779, „wohl dreissig an der Zahl, stehen schon seit acht Tagen in voller Blüthe ... ich bin jetzt ganz Landwirth, behaue Bäume, mache wüstes Erdreich urbar, lege Lauben an und bin dabei mit meinem ganzen Hause so gesund, als wir nie gewesen sind ... wie viel ich jetzt arbeite und ohne Erschlaffung arbeiten kann, davon haben Sie keine Idee. Ich schreibe beinahe immer für zwei Pressen." Am 1. März 1782 kann er über 4400 Thlr. disponiren, den Ertrag seiner gesteigerten Thätigkeit, die Hiller zu Berlin für ihn anlegte. So kann er mit redlichem Willen und einem dankbaren Blick nach oben der Zukunft entgegengehn. „Der Gedanke, für meine kleine Familie reichlich gesorgt zu haben, wird mir den Abmarsch leicht machen."

Ueber die Frau Educationsrath liegt das Urtheil eines Zeitgenossen vor[2]), das, in dem etwas überschwänglichen Styl jener Zeit gefasst, immerhin die grosse Verehrung bezeugt, welche dieser Frau in den weitesten Kreisen gezollt wurde. „Sie wird es mir verzeihen, die liebe theure Frau, dass ich hier auch ein Wörtchen von ihr rede. Die Fülle meines Herzens, meine innige Verehrung verlangt es so. Von Grund aus edel, gross und

[1]) Schreiben aus Algier, von einem der ehemaligen Pflegesöhne. Neue Sammlung der Reisebeschreibungen I, S. 72 ff.

[2]) Gr. v. A., Beitrag zur Charakteristik niedersächsischer Damen. 1784.

einzig in ihrer jetzigen Bestimmung! Die schönste Pflegemutter einer grossen liebenswürdigen Familie, welche um ihre Vollkommenheit und Liebe die besten leiblichen Mütter beneiden.

Bei ihr sollten die Mütter und die Töchter in die Schule gehen, und bei dem Gemahl die Söhne. — Der körperlichen Gestalt nach ist die Madame Campen ganz angenehm gebildet. In ihrer männlichen Grösse liegt etwas Ansehnliches und Würdiges, welches, mit Heiterkeit und weiblicher Sanftmuth gemischt, ihrem ganzen Wesen viel Annehmliches giebt. Ihr ganzer Körperbau ist übrigens von einem guten weiblichen Ebenmaass. Ihre Gesichtsbildung ist nicht schön, sondern artig. Ihr grosses Auge ist feuerreich und kraftvoll. Mit bedeutendem und geistvollem Blick sieht sie allemal auf den vorhabenden Gegenstand. Den fremden Sprecher sieht sie scharf an und hört still beobachtend zu, was er spricht, ohne zu unterbrechen bis er fertig ist. Dann aber lässt sie auch Niemand durch stockstummes Schweigen in Verlegenheit, sondern knüpft an den Faden des Gesprächs freundlich an, hilft aus, lockt heraus, wenn ihr der Gegenstand und der Sprecher eine Sache von Werth sind, lernt in der Stille gern und lehrt wiederum auf eine verbindliche Art.

Ihre Rede ist angenehm, natürlich und kurz; allemal mit einem freundlichen Lächeln begleitet. Keine Verzierung und Verzerrung der Geberden scheint sie zu kennen. Ich kenne aber einige Hamburger Damen, die es für sehr schön halten, während der Rede mit dem Köpfchen zu nicken wie die Tauben, oder das Köpfchen fein auf eine Seite zu legen, wie die Gänse, wenn sie den Himmel ansehen, oder unaufhörlich mit den Augen zu blinzen wie die Eulen am Tage. Ihr Haar ist hoch, lichthell und stark, die Haut sehr fein, weiss und zart, wie sie gemei-

niglich bei einem Phöbushaar zu sein pflegt und der Teint schwach rosenblass. Es ist aber, nota bene, Natur und nicht Pflasterschönheit, unter deren Schutz die blassen Hamburgerinnen so schön sind. Die ganze Physiognomie dieser guten Dame ist sonst sehr bedeutend und geistig. So freundlich und liebreich ihr Blick ist, so liebreich ist ihr Herz. Man kann sagen, sie ist klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben — — — Diejenigen Stunden, welche ihr die grosse Hauswirthschaft übrig lässt, liest sie die angenehmen und lehrreichen Schriftsteller unserer Nation, und oft nimmt sie schwere Lectüre vor, aber ihr vorzüglich schneller Verstand und der leicht eindringende Scharfsinn, den sie vor so vielen Männern voraus besitzt, erleichtern ihr alles. Viel mehr würde sie lesen und studiren, aber die häuslichen Geschäfte und die ganze grosse Oekonomie, welche sie zu übersehen und zu dirigiren hat, fordern ihr alle ihre Zeit und Aufmerksamkeit ab, und man muss sagen, sie steht derselben unvergleichlich vor, sie zeigt sich darin ganz in ihrer Grösse und Liebenswürdigkeit, füllt so ganz die weibliche Bestimmung aus. Mit einem hellen Adlerblick übersieht sie leicht das Ganze, theilt die Rollen aus, und Klugheit und Thätigkeit führen die vielen und lästigen Geschäfte einer grossen Hauswirthschaft mit bewundernswürdiger Leichtigkeit aus. Schnell und thätig wie sie ist erscheint sie allerwärts, ordnet alles zur rechten Zeit und genau an, was zur Bequemlichkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Gesundheit der Eleven gehört, und Speise, Trank, Kleidung, Wäsche und Reinigung für so viel Personen ihres Hauses erfordern nicht wenig Achtsamkeit und Mühe. Sie weiss es doch aber alles so gut zu bewirken, dass sie noch Zeit genug übrig behält, die Stadt und ihre Freunde in der Gegend zu besuchen, die Besuche abzuwarten, womit sie

oft aus der fernen Fremde sehr heimgesucht wird und kleine ländliche Vergnügungen zu suchen, um sich darin wieder zu erholen.

Weil sie sehr viel bürgerliche Klugheit besitzt, so versteht sie alle die vielen Besuche und auch ihre Freundschaft so zu leiten, dass sie weder der Haushaltung noch dem Institute im mindesten beschwerlich fallen, wie man denn auch durchaus nicht genirt ist, und hier nicht sein muss, um nicht alles zu verderben.

Mit den Eleven selbst geht sie sehr gut, sehr vortrefflich um, so wie mit den Lehrern. Diese sieht sie wie ihre Freunde und jene alle wie ihre Söhne an, und keine Mutter könnte besser mit ihnen umgehen. Sie ist gefällig und ernsthaft, liebreich gewährend und streng versagend, wenn es nicht anders sein kann. Sie spielt oft mit ihnen und nimmt durch eine kleine Aufsicht auch zugleich Theil an ihren kindlichen Freuden, zu welchen sie sich theils herunter, ihre Lieblinge aber auch etwas zu sich herauf zu stimmen weiss. Man darf mit Wahrheit behaupten: keine Mutter kann ihr Kind einer besseren Mutter und kein Vater einem besseren Vater anvertrauen, als wenn sie es diesem guten Institute überlassen. So nützlich sie demselben ist, eben so viel Lust, so viel Annehmlichkeit und Rühmliches findet sie darin, ohne selbst eigene Söhne zu haben, die guten Söhne Anderer, die blühenden Hoffnungen so vieler edlen Familien zu pflegen, sie zur Tugend und Vollkommenheit bilden zu helfen. — Bei so vieler Arbeit, bei so grosser Geschäftigkeit scheint sie der besten Gesundheit zu geniessen und durchaus keine Zeit übrig zu haben, weder modisch empfindsam, noch stubenzärtlich und nervenkrank zu werden. Sie trotzt allem Wind und Wetter und allen Apothekern. Und wer Lust hat thätig und

deutsch zu sein, der kann ebenso gesund werden. Es ist fast ein patriarchalisches Leben, um das ich diese guten Leute beneiden möchte!“ — —

Erstaunlich ist Campe's literarische Fruchtbarkeit in diesen Jahren, da kein Bleigewicht der Sorge oder der Verkennung an die Schwingen seines Geistes sich hing. Sein Sittenbüchlein, seine Betrachtungen über Empfindsamkeit und Empfindelei, seine kleine Kinderbibliothek, seine Entdeckung von Amerika, vor Allem sein Robinson, der, in fast alle Sprachen übersetzt, von Cadix bis Petersburg gelesen wurde, haben damals schon den Namen Campe's mit unvergänglichem Ruhm geschmückt. Wie er an dem wissenschaftlichen Leben, von dem die geistige Atmosphäre Hamburgs damals bewegt war, gebend und empfangend, Theil nahm, so wurde auch nach aussen ein lebendiger Verkehr unterhalten, mit dem Sänger der Messiade und dem Wandsbecker Boten, mit Boie, Bahrdt, Buhle, Büsch, Ebert, Forster, Feder, Garve, Gökingk, A. und W. v. Humboldt, F. H. Jakobi, Nicolai, Lavater, Eberhard, Pfeffel, Wolke, Schlözer[1]), vor Allem auch mit Lessing, mit dem Campe durch Reimarus' Vermittelung bekannt wurde. Lessing hat in Campen einen festen, unschwärmerischen Mann geschätzt[2]); er hat, obgleich gelegentlich die kleinen Anfälle der Herrnhuterei der Frau Rath persiflirend, doch ein Bild edler Weiblichkeit in ihr erblickt, die des Dichters erste Bekanntschaft mit dem Besen in der Hand gemacht. Tiefer und wahrer ist wohl nirgends getrauert worden, wie in dem Campe'schen Hause, als die Kunde nach Hamburg ge-

1) Vergl. Abschnitt VIII.

2) Nach einem Briefe der Elise Reimarus vom 16. October 1778.

langte, dass der Dichter des Nathan erlöst sei zur Freiheit, nach der er so treu gesucht hatte [1]). Das hatte Campe mit Lessing gemein, dass Ehren-Göze, der Hamburger Hauptpastor, auch gegen ihn eifernd und verketzernd sein geistliches Schwert schwang. Dieser hatte Campen öffentlich, von der Kanzel, getadelt, dass er seine Kinder, statt zur Kirche, in die freie Natur führe. Als nun gegen diese Bannpredigt ein allgemeiner Unwille sich erhob, suchte Göze eine Thorheit durch die andere zu verlöschen. Er betheuerte, dass er Campen nicht gemeint habe, so dass er schliesslich in den Augen des Publicums durch seine Feigheit mehr noch als durch seine Kapuzinade verlor.

Aber schon im Sommer 1782 fühlte Campe „an Leib und Seele sich unfähig", in der bisherigen Weise seine Pflichten zu erfüllen. Das Geräusch so vieler lebhafter Kinder, der unglaubliche Zudrang von Fremden und die damit verbundenen Störungen, die Menge brieflicher Anfragen, die an ihn gerichtet wurden, so dass der arme Erzieher, wie er an Iselin schrieb, sich in einen immer fertigen Briefsteller und in einen immer paradirenden Complimentenmacher verwandelt sieht, die ganze Last, die auf seinen Schultern ruhte: das Alles hatte sein Nervensystem in einen äusserst reizbaren Zustand versetzt und den Entschluss zur Reife gebracht, sein Institut aufzulösen [2]). Während das Publicum in diesem Schritte nur die Eingebungen einer hypochondrischen Laune erblicken wollte, blutete Campe's Herz, bei dem Gedanken, die

1) Vergl. das Gedicht auf Lessing's Tod im VIII. Abschnitt.

2) Nach einer Notiz bei Hallier haben die Franzosen 1814 die meisten Erinnerungen an jene Stätte, wo der Robinson erzählt und erlebt worden war, hinweggetilgt. Jetzt ist auf der Stelle eine Lederfabrik mit ziemlich wüster Umgebung errichtet.

Früchte seines Fleisses nicht reifen zu sehen; aber seine geschwächte Gesundheit machte ihm diese Trennung gebieterisch zur Pflicht. Den Kindern Schuback's und Böhl's wollte er auch jetzt noch den letzten Rest seiner Kraft widmen: Beide nahmen dies Opfer einer edlen Gesinnung nicht an [1]).

Campe zog nun mit nur vier Schülern [2]) nach Trittau, einem Dorf an der Bille, drei Meilen von Hamburg. Seine Arbeit theilte sich hier zwischen der Landwirthschaft und der Erziehung seiner Zöglinge. Zugleich verband er sich mit Stuve und Trapp zu einem grossen Werk über Erziehungskunde, der allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens (seit 1785).

Im August 1785 trat Campe zur Wiederherstellung seiner durch übertriebene Stubenarbeiten geschwächten Gesundheit eine längere Reise an [3]). Sein Weg führte ihn zunächst nach Braunschweig. Hier besuchte er u. A. seinen alten Lehrer Richter, damals Generalsuperintendent. Auch der Herzog empfing ihn zu wiederholten Malen und bot ihm eine Anstellung an in seinem Lande: Campe fürchtete für seine glückliche Unabhängigkeit, auch reizte ihn nicht die Ehre, den Grossen zu gefallen. Lessing's Grab, der doch wenige Jahre vorher gestorben war, konnte ihm Niemand nachweisen [4]). Die Pflicht

[1]) Die Leitung der Anstalt übernahm seit 1783 E. Ch. Trapp, Professor der Pädagogik zu Halle.

[2]) Ferdinand, Anton, Nikolaus und Ary. Vergl. Campe's Reise von Trittow nach Wismar und Schwerin etc.

[3]) Reise des Herausgebers von Hamburg bis in die Schweiz im Jahr 1785.

[4]) Als Campe ein paar Jahr später nach Braunschweig übersiedelte, liess er den bereits eingesunkenen Hügel Lessing's wieder aufrichten

der Pietät bestimmt ihn, einen Abstecher von dreizehn Meilen zu Pferde zu machen, um seine alte Mutter zu Holzminden zu besuchen. Der Weg dahin führt ihn nach Deensen, dem Orte seiner Geburt; mit Wehmuth ruht sein Blick auf dem Kirchlein, in dem die Gebeine seines Vaters ruhen, auf den Stätten, wo er den Traum der Jugend geträumt. In Göttingen hat er ein kleines Rencontre mit einem Musensohn nach der Art von Zachariä's Renommisten. Ueber Kassel geht es dann bei erbärmlichem Wetter über Marburg und Giessen nach Frankfurt. „Man überhäuft mich“ — schreibt er von hier am 29. August an seine Frau — „überall mit so vielen Freundschafts- und Liebeserweisungen, dass ich zuweilen in Versuchung gerathe, zu glauben, dass man mich zum Besten haben wolle. Ehegestern, da ich nach Hanau reisen wollte, zog ich wie der Rattenfänger von Hameln durch die Stadt, begleitet von einer ganzen Herde von Kindern aus den ersten Häusern, die sich an mich hingen. Sie hatten unter sich den Vertrag gemacht, dass je zwei und zwei mich an der Hand haben und dann zweien anderen Platz machen sollten. Fünf Hofmeister gingen als Adjutanten neben her. So schleppten sie mich bis vor das Thor in einen Garten, wo ich die Diligence erwarten sollte. Solche

und mit Epheu und Pappeln bepflanzen. Im Jahr 1788 erliess der Schauspieldirector Grossmann von Hannover aus ein Schreiben an die deutschen Schaubühnen zum Zweck einer Benefizvorstellung für ein Denkmal über Lessing's Grabhügel: unter die Wenigen, die sich der Sache mit Wärme annahmen, gehört Campe und seine treffliche Gattin, die selbst einen Entwurf zu dem projectirten Denkmal zeichnete. Die Bühne und das Publicum blieben kalt, Deutschland schien seinen grossen Dichter vergessen zu haben. Campe hat dann Lessing's Grab mit einem einfachen Sandstein bezeichnet, der es vor dem Vergessenwerden bewahrt hat. Erst in diesen Tagen ist die alte Schuld abgetragen worden.

Anhänglichkeit, solche Herzlichkeit habe ich fast noch nie gesehen.“ Ueber Darmstadt, die Bergstrasse entlang, deren Reize ihn entzücken, erreicht er Heidelberg und Karlsruhe, von wo er am 3. Sept. seinen Lieben in der Heimath Bericht erstattet. Auch in Darmstadt überhäuft man ihn mit Liebe und Güte. In der Zahl derer, mit denen er Verbindungen anknüpft, befindet sich auch „Rath Merk, ein Mann von grossem Kopfe, aus dem Cirkel der Schlosser, Lavater, Göthe“. Auf dem Melibocus, den er besteigt, schleppt er mit den Genossen Steine zusammen, um ein Denkmal in Form eines Altars zu hinterlassen. „Du siehst, meine Beste, dass das mildere Klima und das Romantische der Gegenden, die ich durchstreift bin, schon angefangen haben, mich zur Empfindsamkeit zu stimmen und ich stehe nicht dafür, dass Du, wenn das so fortgeht, einen wahren Siegwart an mir zurückerhalten wirst.“ Aus den nächsten Reisestationen (Strassburg, wo besonders das „erstaunliche Felsengebäude“ des Münsters und „das berühmte Denkmal des noch berühmteren Marschalls von Sachsen“ ihn fesselt, Colmar, wo er seinen ehrwürdigen Freund Pfeffel begrüsst, Basel, Schaffhausen, von wo aus er einen Abstecher nach dem Rheinfalle macht) liegen keine Briefe vor. Der Heimgekehrte kann seinem lieben Bruder Hiller (Nov. 1785) nicht beschreiben, wie viel Liebe man ihm überall bewiesen hat. „Sogar Gastwirthe, wollten kein Geld von mir annehmen. Hundert deutsche Schriftsteller werden vermuthlich, ihren höheren Talenten gemäss, mehr geehrt und bewundert als ich, aber ich zweifle, ob irgend einer unter ihnen sich einer so allgemeinen Liebe rühmen dürfe. Man hat mich oft bis zu Thränen gerührt.“ Demselben Briefe entnehmen wir, dass die freundliche Zusprache des Herzogs von Braunschweig doch nicht auf

einen ganz unfruchtbaren Boden gefallen, dass es diesem vortrefflichen Fürsten gelungen war, die Bedenklichkeiten Campe's zu heben [1]).

3. Die Meisterjahre.

Die alte Welfenstadt an der Oker war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Mittelpunkt für künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen geworden. Herzog Karl († 1780) hatte, einen Gedanken des Abtes Jerusalem mit Lebhaftigkeit ergreifend, das Collegium Carolinum gegründet, um die Lücke zwischen der niederen und hohen Schule auszufüllen. Von Jahr zu Jahr wuchs der Ruhm der jungen Anstalt, für welche man bedeutende Kräfte gewonnen hatte. Einen gewandten und unermüdlichen Curator besass dieselbe an Jerusalem, geliebt von seinem Fürsten und vom Volk, berühmt als Redner, grösser noch als Mensch denn als Schriftsteller. Von den übrigen Lehrern nennen wir Gärtner, den witzigen, anregenden, geschmackvollen Professor der Beredtsamkeit; Zachariä, Professor der schönen Wissenschaften, würdevoll, vielseitig gebildet; Ebert, den Professor der englischen Literatur, Klopstock's Freund, nicht frei von Sinnlichkeit und sentimen-

[1]) „Er (der Herzog) schenkt mir ein Canonicat und bittet mich, bis zur Eröffnung desselben, ihm zu erlauben, dasselbe sogleich durch eine Pension von 400 Th. zu realisiren, ohne dass auch nur in der entferntesten Weise ein Dienstverhältniss daraus entstehe. Es soll, fügt er hinzu, nicht Besoldung, nicht Vergeltung sein, sondern man wünscht nur, dass Sie meinen Beweis darin finden mögen, wie ungern wir Sie lange genug entbehrt haben."

taler Schwärmerei, aber auch graciös und launig; Schmid, Lessing's Freund, Professor der lateinischen Literatur, geschätzt als Lehrer und als Uebersetzer; Eschenburg, Professor der Literaturgeschichte, Verfasser werthvoller Lehrbücher, auch durch seine Arbeiten über Horaz und Shakspeare in weiten Kreisen bekannt geworden [1]). Auch Leisewitz gehört in diesen Kreis, verehrt wegen seiner Verdienste um das Armenwesen, durch seinen „Julius von Tarent" würdiger Genosse des Braunschweiger Parnasses. Dem Herzog Karl war sein Sohn Karl Wilhelm Ferdinand gefolgt, nach kriegerischen Lorbeeren strebend, aber auch ein Freund der freien Künste und ein Mäcen der Schriftsteller, der den Dichter des Nathan für seinen Dienst gewann. Aus Campe's Meisterjahren, wie sie in Braunschweig sich erfüllt, wird uns ein ungleich ansprechenderes Bild entgegentreten, als jenes, das der Biograph Lessing's von diesem Fürsten gezeichnet hat [2]).

So kehrte denn Campe im Frühjahr 1786, ausgerüstet mit einem Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, den er im Sturm und Drang seiner Lehr- und Wanderjahre gesammelt hatte, dem Rufe des edlen, für die Ideen der Aufklärung empfänglichen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig folgend, zurück in das Land seiner Väter, um daselbst als Schulrath eine Reform des Schulwesens anzubahnen und zu leiten. Ein Theil des Schlosses zu Salzdahlum ward ihm zur Wohnung angewiesen. Der Gedanke seines Lebens sollte hier, wenn auch unter mancherlei Verstörung, zur That werden. Er verhehlte sich nicht, dass „die Alten, die Unverbesserlichen"

1) K. Schiller, Braunschweig's schöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800.

2) Stahr, G. E. Lessing II, 37.

ihm fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen würden. Darum nach gleichgesinnten Genossen sich umschauend, beantragte er beim Landesfürsten die Berufung von Ernst Christian Trapp, der auch bis 1779 am Educationsinstitut zu Dessau gewirkt, und von Johann Stuve, seit 1777 Conrector zu Prenzlau, der bereits um die Verbesserung des Schulwesens in den preussischen Staaten sich verdient gemacht hatte. Stuve, wie Campe bei allem Selbstgefühl bescheiden, freimüthig, dabei redegewandt und praktisch, sollte der praktischen Durchführung der Reformen seine Kraft widmen, während Trapp, dessen äussere Erscheinung schon weniger imponirte, in der Ausarbeitung neuer Lehrordnungen und Schulbücher seine eigenthümliche Begabung verwerthen sollte. Mit beiden, so wie mit Heusinger, gab Campe das „Braunschweigische Journal" [1]) heraus. Campe, Trapp und Stuve bildeten nun ein besonderes Landescollegium, das sich die Aufgabe stellte, für das Schulwesen des Herzogthums eine neue Epoche heraufzuführen. Wie ein Wetterstrahl fuhren in die vielfach verrotteten Zustände Campe's „Fragmente über einige verkannte, wenigstens ungenutzte Mittel zur Beförderung der Industrie, der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes" [2]), das kühne Programm des pädagogischen Triumvirates. Aber während Campe vom Landesfürsten mit allen Beweisen der Huld und des Vertrauens gleichsam

[1]) Im ersten Stück (Januar 1788) spricht Campe sich aus über Absicht und Gegenstände dieser Zeitschrift: sie soll unbefangen Untersuchungen anregen und fördern, kurz Alles ins Auge fassen, was eine Beziehung auf die Bildung und Glückseligkeit des Menschen hat, die wichtigsten Fragen der Philosophie, Philologie und Pädagogik, insbesondere auch die Kritik der neuesten Literatur, und das Alles in einem anständigen Tone, ohne persönliche Gehässigkeit, keinem zu Lieb und keinem zu Leide.

[2]) Das Nähere im Abschnitt VI.

überschüttet wurde, fühlte sich Alles, was stumpfsinnig am Altüberlieferten haftete, die Mitglieder der Landstände und die hohe Geistlichkeit, als deren Wortführer der Abt Velthusen auftrat, durch den allzuraschen Feuereifer der neuen Pädagogen verletzt. Und als man nun im neuen Collegium sofort zur Eröffnung der Conferenzen schritt und den ersten Reformversuch an der lateinischen Schule zu Holzminden machte: da lieferten die Stände, hinter deren Rücken die Geistlichkeit den Widerstand organisirte, den Nachweis, dass das neue Landescollegium der Verfassung und den ausdrücklichen Versprechungen des vorigen Herzogs bei der Errichtung eines eigenen Finanzcollegiums zuwiderlaufe. Die Stände um eine nachträgliche Sanction zu bitten, dazu besass doch der Herzog und sein Minister von Hardenberg zu viel Selbstgefühl; und so scheiterte der so redlich gemeinte Schulverbesserungsplan an diesen Klippen. Die Geistlichkeit machte schliesslich ihrem Aerger und ihren Befürchtungen in einer Fluth von Pamphleten Luft [1]). Mendelssohn hat ihn damals auf den Dank der Nachwelt und einiger Guten unter den jetzt Lebenden verwiesen.

Hatten nun auch die Conferenzen durch diese Wendung der Dinge ein rasches Ende genommen und schien auch der Entwurf einer Schulreform im Keim erstickt, so kamen doch die aufgestellten Grundsätze und Verbesserungsvorschläge der Katharinen-Schule und dem Carolinum zu Gute, an welche in mancher Hinsicht die umgestaltende und verjüngende Hand gelegt wurde. Aber vor Allem wurden die zu Braunschweig ausgesprochenen Ideen weiter getragen durch die feurigen Zungen der Presse. Campe selbst blieb nach wie vor der Liebling des Her-

[1]) Vergl. Abschnitt VI.

zogs, auch in der Sonne der Hofgunst sich gleich bleibend, immer der bescheidene, freimüthige und unabhängige Mann. Gleichwohl regte sich der Neid, und die übele Nachrede zischelte, als der Herzog dem Schulcollegium die Zimmer der verwittweten Herzogin im Schlosse zu Wolfenbüttel anwies und für Campe und seine Familie einen Theil des Lustschlosses zu Salzdahlum zurecht machen liess. In des Herzogs eigenem Wagen abgeholt [1]) hatte Campe oft stundenlange vertraute Unterredungen im Cabinet des Fürsten, während die Räthe und Höflinge in den Vorzimmern sich langweilten. Und als Campe gegen Ende des Jahres 1787 die bisher mit dem Waisenhaus verbundene Buchdruckerei und Buchhandlung unter der nunmehrigen Firma „Braunschweigische Schulbuchhandlung" übernahm, da schenkte ihm der Herzog ein ansehnliches Gebäude der Stadt, bisher den Zwecken des Lotto dienstbar, zur Aufstellung der Pressen; die Buchhandlung selbst wurde im Schlosse zu Wolfenbüttel etablirt, die ehemalige Hofconditorei ward zum Waarenlager. Die Pagenzimmer bezog ein Buchhändler. Der Erfolg war glänzender als man geahnt; der Absatz der Erziehungsschriften, der Kinderbibliothek, der Reisebeschreibungen ein unglaublicher. So konnte nicht bloss das schon zu Trittow angefangene „Revisionswerk" [2]) fortgesetzt werden, Campe konnte jetzt auch den Plan fassen zu einer grossen „Schulencyclopädie, oder vollständigen Sammlung neuer, den bisherigen Fortschritten in der Aufklärung und den jetzigen Bedürfnissen der verschiedenen Stände angemessenen Schulbücher jeder Art, von den ersten und einfachsten Ele-

[1]) Nekrolog in der Allg. Zeitung 1818.

[2]) Vergl. Abschnitt III.

menten an bis zur höchsten Stufe des Schulunterrichts“ [1]), eine Unternehmung für das man hervorragende Kräfte wie Heyne und Forster zu gewinnen suchte [2]). Die orthodoxe Geistlichkeit witterte auch in diesem Werke Gefahr für den reinen Glauben und Campe antwortete den Angriffen mit einer That, die der gemüthswarmen Religion seines Herzens entsprang: er verwandte einen Theil des Ertrages der ausser Landes verkauften Exemplare, um die Landesschulen mit einer hinreichenden Anzahl von Freiexemplaren zu versorgen. Dagegen empfing der unwürdige Tross, der ihn mit literarischem Koth zu bewerfen suchte, eine wohl verdiente Züchtigung in der mit edlem Selbstgefühl geschriebenen Rechtfertigungsschrift: „An meine Freunde“ (1787) [3]). Zu dem schon 1783 erschienenen „Theophron oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend“ trat als Gegenstück das an Campe's vortrefflich erzogene Tochter Lotte gerichtete Buch: „Väterlicher Rath für meine Tochter (1789)“, Schriften, die Tausenden zum Segen gereicht haben [4]).

In demselben Jahre, in welchem im „Revisionswerk“ Rousseau's Émile übersetzt und erläutert ward, flog die Kunde von der französischen Revolution durch die Welt, die Herzen der Zeitgenossen bewegend und spaltend. Im Jubel der ersten Begeisterung, die Campe damals mit den besten unseres Volkes theilte, und mit voller Zustimmung seines Landesfürsten machte er sich mit seinem ehemaligen Schüler Wilhelm von Humboldt und einem Hrn. W. (Wendeborn?) auf, um selbst Augen-

[1]) Vergl. Abschnitt III.
[2]) Vergl. die betr. Briefe im Abschnitt VIII.
[3]) Vergl. Abschnitt VI.
[4]) Vergl. Abschnitt III.

zeuge von „dem rührenden Sieg der Menschheit über die Zwangsherrschaft zu sein". Ueber Crefeld, Lüttich und Brüssel erreichen sie Paris am 3. August 1789, wo sie während eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes sich „den schaukelnden Wogen des Pariser Weltmeeres überlassen". Die Auszüge aus dem „Pariser Tagebuch" in den Briefen an die geliebte Lotte [1]) enthalten eine lebendige Schilderung der Sehenswürdigkeiten der Weltstadt. Aber besonders die (zuerst im „Braunschweiger Journal" 1789 bis 90 abgedruckten) „Briefe aus Paris" [2]), ein Wetterleuchten in die verrotteten Zustände einer untergehenden Weltordnung hinein, mit der Beredtsamkeit eines warmen Herzen und mit der Detailmalerei eines Augenzeugen geschrieben, geben ein ergreifendes Bild jener Stürme, unter welchen der Thron des heiligen Ludwig unterging.

Kurz nach Campe's Ankunft zu Paris fand jene berühmte Sitzung der Nationalversammlung in der Nacht vom 4. auf den 5. August 1789 statt, welche den bisherigen Zustand Frankreichs gänzlich umgestaltete. Es war ein Wettstreit — bemerkt Campe — zwischen Grossmuth und Grossmuth, zwischen Patriotismus und Patriotismus; welche erhabene Tugenden die Gemüther der Stellvertreter des Volkes auf einmal, und ohne dass sie darauf vorbereitet waren, wie durch einen elektrischen Funken, zum höchsten Enthusiasmus entzündeten. Die Folge davon war, dass die ganze Versammlung, wie von einem unwiderstehlichen Zauber fortgerissen, alle Bedenklichkeiten, alle Rücksichten, die doch vielleicht nicht unzeitig gewesen wären, ja sich selbst und ihr eigenes

1) Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen, achter Theil.
2) Vergl. Abschnitt VI.

persönliches Interesse gänzlich aus dem Auge verlor, und einstimmig und unter lauten Zurufungen der Nation und der Menschheit die unerhörtesten Opfer mit einer Schnelligkeit brachte, welche die protokollführenden Schreiber nöthigte, ihre Federn niederzulegen und das Aufzeichnen der zwanzig grossen Beschlüsse, welche in dieser stürmischen nächtlichen Stunde zu Stande kamen, bis auf den folgenden Morgen zu verschieben. Das ganze alte Gebäude des Lehnsystems mit allen seinen glänzenden Vorrechten für die Herrschaften, mit allen seinen drückenden Lasten für die Unterthanen ward in einigen Minuten von Grund aus umgestürzt und zernichtet; der Adel, die Geistlichkeit, ja ganze Provinzen thaten Verzicht auf ihre angeerbten Rechte, Freiheiten und Privilegien; alle wollen künftig nur der allgemeinen Rechte eines Bürgers und Franzosen geniessen, und wie jeder andere Bürger und Franzose die Staatslasten tragen helfen. —

Eine freundliche Einladung Mirabeau's rief ihn am 13. August nach Versailles in die Nationalversammlung, wo er „dem Leichenbegängniss des französischen Despotismus beizuwohnen das Glück hatte", jener Sitzung, in welcher die von Target entworfene Adresse verlesen wurde, nach welcher man dem Könige den Ehrentitel „Wiederhersteller der französischen Freiheit" übertrug und ihn ersuchte, mit der Versammlung in der Schlosscapelle wegen der glücklich vollendeten Revolution ein feierliches Te Deum zu singen. Am nächsten Tage ward dieser Aufzug in Scene gesetzt; Campe und seine Reisegefährten schlossen sich den Mitgliedern der Nationalversammlung an und gelangten unangefochten bis in die sogenannte grosse Gallerie des Schlosses, wo der König die Adresse annehmen wollte. Hier lief nun alles — erzählt unser Reisender — weil der König noch nicht da

war, eine Zeitlang unordentlich durcheinander, und ein Getöse, welches, von fern gehört, dem Brausen des Meeres glich, erfüllte den Saal, Prinzen, Erzbischöfe, Marquis, Grafen, Edelleute, Priester und Bürger schwärmten bunt durch einander, man glaubte in Noah's Kasten zu sein. Plötzlich öffnete sich eine Seitenthür; und in dem nämlichen Augenblicke waren tausend winkende Hände und Hüte in der Luft, welche zur Stille einluden, und ein allgemeines Zsch! Zsch! verkündigte die Ankunft des Monarchen. Er trat herein; und da hätten Sie sehen sollen, wie die nämlichen Menschen, welche Tags zuvor auf jede Silbe eifersüchtig waren, die dem Wiederhersteller der französischen Freiheit zu viel Respect zu bezeugen schien, auf einmal wieder die alten, ihrem Beherrscher mit Leib und Seele ergebenen Franzosen zu sein das Ansehen hatten, die sie ehemals waren. Einige sprangen auf Stühle, Andere hingen sich an die Säule und die Uebrigen reckten sich, auf den Zehen stehend, so weit sie konnten, in die Höhe, um das ihnen gar nicht unbekannte Antlitz des königlichen Mannes anzustaunen, dessen vorige Majestät sie selbst so sehr beengt hatten. Als der Präsident ausgeredet und der König vorgezeichnetermaassen darauf geantwortet hatte: brach die ganze Versammlung in ein dreimaliges so schmetterndes Vive le roi! aus, dass der Palast in seiner Grundfeste erbebte. Und nun äusserte Jeder gegen seinen Nachbar die lebhafteste Freude über die deutliche und vernehmliche Art, womit Se. Majestät geredet hatte; und über die Zufriedenheit, die man dabei in Ihrer Miene wahrgenommen zu haben glaubte. Der König trat nunmehr verlangtermaassen den Weg zur Schlosscapelle an; und wir anderen Deputirten — ich war in diesem Augenblick stolz genug, meine Freunde und mich für Deputirte der Menschheit zu halten — folgten

ihm auf dem Fusse nach. Wir brauchten nur durch einige an die grosse Galerie stossende Zimmer zu gehen, so waren wir da. Als wir das letzte von diesen Zimmern erreicht hatten, kam die Königin, begleitet von Madame und von Madame Elisabeth durch eine Seitenthür zum Vorschein, um in die an dieses Zimmer stossende und schon geöffnete königliche Tribune der Capelle zu treten. Der König nahm unterdess seinen Sitz unten in der Kirche ein. Es war seit dem Anfange der Revolution das erste Mal, dass die Königin wieder öffentlich erschien; und man hätte daher glauben sollen, dass Jeder begierig gewesen wäre, sie zu sehen. Allein die Deputirten gingen, ohne sich durch Stillstehen oder durch irgend eine Art von Ehrenbezeugung aufzuhalten, bei ihr vorüber, und Jeder nahm den ersten den besten Platz ein, den der Zufall ihm anwies. Der meinige war glücklicher Weise in der Nähe der Königin; und Sie können denken, ob ich den Vortheil, den er zum Beobachten mir gewährte, zu benutzen suchte. Ihre Majestät ergriffen in dem Augenblick, da Sie ihren Sitz einnahmen, das Gebetbuch und ihre Augen blieben während der ganzen gottesdienstlichen Handlung fast ununterbrochen darauf geheftet. Wenn sie sich je zuweilen davon losmachten, so geschah es, um Madame oder Madame Elisabeth anzublicken, zu denen Ihre Majestät von Zeit zu Zeit ein freundliches Wort redeten. Der gemischte Ausdruck ihres Gesichts — aber welche Sprache hat Worte, um ein Gemisch von Empfindungen auszudrücken die wegen der sonderbaren Lage, worin Ihre Majestät sich befand, die einzigen in ihrer Art sein mussten! Den König konnte ich an der Stelle, wo ich stand, nicht sehen; aber einer meiner Gefährten, der in dieser Betrachtung glücklicher war, weil

er seinen Platz unten in der Kirche bekommen hatte, versicherte mich, dass Se. Majestät während der ganzen Feierlichkeit das allergleichgültigste und untheilnehmendste Gesicht von der Welt gezeigt habe. —

Nächst dem grossartigen Schauspiel der Revolution war Nichts, was Campen mehr angezogen hätte, als Rousseau's Grab und jede Nachricht, die er von dem grossen Todten auftreiben konnte. Deshalb unternahm er gegen Ende August eine Wallfahrt nach Ermenonville. „Ich eilte nach dem Hause, welches der unsterbliche Mann während seines Aufenthalts zu Ermenonville bewohnte, und worin er starb. Es ist ein kleines bescheidenes Häuschen, zwar in der Nähe des Schlosses, aber ganz unter Bäumen versteckt. Man führte mich die Treppe hinauf. Hier traten wir in das kleine Zimmer, welches er einst bewohnte, und worin er auch zu schlafen pflegte. Sein Bett stand noch da; gegen demselben über der alte Lehnstuhl, worin sein Körper sitzen blieb, als der grosse Geist, der bis dahin ihn belebt hatte, sich zum Vater der Geister erhob. An diesem Zimmer ist ein kleines Cabinetchen, kaum drei Ellen lang und tief; das nämliche, worin jener Lehnstuhl damals stand, und worin Rousseau verschied. Seine letzten Worte — an seine unwürdige Frau gerichtet, waren folgende: „Erzeige mir, liebes Weib, den Gefallen, das Fenster zu öffnen, damit ich noch einmal so glücklich sei, jenes Grün zu sehen. — Wie schön es ist! — Wie klar und heiter der Tag! O wie ist die Natur doch so gross! — Sieh jene Sonne; scheint ihr lachendes Antlitz mich nicht abzurufen? — Welch unermessliches Licht! — Siehe da Gott selbst; ja, Gott selbst, der mir seine Arme öffnet, und zum Genuss jenes ewigen, unwandelbaren Friedens einladet, nach dem ich

so lange mich gesehnt habe!“ — Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sank ihm das Haupt auf die Brust, und er war nicht mehr!

Was ich, auf dieser heiligen Stelle stehend, nach jenen grünen Aesten und nach dem schmalen Streif vom Himmel blickend, wohin seine Augen in dem Moment, da sie brachen, noch gerichtet waren, empfand — Ihnen das zu beschreiben, werden Sie mir wohl nicht zumuthen wollen. Jetzt wallten wir nach seinem Grabe. Der Weg dahin führt durch eine Menge romantischer Anlagen, wovon die eine immer noch anmuthiger als die andere ist. Der Tag war heiter und schön. Die Luft schien Kleist's Zuruf vernommen zu haben:

Ihr Winde, wehet sanft; die heilige Asche ruht!

Kaum dass ein leichtes Lüftchen es wagte, durch das Rohr des Teiches zu flüstern, worin die Pappelinsel schwimmt — ach! nicht mehr schwimmt. Ein Wolkenbruch hat vor einigen Jahren den Damm des Teiches zerrissen; seitdem ist das Wasser abgelaufen, und ein mit Schilf bewachsener Sumpf umgiebt die Insel. Je näher wir dieser kamen, desto heftiger klopfte mein Herz. Jetzt standen wir daneben, das ehrwürdige Monument im Angesicht, aber unvermögend zu ihm hinzugehen, ein zehn Schritt breiter unergründlicher Sumpf hielt uns davon zurück. Ich schäme mich nicht, es zu sagen: ich war so bewegt, dass ich die Arme darnach ausstreckte. Wäre es nur um eine Benetzung bis an die Knie zu thun gewesen, ich hätte mich hineingestürzt und wäre durchgewatet. — Die feierliche Stille der Natur; die Dunkelheit des buschreichen Waldes, worin wir standen; die dagegen abstechende Bläue des Himmels über der Pappelinsel; das weisse Grabmal auf derselben, von hohen sanft-

schwankenden Pappeln beschattet; und vor Allem der Gedanke: da liegt der Mann, dem du, die Menschheit so viel, dem Frankreich, das ihn höhnte, seine Freiheit verdankt! Da ruht er nun, von einer dankbaren Nachwelt beweint, der, so lange er lebte und aus der unerschöpflichen Fundgrube seines tiefen Geistes Gedanken auswarf, welche die Menschen, ihrer Grösse und Neuheit wegen, noch nicht fassen konnten, von seinen engbrüstigen und neidischen Zeitgenossen verkannt, gehasst, gekränkt und verfolgt wurde! — Dies Alles und die klagenden Inschriften, welche gefühlvolle Wanderer hier rings umher an den Bäumen und auf den Steinen zurückgelassen hatten, versetzten mich, ich wiederhole es, in einen Empfindungszustand, den ich in Betracht seiner Innigkeit und der wunderbaren Mischung von Schmerz und Freude, von Liebe und Erbitterung, von Erhebung und Niedergeschlagenheit, von Schwermuth und Hochgefühl, noch nie erfahren hatte.“ — —

Die Begeisterung Campe’s für das französische Volk und für jene schöneren Tage der Revolution, da die ersten gräulichen Auftritte schon vorüber, die letzten aber noch nicht erfolgt waren, schien gleichwohl die Klippe zu werden, an der die Gunst des Hofes zu scheitern drohte. In Berlin hatte die pietistische Umgebung, welche den gutmüthigen und mystischen König Friedrich Wilhelm II. umstrickt hielt, das berühmte Wöllner’sche Religionsedict erwirkt. Der Sturm der Entrüstung, den diese Beschränkung der Lehr- und Glaubensfreiheit hervorrief, sollte durch geschärfte Censurverordnungen unterdrückt werden. Der Besprechung von Pillnitz folgte „der Kreuzzug gegen die Franken“. Jetzt wurde auch Campe, der schon längst den Zorn des Adels auf sich gezogen hatte, als deutscher Jacobiner von allen Seiten angefeindet.

Carl Wilhelm Ferdinand, in Berlin selbst, wohin er als Kriegsrath häufig berufen wurde, durch mannichfache Einflüsterungen aufgestachelt und durch ein förmliches Drohschreiben des preussischen Ministeriums geängstet, verlangte von Campe in mündlicher Unterredung das Versprechen, von der ihm unbedingt zugestandenen Pressfreiheit jetzt keinen Gebrauch zu machen und ernannte eine Commission, welche zur Beilegung des Conflictes beantragte, Campe und seine Freunde sollten „hinfüro in ihrem Journal sowohl als in ihren sonstigen edendis alle Gegenstände, so theologisch-dogmatischen als politischen Inhalts, vor der Hand ganz unberührt lassen und dass sie in specie sich aller Kritiken benachbarter Regierungen und ihrer Verordnungen, besonders der preussischen, gänzlich enthalten möchten“. Campe, dem dieser Beschluss am 17. März 1792 eröffnet wurde, erblickte darin eine „geistige Landesverweisung“. Er beschloss, auch nicht eines Haares Breite zu weichen. In einem Promemoria, das er der Commission überreichte, vertheidigte er mit edlem Freimuth das Recht der Pressfreiheit als ein unveräusserliches Recht der Menschheit; er ist bereit, im äussersten Falle den Wanderstab zu ergreifen. „Sei gutes Muths, liebes Weib!“ — schrieb er damals nach Hamburg — „ich bin es nie in höherem Grade gewesen. Es ist etwas so unbeschreiblich Süsses darin, für Wahrheit und Menschheit etwas aufzuopfern, dass Dem, der das Glück hat, von der Vorsehung dazu bestimmt zu werden, eher Glückwünschungen als Beileidsbezeugungen gebühren. Meine Kraft und mein Muth wachsen in eben dem Maasse, wie ich sie nöthig habe. Ich könnte jetzt, wenn es nöthig wäre, wahrlich mit lachendem Gesicht zum Scheiterhaufen gehen.“ Doch zum Aeussersten sollte es nicht kommen. Der Herzog liess ihm eröffnen, er solle

nach Gewissen handeln. Die Gegner, die Campe in den Kreisen des Adels und der höheren Geistlichkeit hatte, rächten sich nun durch ein Pasquill, das gegen Campe und Mauvillon [1]) gerichtet, in zahllosen Exemplaren eines Morgens an die Strassenecken angeschlagen war: „Ihr infamen Kerls, ich meyne die hiesigen Französischgesinnten! Wo man euch von Obrigkeitswegen eure verdammte Zunge nicht bindet und euer Schreiben und Drucken nicht hindert, das Verkaufen derselben mit Macht nicht abschaffen wird: so sollt ihr Schurken bei Abendzeit keinen sicheren Schritt mehr thun können. Ja, ihr seid in Gefahr! C(ampe) und M(auvillon) hüte dich!" A. von Humboldt hatte damals dem vielgeschmähten Manne zugerufen: „Bei der festen, unerschütterlichen Ueberzeugung, recht und wahr zu handeln, ruft uns die Vernunft jenen alten Denkspruch zu: „Lass sie reden, was kümmert's dich!" Campe schrieb eine Vertheidigungsschrift: „An meine Mitbürger" (Dec. 1792). Er konnte sich darauf berufen, dass seine Gegner es nicht wagten, mit offenem Visir gegen ihn aufzutreten, dass sie bisher keine bestimmte auf Thatsachen gegründete Anklage zu erheben vermochten. Was die Anklage betraf, er habe der französischen Revolution die wärmsten Sympathien entgegengebracht, so konnte er darauf hinweisen, dass sein Enthusiasmus lediglich jener ersten Zeit der Bewegung gegolten habe, als das durch Parteigeist noch nicht verwilderte französische Volk mitten in einer gänzlichen Auflösung aller gesetzlichen Bande sich auf einer

[1]) Schlichtegroll im Leben Mauvillon's (Nekrolog auf d. J. 1794). Mauvillon war herzoglich-braunschweigischer Obristlieutenant und Professor der Kriegswissenschaft am Carolinum, ein Freund Mirabeau's, geistreich und redlich, doch rechthaberisch und von sarkastischer Rücksichtslosigkeit.

seltenen Höhe der Gerechtigkeit und Ordnungsliebe gezeigt habe; später habe er nur eine bittere Thräne des Unmuths gehabt, als eine Sache, in ihren Anfängen so gerecht, in ihren Erfolgen so viel versprechend, durch eine Handvoll blutgieriger Meuchelbuben zu einem Fluche für die gesammte Menschheit geworden sei. — Was endlich den Vorwurf betraf, durch die Annahme des französischen Bürgerrechts habe er eine unpatriotische Handlung begangen, so konnte er daran erinnern, dass jenes Bürgerrecht auch einem Klopstock, einem Schiller, einem Matthisson ertheilt worden sei, und zwar zu einer Zeit, als das deutsche Reich noch nicht im Kriege lag mit der jungen Republik, dass auch eine urkundliche Ausfertigung desselben an ihn noch nicht gelangt, also auch eine Zurücksendung des Diploms gar nicht möglich sei [1]). Und so konnte er schliesslich seine Mitbürger feierlich auffordern, wenn sie einer unvaterländischen Handlung ihn überführen könnten, einen rechtlichen Ausspruch der Obrigkeit über ihn zu veranlassen. — Die Wirkung dieser kleinen Schrift war eine entscheidende; die Verläumdung verstummte. Campe's Mitbürger kehrten zu ihrem früheren Wohlwollen zurück; Carl Wilhelm Ferdinand war auch damals nicht an ihm irre geworden. —

Im nächsten Jahre riss der Tod in den engeren Freundeskreis eine empfindliche Lücke. Campe stand mit Trapp am Sterbebett seines treuen Freundes, des ehrlichen Stuve, der auch unter dem schönen Himmel Italiens die Täuschungen des Lebens nicht vergessen hatte und in freudeleerer Stimmung, mit siechem Körper, heimgekehrt war. Er empfahl dem Freunde die Sorge

[1]) Die Urkunde selbst erhielt Campe ein Jahr später durch den französischen General Custine.

für seine Tochter Minna. Zur Frau Räthin, die ihn etwas zurecht legte, sah er mit dankbarem Blicke auf und mit den Worten: „der letzte Liebesdienst und Minna!“ Nochmals rief er nach einiger Zeit seinen Freunden zu: „Wacht über Minna's Unschuld!“ Campe liess ihn neben Lessing, dessen Grab er schon früher ein Immergrün gegeben hatte, beisetzen; eine Kiefer deckte beide Hügel mit ihrem Schatten. Stuve's einzige Tochter setzte er in alle Kindesrechte bei sich ein; dem Freunde selbst erwies er die letzte Ehre in der Vorrede zu seinem literarischen Nachlass, den Campe veröffentlicht hat [1]).

Nachdem diese Stürme sich gelegt hatten, wandte Campe seine wissenschaftliche Thätigkeit mit seltener Ausdauer dem Studium der deutschen Sprache zu. Die Bekämpfung der in unsere Muttersprache eingedrungenen Fremdwörter ward ihm eine wahre Herzensangelegenheit. Nachdem bereits Klopstock in dem zweiten Theil der Campe'schen Erziehungsschriften einen Aufsatz über deutsche Rechtschreibung geliefert hatte, trat Campe selbst auf den Plan zunächst mit den „Proben einiger Versuche deutscher Sprachbereicherung“, sodann mit der von der Berliner Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisschrift „Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache“ (1794). Hierauf stiftete er zur Reinigung der in sich so reichen Muttersprache eine Gesellschaft von deutschen Sprachfreunden, welche die Frucht ihrer Forschungen in den „Beiträgen zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache“ niederlegten [2]). Die Beiträge citirten selbst die berühmten deutschen Classiker vor ihr Gericht und die Dioskuren

[1]) Stuve, kleine Schriften gemeinnützigen Inhalts. Nach seinem Tode herausgegeben von Campe. 2 Bde. 1793.

[2]) Vergl. Abschnitt V.

von Weimar liessen es an scharfen Pfeilen in den Xenien nicht fehlen [1]). Campe vertheidigte sich mit Ruhe und mit Würde. Die Ergebnisse der bisherigen Forschung wurden sodann zusammengefasst in dem „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" (1801). Aber seine letzte Kraft setzte er ein, um ein ächtes Nationalwerk, ein grosses „Wörterbuch der deutschen Sprache", zu schaffen (1806 bis 1811), ein Meisterwerk deutschen Fleisses und deutscher Gründlichkeit, ein Unternehmen fast zu gross für einen Sterblichen, dem Campe nicht bloss einen Theil seines Vermögens, sondern selbst seine Gesundheit aufopferte, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, wie Fichte's Reden eine That deutscher Vaterlandsliebe, geboren aus dem Geiste, in welchem Campe's Freund, der edle Seume, der nur die Morgensäume deutscher Freiheit sehen durfte, gesungen hat:

Hass und Spaltung herrscht in unsern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit flieh'n wir wie die Pest.

In dieses rege wissenschaftliche Treiben fällt die Reise durch England und Frankreich, die er allen Süchtlingen zum Vorbild im Sommer 1802 unternahm und in Briefen an seinen Enkel Eduard geschildert hat [2]). Aus einem Briefe an Campe's Frau heben wir eine Stelle aus, als ein Zeugniss von der Anerkennung, die Campe's Ver-

1) Vergl. Abschnitt V.

2) Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend. Vierter, fünfter und sechster Theil. Vergl. auch: „Fröhliche Botschaft für die Süchtlinge oder Hypochondristen", Teutsch. Merkur 1803, S. 185 ff.

diensten in der Seinestadt gezollt wurde (6. August 1802): Ich lerne eine Menge sehr interessanter Menschen kennen ohne dass ich nöthig habe sie aufzusuchen, sie suchen mich auf nachdem man in mehreren hiesigen Journalen die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich zu richten für gut gefunden hat. Noch heute wieder liefert man in einem der gelesensten Journale, welches ein Eigenthum des Ministers Talleyrand-Perigord ist, Folgendes, welches uns Deutsche lächeln machen wird, weil ihr wohl wisst, dass ich eine solche Auszeichnung nicht verdiene: „Parmi les étrangers qui sont venus visiter la France depuis la paix, il serait injuste de passer sous silence M. Campe un des auteurs les plus utiles qui aient jamais existé. C'est à l'instruction de l'enfance la plus tendre qu'il a consacré la plupart de ses travaux; c'est à ses ouvrages que nous devons ceux de Berquin, qui s'est toujours confessé son imitateur et son disciple. Son nouveau Robinson a été traduit dans toutes les langues de l'Europe même dans celles des peuples les moins lettrés. En Allemagne on l'imprime constamment; il n'y a pas un enfant dans ce pays qui n'ait lu et relu cet ouvrage avec un plaisir toujours nouveau; il en est de même de l'ami des enfants de l'histoire de la decouverte de l'Amerique, de la Bibliothèque des enfants, de l'histoire de la collection des voyages et des autres ouvrages de cet auteur. Sa plupart de ces livres sont traduits ou se traduisent en ce moment en français et méritent d'être recommandés à tous les parens et de servir d'exemple aux auteurs qui veulent se devouer à la même carrière et dont il serait à desirer que le nombre se multipliât. — M. Campe a presidé pendant long temps une maison d'éducation qu'il avait établie près de Hambourg; aujourd'hui retiré dans une terre acquise

par ces honorables travaux, il cherche encore à être utile à la postérité par des plantations très-étendus.

Serit arbores quae alteri saeculo prosint. Cic.

Un voyage entrepris pour sa santé l'a conduit à Paris où il est accueilli avec empressement par tous ceux qui connaissent ses travaux et qui savent les appreciel. — Die unterstrichenen Worte beziehen sich auf eine ähnliche öffentliche Anpreisung meiner Wenigkeit in dem „Chef du cabinet", wo man mich unter vielen Complimenten zu ehren glaubte, indem man mich le successeur et l'imitateur de Berquin nannte. Hierüber wird auch Mercier sich in diesen Tagen öffentlich vernehmen lassen. Ich erhalte Einladungen über Einladungen besonders zu öffentlichen Vorlesungen in gelehrten Anstalten und Gesellschaften, die hier ebenso stark als die Schauspiele besucht werden. Bei einigen solchen Gelegenheiten hat man meine Bescheidenheit auf die Folter gespannt, indem der Präsident oder der Secretär der Versammlung ankündigte, was für einen Reisenden man das Vergnügen habe dieser Sitzung beiwohnen zu sehen, worauf dann von Seiten der Zuschauer lebhaftes Händeklatschen erfolgte. Ihr seht, dass ich mich nicht zu lange hier aufhalten muss, wenn mir der Kopf nicht verdreht werden soll. Ich rechne indess darauf, dass meine lieben Landsleute schon dafür sorgen werden, ihn wieder auf seine rechte Stelle zu setzen. Viele glauben, dass ich durch beiläufige Winke und Aeusserungen einigen Einfluss auf die jetzt im Werke seiende Einrichtung des öffentlichen Unterrichts haben könnte. Deswegen habe ich mich zu diesem und jenem führen lassen, den ich sonst nicht gesehen haben würde. Uebermorgen soll ich eine audience particulière beim Minister des Innern haben und in einigen Tagen auch bei Röderer, dem künftigen ministre de

l'instruction publique. Ich könnte, wenn ich es wünschte, mich auch Buonaparte vorstellen lassen, allein das will ich nicht; dieser grosse Mann hat, wie man ihm wohl ansehen kann, zu viel zu thun, um sich mit einem Menschen wie ich in lange Gespräche einzulassen, und ihm durch blosse Bücklinge auch nur ein paar Minuten Zeit zu verderben, widersteht meinem Gefühle. — —

Dann kam die Zeit der schweren Noth. Der tapfere Prinz Ludwig fiel bei Saalfeld, es folgte die Unglücksschlacht von Jena; der unglückliche Herzog Ferdinand, an dem Campe mit ganzer Seele hing, wurde schwer verwundet auf einer Bahre nach seiner Residenz getragen, die Härte des Siegers vertrieb den blinden, von Allen verlassenen Greis nach Ottensen, wo er verschied. Hierauf die Demüthigung von Tilsit. Zwei Jahre später kam Ferdinand's würdiger Sohn auf seinem heroischen Zuge durch Braunschweig. In diese trübe Zeit fallen Campe's sprachliche Studien; in einer Zeit, da Alles verloren schien, wollte er das freie Palladium noch retten, die deutsche Sprache. —

Aber noch einmal sollte Campe am Abend seines Lebens die schwanken Bretter der politischen Schaubühne betreten, als nach dem Frieden von Tilsit Braunschweig dem Königreich Westphalen einverleibt wurde. Das Vertrauen seiner Mitbürger sandte ihn als Deputirten nach Kassel, der Hauptstadt des neuen Reiches, in das Buonaparte seinen jüngsten Bruder Hieronymus eingesetzt hatte. An diese politische Thätigkeit Campe's hat sich des Lästerers Zunge geheftet: er hat es gethan, um in jener schweren Zeit für sein engeres Vaterland so viel zu retten, als noch möglich war. Aber durch das, was er in Kassel sah und hörte, schwand der letzte Strahl der Hoffnung, die er noch etwa auf den König von Westphalen

nach seiner Vermählung mit einer Enkelin des Herzogs Karl von Braunschweig setzen mochte. In jenen Tagen der Feigheit und des Verrathes schreibt er an die Seinen (Kassel, 20. Dec. 1807): „Die Deputirten rennen hier überall mit den Köpfen gegen einander; man sieht es den allermeisten, selbst denen unter ihnen, die ganz unabhängig leben könnten, sehr deutlich an, dass sie irgend etwas für sich wollen. Sie scheinen auf glühenden Kohlen zu stehen und vor dem Augenblicke zu zittern, da über ihre Wünsche entschieden wird. Gottlob, ich gehöre nicht zu diesen, weil ich keine Wünsche habe.“ Trauernd über den politischen Jammer des Vaterlandes zog sich Campe von nun an immer mehr in den engeren Kreis seiner Familie zurück; ein Genosse seiner Lust und seines Leids war damals der auch als pädagogischer Schriftsteller geschätzte Prediger Junker.

Es erübrigt jetzt noch, auf Campe's häusliche Verhältnisse einen Blick zu werfen. Lotte, Campe's einzige Tochter, eines solchen Vaters würdig, vermählte sich am 27. October 1795 mit dem Buchhändler Friedrich Vieweg aus Berlin. Campe ertrug die Trennung nicht lange; und als der Schwiegersohn nach Braunschweig übersiedelte, um später die Schulbuchhandlung zu übernehmen, als körperlich und geistig wohlbegabte Enkel und Enkelinnen den greisen Grossvater umgaben (Eduard und Carl; Sophie, Lilla und Maria), da hatte ein Kreis lieber Menschen sich geschlossen, in dem Campe wie ein Patriarch des alten Bundes lebte und waltete. Es fehlt nicht an Berichten der Zeitgenossen, welche das Bild dieses schönen Familienlebens abspiegeln. So schreibt der neunzehnjährige Perthes 1793 aus Leipzig (Perthes' Leben I, 39): „Hrn. Educationsrath Campe fand ich noch weit über das Ideal erhaben, das ich mir von dem Ver-

fasser des Theophron gemacht hatte. Er ist ein langer, hagerer, aber schöner Mann. Würde ist über sein ganzes Wesen verbreitet. Ein nur auf Vernunft beruhendes Betragen leuchtet aus der kleinsten seiner Handlungen hervor. Am meisten trägt zur Verherrlichung seiner Familie seine Frau bei, welche die feinste Bildung der grossen Welt mit dem besten Herzen und die trefflichsten Kenntnisse mit den Pflichten der sorgsamen Hausfrau zu verbinden weiss. Nun kommt noch das Meisterstück dieser Familie, das Muster der Erziehung und der Bildung, Lottchen Campe. Sie zu loben, wie sie es verdient, bin ich nicht im Stande“ [1]). Auch die Magd, die treue Hanne, gehört ganz mit zur Familie, die Zöglinge vergessen auch später nicht, an die Hanne aus dem Robinson Grüsse zu bestellen. Als sie am 9. Sept. 1790 nach qualvollen Leiden ihr Leben endigte, schrieb Campe an die Seinen, die sich gerade zu Magdeburg befanden: Der Tod unserer braven Hanne soll und wird uns eben so nützlich werden, als es ehemals ihr Leben war. Um die Lücke, die in unserer kleinen Familie dadurch entsteht, wieder auszufüllen, wollen wir näher aneinander rücken, und uns dadurch den Ueberrest unseres eigenen Lebens, so sehr wir können, zu versüssen suchen. Du, liebe Lotte, trittst nun ganz in den Wirkungskreis, worin die Verstorbene, so lange sie konnte, Dir ein so musterhaftes Beispiel gab. Hätte Gott ihr länger Leben und Gesundheit verliehen: so würde ich meinen brennenden Wunsch, Dich zu einer wackeren Hausmutter gebildet zu sehen, schwerlich ganz erreicht haben, weil ihre leidenschaftliche Thätigkeitsliebe nicht würde aufgehört haben, Dir die meisten

[1]) Aehnlich G. P. von Bülow, Rückblicke auf mein Leben. Helmstedt 1844.

Geschäfte zu entziehen. Du siehst, Gott hat sie nur so lange leben lassen, als ihr Beispiel Dir nützlich sein konnte und sie nun hinweggenommen, da sie Dir hätte hinderlich werden können, diesem Beispiele zu folgen. Verehre diese weise Güte und erweise Deine Liebe und Dankbarkeit gegen die Gestorbene dadurch, dass Du ihre Tugenden immer mehr und mehr zu den Deinigen machst. —

Um das Jahr 1791 hatte Campe sich einen geräumigen Garten vor der Stadt gekauft, der noch jetzt der Familie angehört. Hier floss ihm in ländlicher Beschäftigung ein nie versiegender Quell der Erholung. Freudenthränen traten ihm zuweilen in die Augen, wenn er an den Nutzen und an das Vergnügen dachte, das er durch die Obstbäume, die er gepflanzt, einst den spätesten Enkeln bereiten werde. Im Frühling 1800 begann er einen Theil des sehr grossen Gartens in Waldung zu verwandeln. Während dieser Arbeit kam ihm der Wunsch, unter diesen von ihm selbst gepflanzten Bäumen, neben seinen dankbaren Kindern, einst die letzte Ruhestätte zu finden. Unter solchen und ähnlichen Gemüthsergötzlichkeiten ging seine Arbeit so rasch von Statten, dass er in ungefähr zwei Frühlings- und einem Herbstmonate über 10,000 selbst gezogene Pappeln, Akazien, Ahorn, Birken u. s. w. glücklich an ihren Platz gefördert hatte, welche in der Folge durch 23,000 andere in zwei Herbsten und zwei Frühlingen vermehrt wurden; so dass die Gesammtzahl aller von ihm gezogenen und selbst verpflanzten Bäume über 33,000 betrug.

Und nun schritt er zur Anlegung des oben erwähnten letzten, kleinen Hauses. Das Ganze sollte eine sinnbildliche Darstellung des menschlichen Lebens sein. Man trat in die Anlage auf einem schnurgeraden, breiten,

hellen und auf beiden Seiten mit Blumenstücken eingefassten Wege ein. Dieser bezeichnete die Kindheit, wie man durch folgende Inschrift beim Eingange erfuhr:

Des Lebens Reise geht, wie dieser Weg,
Zu g'rader Richtung erst, durch Blumen hin;
Und hell und lachend ist es rings umher.

Am Ende dieses Weges verschloss ein Gitterthor den Ausgang des Gartens ins freie Feld, und man hatte dabei eine weite Landgegend, die von einem Berge, der Elm genannt, begrenzt wird, vor Augen. Hier war der Uebergang aus der Kindheit in das Jünglingsalter durch folgende Inschrift angedeutet:

Doch bald schiebt man dem Sohne der Natur
Ein Gitter vor; das hemmet seinen Lauf
Zu Gottes schöner, weiter, freier Welt.

Von hier an verwandelte sich der gerade Weg in einen seitwärts ablaufenden, krummen, merklich engeren und dunkleren, der aber doch anfangs noch eine Aussicht in die weite Landgegend gewährte und mit allerlei Blumenstücken, zwischen wilden Bäumen und Gebüsch, bepflanzt war. Man wurde auf diese Veränderung durch folgende Inschrift aufmerksam gemacht:

Nun krümmet sich sein Pfad, ungern oder gern
Folgt er, wohin ihn Zwang, wohin ihn Neigung zieht.

Man kam, auf diesem Wege fortschreitend, an eine Stelle, wo eine auf einem nahen Lusthause befindliche vergoldete Kugel den Lustwandelnden ins Auge blickte. Man konnte bei dieser an das Glück denken, welches der Jüngling zu erreichen strebt. Diesen Gedanken regte folgende Inschrift an:

Und Zwang und Neigung ziehen ihn dahin,
Wo falscher Glanz, verstärkt durch's sanfte Grün
Der Hoffnung, ach! den Unerfahrenen lockt.

Am Ende dieses zweiten Weges befand man sich beim Eingange zu einem gerundeten, mit dem erwähnten Lusthause bebauten Winkel; und las die Worte:

> Er kömmt und sieht, und hascht und findet sich
> Betrogen jämmerlich! was Gold ihm schien,
> War Blech, das nur des Goldes Farbe log.

Man suchte einen Ausgang aus diesem Winkel; fand ihn aber nicht. Dagegen las man in der Nähe des Lusthauses folgende Worte:

> Doch einmal da, und einmal eingeengt
> Durch äussern Zwang, der fortzuschreiten wehrt,
> Baut er sich an und spricht: ich bin am Ziel!

Allein wer kann und mag bei einem erreichten Ziel immer und ewig bleiben? Man wirft sich wieder in die Jünglingsbahn zurück, sieht bald aus derselben einen neuen, noch krummeren Weg links ablaufen, fängt an auf gut Glück auch diesen zu verfolgen und stösst auf folgende Inschrift:

> Am Ziele, sagtest du? Betrogener, sprich:
> Was treibt von ihm dich weg? Was spornet vom
> Errung'nen dich zum Unerrung'nen fort? —
> Ein angeborner Drang, der Fortschrittstrieb!

Indem man nun diesen Schlangenweg des männlichen Alters zu verfolgen fortfuhr, traf man an den Seiten desselben, bald einen Obstbaum, bald Blumenstauden an und las die Worte:

> So schreite denn, wohin der Trieb dich spornt,
> Unaufgehalten fort; doch bist du klug,
> So eile nicht so sehr! So pflücke dir
> Von Zeit zu Zeit was Flora hier, was dort
> Pomona zur Erquickung beut! Geneuss,
> Und geh! Ein kleiner Hügel wartet dein;
> Und dieser Hügel ist dein wahres Ziel!

Nun ward der Weg merklich dunkler; man sah ihm an, dass er der Weg des Alters ist. Wenn man hierauf in die Nähe des verheissenen Hügels kam, stellte sich folgende Inschrift dar:

Bist müde, Pilgersmann? Geduld! Zehn Schritte weit
Steht, freue dich! dein Bettlein schon bereit.

Indem man nun an den runden Platz kam, worauf der Grabhügel sich zeigte, erblickte man das Horazische: Absint profani! in folgenden Worten:

Ihr ungeweihten Aftermenschen, fort!
Nur wer die Menschheit ehrt, betrete diesen Ort!

Innerhalb dieses mit Pappeln und Akazien umpflanzten Rundplatzes nun warf Campe einen beträchtlichen Hügel auf, und bepflanzte ihn mit Immergrün. In dem rings um diesen Platz in einigen Jahren entstehenden Dickichte gedachte er in der Richtung des Brockens einen kleinen Durchschnitt zu machen, so dass man, vor den Hügel tretend, diesen Riesenberg, als ein Bild unvergänglicher Dauer, vor Augen haben sollte. Den Seinigen hatte er aufgetragen, auf den Hügel, sobald er seine irdischen Ueberreste einschliessen werde, den schönsten Obstbaum aus seiner Baumschule zu pflanzen, mit der Anordnung, die Früchte, die er tragen werde, jedesmal unter eine Zahl armer Kinder zu vertheilen, welchen man dabei ein kleines Erntefest geben solle. An den Obstbaum über ihm sollte man die Worte heften:

Auferstehn, ja auferstehn,
In diesem Bäumchen werd ich jung und schön!

Und wenn man wollte hinzusetzen:

Indess ihr andern armen Wichte,
In euren Gräbern modert bis zum Weltgerichte.

Durch folgende Inschriften, an dem Pappelkreis aufgehangen, hoffte er diejenigen, die ihn mit ihrem Besuche beehren würden, zu Betrachtungen einzuladen, dem Orte angemessen.

Gleich vorn war an der Einfassung dieses Kreises ein Sitz angebracht, worüber man folgende Worte las:

Willkommen, Bruder Mensch, erzeugt, wie ich,
Für Tod und Grab; doch auch, wie ich,
Geboren für die Seligkeit
Der grenzenlosen Ewigkeit;
Willkommen! Setze dich!

Weiterhin stand:

Ich war einst, was du bist, auf Erden;
Was ich jetzt bin, wirst du einst werden.

Und was dann? daran erinnerte die dritte Tafel:

Der Staub legt sich zum Staube nieder,
Und hat mit Würmern nur Verkehr;
Der Geist, ein Fünkchen Gottes, kehret wieder,
Zu Gottes ew'gem Flammenmeer.

Die vierte Tafel enthielt folgende von Herder entlehnte schöne Stelle:

Wir schwimmen in dem Strom der Zeit,
Auf Welle Welle fort;
Das Meer der Allvergessenheit
Ist unser letzter Ort.
Genug wenn Welle Welle trieb,
Und keine ohne Wirkung blieb.
Wenn dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt,
Und nur mein Saft auf Gottes Au
In andren Blumen lebt;
Und mein Gedanke mit zum Geist
Vollendeter Gedanken fleusst!

Indem man sich endlich dem Ausgange näherte, fand man noch den brüderlichen Zuruf:

Der grossen Hoffnung voll, die sich dir hier erneute,
Geh, Bruder Mensch, nun an dein Werk zurück,
Zu fördern uns'rer Brüder Glück;
Und so nur, nicht durch Träumerei'n, bereite
Dich (bist du anders nicht ein Thor)
Zu deinem Tode lebend vor,
Und wirf den Alfanz auf die Seite! —

Die treue und liebe Gefährtin seines Lebens sollte neben ihm unter seinem grünen Hügel ruhen; seine übrige Familie sollte sich, so wie der Tod sie abrufen werde, rings um ihn her zwischen die Pappeln und Akazien legen. — —

Die literarischen Verbindungen, die lange schon zu Hamburg geknüpft, waren fortgesetzt, neue geknüpft worden. Es war eine gewaltige Arbeitskraft, eine seltene Elasticität des Geistes, die Campen befähigte, neben so grosser literarischer Fruchtbarkeit auch noch mit den berühmtesten Zeitgenossen einen lebendigen Gedankenaustausch zu unterhalten. Aus der grossen Zahl Derer, mit welchen Campe in brieflichem Verkehr stand, nennen wir nur Adelung, Archenholz, Boie, Bahrdt, Böttiger, Cuvier, Cramer, Ebert, Eberhard, Engel, Eschenburg, Feder, Forster, Garve, Gökingk, Gedike, Heyne, Henke, Herder, A. und W. v. Humboldt, Jakobi, Kant, Kästner, Knigge, v. Kleist, Lavater, Mendelssohn, J. v. Müller, Mercier, Mirabeau, Nicolai, Pfeffel, Reimarus, Schiller, Semler, Spalding, Schlosser, Spittler, Salzmann, Sulzer, Schlözer, Teller, Trapp,

Voss, Wieland, Wolke, Zollikofer[1]). — Aus dem gastlichen Hause in dem Garten vor Braunschweigs Thoren schied Niemand ohne die Sehnsucht nach Wiederkehr. So Seume, der resignirte Stoiker, der die auserlesenen frischen Kartoffeln in dem Sanssouci des Agathodämon der Kinderwelt zu rühmen weiss; so A. v. Humboldt, den nach einem Besuche (1789) das Herz hinzieht nach Campen, nach dessen vortrefflicher Gemahlin und der den Eltern so ähnlichen Lotte. Dohm schreibt nach einem kurzen Aufenthalt zu Salzdahlum: „Solche Tage giebt es nicht im deutschen Rom;“ Cramer kann nie der „glücklichen, seelenvollen Tage“ vergessen, die er in diesem Hause verlebt, Gedike nimmer der „wonnigen Stunden“. Eberhard nimmt 1805 „mit schwerem Herzen“ Abschied und Wolke weiss heimgekehrt (1797) so viel zu erzählen, fast zum Eifersüchtigwerden, wie seine Ehehälfte scherzend nach Braunschweig schrieb. Gökingk schreibt (17. Mai 1782): „Ich dachte Sie im vorigen Jahre zu sehen. Nun werde ich vielleicht sterben, ohne Sie jemals zu umarmen. Was thut es? Ich liebe Sie so gut, als wenn ich Sie lange gekannt hätte und habe Grund, Sie so zu lieben.“ Forster gesteht (5. Octb. 1779): „Die Erinnerung an alles, was mir in Ihrer liebenswürdigen Familie wiederfahren ist, bis auf den letzten unvergesslichen Abschied, hat Reize für mein Herz, dergleichen nur wahre, unverstellte Natur haben kann. Ich habe gelernt, die Natur über alles zu schätzen, seitdem ich sie in Tahaiti kennen gelernt, und in Europa an so manchen Orten vergebens gesucht habe.“ Böttiger weiss zu rühmen (6. Sept. 1795): „Jede Stunde, die ich mit Ihnen verlebt habe, ist so reich an Stärkung und Belehrung für

[1]) Vergl. die im Abschnitt VIII. mitgetheilten Briefe.

mich gewesen, dass ich mich noch lange, lange Zeit im Nachgenuss alles des Guten freuen und durch die Erinnerung daran im Glauben an gute Menschen befestigen werde."

Auch an Heimsuchungen hat es Campen nicht gefehlt. Als das vorige Jahrhundert zur Neige ging, da führte auch ihn ein heftiges Nervenfieber an den Rand des Grabes; im nächsten Jahre überfiel ihn eine an Blindheit grenzende Augenschwäche, die ihm unmöglich machte, zu lesen oder zu schreiben; in diesen traurigen, langsam schleichenden Stunden sind die meisten jener Gedichte entstanden, die er in seinem Tagebuch uns aufbewahrt hat [1]. In den ersten Jahren des Jahrhunderts machte unter dem Drucke gehäufter Arbeit immer mehr eine krankhafte Disposition sich geltend, gegen die er zu Karlsbad, wo er wiederholt (1805 und 1810) den Sprudel trank, Hülfe suchte. Unter den Kurgästen, mit denen er während seines letzten Aufenthalts zusammentraf, befand sich auch Göthe, der Campen, des alten Haders vergessend, freundlich begrüsste, so wie der Dichter der Urania nebst seiner Freundin Elise v. d. Recke, die gerade von Töplitz kam, wo sie den armen Seume hatte begraben lassen. An Auszeichnungen hat es dem Verfasser des Robinson auch im Lande Böhmen nicht gefehlt; in Prag streiten sich zwei Familien darum, ihn aufnehmen zu dürfen. „Wahrlich" — meint Campe — „der Prophet ist ein Narr, der im Vaterlande bleibt und nicht ins Ausland geht." Am 3. August 1810 verliess er Karlsbad, zu Blankenburg erwartet von den Seinen, mit denen er in heiterer Laune den Brocken bestieg. Aber der eigentliche Zweck der Badereise war doch nicht erreicht

[1]) Vergl. Abschnitt VII.

worden; immer mehr fühlt Campe sich müde, gebrochen, herabgestimmt; als er im Mai 1813 die letzten Bogen des Wörterbuches an Fr. Vieweg übergiebt, geschieht es mit den Worten: „Hier, lieber Sohn, haben Sie den letzten Bogen, aber damit auch meine letzte Kraft.“ Auch eine Seereise nach Kopenhagen (Ende Juni 1814) konnte die dunkelen Schatten nicht zerstreuen, die sich immer mehr auf diesen hellen, kraftvollen Geist zu lagern drohten. Als die Ketten gebrochen waren, mit welchen Buonaparte's Schergen das deutsche Leben gebunden hatten, als unser Volk in der Väter Siegeskranz wieder dastand, da neigte Campe's Gestirn sich zum Untergang. Der Zustand, in dem er die letzten Lebensjahre in treuer, verständiger Pflege der Seinen verbracht hat, war weniger die Nacht der Seelenstörung, als vielmehr die Dämmerung eines Traumlebens, die sein edles Haupt umhüllte und durch die doch auch noch geistige Lichtblitze zuckten. Der sonst schlanke Körper wurde dabei voll und kräftig. Man liess ihn gern gewähren, Geschäftsbriefe schreiben, die nie abgesandt wurden, Rechnungen berichtigen, die schon berichtigt waren. Als im Sommer 1817 ein Dresdner Portraitmaler, Matthaei, seine Gattin sprechend ähnlich gemalt hatte, freute er sich dieser Aehnlichkeit so sehr, dass er nun auch dem Maler sich zu sitzen bequemte [1]).

Am 22. October 1818 ist er erlöst worden zur Freiheit, nach welcher er so treu gesucht hat. In seinem Testamente (vom 30. März 1808) hatte er, der echte Phi-

[1]) Oelgemälde Campe's und seiner Frau befinden sich im Besitze der Vieweg'schen Familie zu Braunschweig. — Campe's Bildniss, nach dem Pastellgemälde von Schröder auf Stein gezeichnet erschien am 1. October 1822 in Braunschweig. Sein Bildniss findet sich auch vor dem 47. Bande der allg. deutschen Bibliothek; vor dem 4. Stück der Olla Potrida von 1785; vor dem zweiten Band der Hebe von 1786.

lanthrop von Gottes Gnaden, angeordnet, dass vom Robinson und vom Theophron eine besondere Auflage zu je 2000 Exemplaren gemacht und unter arme Kinder und Jünglinge, auch, dass der Aufwand einer prunkvolleren Leichenfeier (200 Thlr.) unter die Armen vertheilt werde. Seinem letzten Willen gemäss wurde er in seinem Garten, unter dem von ihm selbst angelegten Hügel, zwischen den von ihm selbst gepflegten Bäumen bestattet. Seine Beisetzung fand nach den Anordnungen statt, die in seinem Testamente niedergelegt waren. Demgemäss wurden seine sterblichen Reste in einen schlichten Sterbemantel gehüllt und in einen einfachen, offenen Sarg aus drei ungehobelten Brettern gelegt. Früh Morgens in aller Stille, ohne Glockengeläut, ohne Trauergefolge, ist er in sein Grab gesenkt worden. Sechs Träger, einfache Handwerker, trugen den Sarg. Kein Geistlicher hat ihn begleitet. Doch wurden der Kirche und ihren Dienern die doppelten Gebühren entrichtet [1]).

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot kehrt in den Hafen der Greis. — —

So war Joachim Heinrich Campe. Eine edle Seele, in welcher die tiefsten Fragen der Menschheit gährten und zuletzt feste Gestalt gewannen. Die Menschheit wollte er erziehen zur Glückseligkeit und zur Freiheit.

[1]) Die Frau Räthin, das „edle deutsche Herz von echtem Schrot und Korn," wie Johannes Böhl in einem Briefe sie nennt, starb am 29. Januar 1826 und wurde in ähnlicher, einfacher Weise bestattet. Wir tragen hier noch die Notiz nach, dass der Vater der Frau Räthin, der im siebenjährigen Kriege unter des grossen Friedrich's Fahnen gefochten, später zu Berlin als Inspector an dem Gefangenhause angestellt war. Seinen beiden Söhnen und der einzigen Tochter hatte er eine für die damaligen Verhältnisse sehr sorgfältige Erziehung gegeben. Zu den Freunden des Hiller'schen Hauses gehörten u. a. J. J. Engel und K. W. Ramler. Dorothea selbst ist einst ein gern gesehener Gast in der Familie von Moses Mendelssohn gewesen.

Altes hat er nur zertrümmern gewollt, um Neues und Besseres an seine Stelle zu setzen. Wie bei Pestalozzi war sein Wissen auf den Schweiss seiner Lehrzeit gebaut. Der Kampf mit Hindernissen, der durch seine Jugend ging, hat frühe schon die Energie des Wollens in ihm gross gezogen. Sein Spott über die Legionen der Dichterlinge, seine praktische Tendenz zum Philanthropinismus, die ihn unter die Gegner des Humanismus geführt hat, hat Manchem tadelnswerth geschienen. Aber stets hat er aus Ueberzeugung, nie aus Rechthaberei gekämpft; was er aber als Ueberzeugung erkannte, dafür trat er mit Mannesmuth und ohne Menschenfurcht in die Schranken, in stolzer Freiheitsliebe und in aufopfernder Hingabe an sein Ideal. Mit Schiller und Forster hatte er das gemein, dass seine Politik eine Politik der Menschheit war; aber so sehr auch der Kosmopolitismus des Zeitalters ihn streifte, so war er doch deutsch in tiefstem Grunde seines Wesens und in seinen Schriften. Er konnte zürnen und leidenschaftlich bewegt werden [1]: aber mit der treuesten Liebe umfasste er seine Freunde. An keinem Märtyrer der Freiheit ging er vorüber, ohne sein Haupt zu bekränzen: als die Kerkeröde des Hohenasperg den Dichter Schubart umfing, da hat Campe in einer warm geschriebenen Bittschrift die Losgebung des Unglücklichen gefordert; und als im Sommer 1794 das Gerücht durch Deutschland ging, dass Kant seiner Professur enthoben sei, da bot Campe dem berühmten Weltweisen in seiner Familie ein Asyl. Kein Nothleidender, kein unschuldig Verfolgter hat sich vergeblich an ihn gewandt; davon zeugt so manches Blatt in seinem Nachlass. Die

[1]) Vergl. die Schrift: Moritz, ein abgenöthigter, trauriger Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde. Br. 1789.

Gabe, Menschenherzen zu erobern, besass er in hohem Grade; als der junge Perthes nach einer Bekanntschaft weniger Tage von Campe schied, da schreibt er: „Es war mir, als verliess ich Vater, Freund und Alles, was Glück auf dieser Erde heisst.“ Dabei war ihm eine angeborne Würde und Feierlichkeit eigen, die ihn ganz besonders zum Lehrer und Leiter einer Erziehungsanstalt befähigte. Als Sohn und Bruder war er zärtlich und liebevoll; verhasst war ihm die Lüge und die Heuchelei, in welcher Form sie auch sich zeigte; gegen Andersdenkende bewies er jene Toleranz, die mehr an der Milde als der Strenge des Urtheils erkannt wird. Die wahren Christen wollte er an der Liebe erkennen, nicht am Hasse; darum drang er von der dogmatischen Formel auf die gemüthswarme Religion des Herzens. Auch das Ausland hat ihm den Kranz der Anerkennung gereicht [1]).

So war Joachim Heinrich Campe. In diesem Sinne hat Professor Meyer von Bramstedt die Lithographie seines verstorbenen Freundes angezeigt: Das ist der Führer unserer Jugend und derer, die nach uns jung werden! So heiter und durchdringend war sein Blick, so rein und frei seine Stirn, so zwanglos anständig seine Haltung. — Auch in diesem Aeusseren erkennen wir den

1) Didot, Nouvelle biographie universelle (Paris 1854). Bd. VIII, S. 383: „Une philanthropie sincère et le patriotisme le plus noble sont le caractère enpreint dans tous les ouvrages philosophiques et pédagogiques de Campe. L'amélioration des moeurs, la réforme totale de l'education de la jeunesse, tel fut le but constant de ses efforts actifs et éclairés. Son style est pur et coulant, à la fois vif et doux, simple et dégagé. Campe a su surtout se mettre à la portée de la jeunesse et choisir les formes les plus propres à l'interesser. Comme philosophe il passe facilement des spéculations les plus abstraites à une morale douce et du sérieux le plus grave à l'enjouement le plus aimable.“

sokratischen Weisen, dem die seltene Gabe verliehen war, die tiefgeschätztesten Lehren mit den fasslichsten Worten auszudrücken. — Wir scheiden von dem Bilde seines äusseren Lebens, von diesem unvergänglichen Abbild einer edlen, biedern Menschheit, mit den Worten der Grabschrift, die einst der greise Pilgersmann sich selbst gesetzt hat, als er am nahen Ziel seiner irdischen Bahn sich angekommen sah:

HIER RUHET
NACH EINEM LEBEN VOLL ARBEIT UND MÜHE
ZUM ERSTENMALE
DER PFLANZER
JOACHIM HEINRICH CAMPE.
ER PFLANZTE
WENN GLEICH NICHT IMMER
MIT GLEICHER EINSICHT UND MIT GLEICHEM GLÜCK
DOCH IMMER
MIT GLEICHEM EIFER UND MIT GLEICHER TREUE
BÄUME IN GÄRTEN UND WÄLDER,
WÖRTER IN DIE SPRACHE, UND
TUGENDEN IN DIE HERZEN DER JUGEND.

WANDERER!
HAST DU AUSGERUHT UNTER SEINEN
BÄUMEN,
SO GEHE HIN
UND THUE DESGLEICHEN! — —

II.

ZUR RELIGION UND THEOLOGIE.

Πλήρωμα νόμου ἡ ἀγάπη.

Paulus ad Romanos.

Von dem Weisesten der Griechen, von Sokrates, wird erzählt, dass er eine Nacht hindurch geblickt habe zu den Sternen über ihm und zu den Sternen in seiner Brust: am Morgen sei er niedergefallen und habe gebetet zur Gottheit. So haben die Besten unseres Geschlechtes seit Jahrhunderten hinauf- und hinabgeblickt und haben darüber nachgesonnen, ob religiöse Bildung sich rein aus der Natur des Menschen entwickele, unter den Einflüsterungen der um ihn rauschenden Natur, oder ob sie durch ein besonderes Wort Gottes an uns gebracht sei. Nur Gott kann zeugen von Gott, nur er selbst kann sich der Welt offenbaren. Die ursprüngliche Offenbarung Gottes ist die Schöpfung: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes. Aber ist auch die Welt ein Tempel Gottes, als solchen erkennt ihn erst der im Tempel denkende und anbetende Menschengeist. Menschen, vom göttlichen Geiste erfüllt, werden die Boten Gottes an die Menschheit.

Solche und ähnliche Probleme, die höchsten der Menschheit, haben auch Campe's Brust bewegt, dessen religiösen und sittlichen Standpunkt wir in diesem Abschnitte darzulegen haben [1]).

[1]) 1. Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben. Berlin 1773.

Die erste streng wissenschaftliche Arbeit aus Campe's fruchtbarer Feder waren die philosophischen Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion (1773). Sie sind wie eine Variation über das Thema, das Faust ausspricht, als er von Gretchen katechisirt wird:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?

Spalding hatte sie im Manuscript gelesen und ausdrücklich zum Drucke empfohlen. Er behandelte darin die Frage über das Verhältniss von Vernunft und Offenbarung, welche damals in den theologischen und popularphilosophischen Kreisen stark ventilirt wurde. Wie bei Spalding, so ist auch bei Campe die Anregung unverkennbar, die er durch Wolff und die englischen Deisten

2. Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen. Dessau 1777. Neueste Aufl. Braunschweig 1813. Eine lateinische Uebersetzung erschien unter dem Titel: H. Campe de moribus libellus singularis, secundum repetitae lectionis autographum. Brunsvici 1780. Eine französische unter dem Titel: Petit livre de morale pour les enfans, traduit de l'Allemand d'après la cinquième edition. Paris 1799.

3. Compendium artis vivendi, ex Erasmi Roterodami libro de civilitate morum puerilium concinnatum. Hamb. 1778.

4. Biblia sacra, ex Seb. Castellionis interpretatione in usum juventutis breviata. Hamburgi 1779.

5. Versuch eines Leitfadens beim christlichen Religionsunterrichte für die sorgfältiger gebildete Jugend. Braunschw. 1791. Achte Auflage 1813.

6. Kleine Seelenlehre für Kinder. Hamburg 1780. Neunte Auflage 1830.

7) Versuch eines Beweises für die Unsterblichkeit unserer Seele s. Deutsch. Museum für 1780. II, 195 bis 213. Eine Verbindung des ontologischen und des metaphysischen Beweises.

empfing. Schon Wolff hatte den Satz aufgestellt, dass die Offenbarung den Wahrheiten der Vernunft nicht widersprechen könne. Die Schriften der englischen Freidenker fanden auch in Deutschland durch Uebersetzungen immer weitere Verbreitung, der Denkglaube ward die herrschende Richtung des Zeitalters, die sich mit der an einer übernatürlichen Offenbarung festhaltenden Kirchenlehre entweder friedlich auseinandersetzte oder sie offen bekämpfte. Der ersteren gemässigten Richtung gehörten jene Berliner Theologen an, mit denen Campe befreundet war, Teller und Sack, vor Allem Spalding, auf den Shaftesbury so nachhaltigen Einfluss geübt hat. Diese Stimmung spiegelt sich auch in Campe's erstem schriftstellerischem Versuch. Er schrieb denselben als junger Candidat, seinen Namen in bescheidener Schüchternheit verschweigend.

Veranlasst wurde diese Schrift durch die damals vielbesprochene Abhandlung des Abtes Jerusalem über die Frage: Ob überhaupt ein ausserordentlicher göttlicher Unterricht von der Religion oder eine Offenbarung mit der Weisheit Gottes bestehen könne? (Vergl. Jerusalem: Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion.) Zwei Freunde, Agathokles und Hermogenes, besprechen sich über die Schrift des gelehrten Kanzelpredigers und Abtes, jener mehr den rationalen, dieser den supranaturalen Standpunkt vertretend. Das lesende Publicum, für das Campe schreibt, theilt er in drei Classen: in entschlossene Gläubige, in wankende Zweifler und in entschlossene Ungläubige. Der allgemeinste Zweck dieser Campe'schen Schrift liegt darin, das Buch Jerusalem's durch die Beiträge anderer Denker zur grösstmöglichen Vollkommenheit zu führen, insbesondere aber steckt sie sich die Aufgabe, in die Untersuchungen über die

Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes mehr objective Ruhe zu bringen und durch eine Sichtung der hergebrachten Beweise für jene Möglichkeit diejenigen auszuscheiden, welche das Licht einer strengeren Prüfung nicht ertragen können.

Die Schrift enthält vier „Gespräche“. Das erste Gespräch verbreitet sich über die Frage, ob es zur willigen Annahme der Religion hinreichend sei, überhaupt zu wissen, dass sie von Gott sei; oder ob man auch die Art und Weise, wie sie dem Menschen von Gott bekannt gemacht worden, wissen müsse. Das Ergebniss lautet: Man trage die Religion, geläutert von menschlichen Zusätzen, den Menschen deutlich vor; man zeige ihnen die Wohlthätigkeit dieser Lehren und die in die Augen fallende Unentbehrlichkeit derselben zum Glücklichsein; man lasse sie selbst hieraus die Frage beantworten, ob eine so erhabene, so milde, so wohlthätige Lehre, welche ein Segen für das ganze menschliche Geschlecht ist; ob eine Veranstaltung, welche in sich selbst, in ihrer ganzen Einrichtung das unleugbare Siegel der himmlischen Weisheit, einer unermesslichen göttlichen Liebe trägt, ob eine Lehre, welche auf den unumstösslichsten Grundsätzen der Vernunft beruht, und ohne welche alle menschliche Weisheit ein Luftgebäude ohne Grundlage wäre; ob die das Werk, die Erdichtung eines frommen Betrügers, oder ob sie nicht vielmehr eine wirklich aus göttlicher Weisheit geflossene, und unter wirklich göttlicher Veranstaltung bekannt gemachte Unterweisung sei? Die Frage aber: auf welche bestimmte Weise diese göttliche Direction dabei obgewaltet habe — eine Frage, deren Beantwortung in unseren Tagen durchaus keinen praktischen Einfluss mehr weder auf die willige Annahme, noch auf die treue Ausübung dieses Unterrichtes hat —, die lasse

man doch ja aus der öffentlichen Versammlung weg; der gebe man unter den speculativen Erörterungen der Schultheologie, aber ja nicht in den Lehrbüchern der eigentlichen Religion, nicht in dem öffentlichen Unterrichte ihren Platz .
Ich würde die Antwort von dem weisesten Lehrer des menschlichen Geschlechts entlehnen, dem auch einmal eine völlig ähnliche Frage vorgelegt wurde: Der Wind bläset, sagte dieser, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl: aber du weissest nicht, von wannen er kömmt und wohin er fähret. Also ist es mit der Religion. Du erfährest wohl, wenn du es nur erfahren willst, dass sie eine göttliche Lehre, und voll göttlicher Kraft sei; aber wie sie zu dir vom Himmel herabgekommen ist, das weissest du nicht, das brauchst du auch nicht zu wissen, wenn du dich nur von ihr zu deinem Heile unterweisen und zu Gott führen lässest. Oder willst du ja etwas mehreres erfahren: so wisse, dass sie zu dir nicht anders, als mittelbarer Weise kommt; dass du sie lernen, darüber fleissig nachdenken, sie ausüben und in einem feinen und guten Herzen bewahren musst. Siehe: das ist nach dem jetzigen Verfahren der göttlichen Fürsehung der einzige Weg, auf welchem sie dir zugeführt wird; und dessen musst du dich bescheiden. — —

Das zweite Gespräch untersucht, ob der Beweis von der Nothwendigkeit einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung, welcher von der Weisheit Gottes, in Rücksicht auf die Bestimmung des Menschen hergenommen wird, vollkommen gültig sei? Agathokles fasst seine Erörterung in den Worten zusammen: Nicht von der besonderen Bestimmung eines jeden Menschen, sondern von der allen gemeinschaftlichen Bestimmung der Menschen überhaupt habe ich geredet. Von dieser, nicht von jener,

habe ich ja nur behauptet und bewiesen, dass sie von allen Menschen durch die ihnen anerschaffenen Kräfte erreicht werden könne. Hat nun Gott nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen einige unter der grossen Anzahl seiner Menschen auserkoren, um sie durch eine unmittelbare Offenbarung zu einer ausserordentlich hohen Stufe der Vollkommenheit zu erheben, wozu diese anerschaffenen Kräfte nicht zureichend gewesen sein würden; so ist das ja eine andere Frage, die wir a priori eben so wenig bejahen können, als sie durch dasjenige, was ich bisher gesagt habe, verneint worden ist. Unsere Untersuchung hat uns nur zu der Einsicht geführt, dass eine solche Offenbarung nicht zu den Mitteln gehören könne, deren alle Menschen, selbst diejenigen, welche nie etwas davon gehört haben, zur Erreichung ihrer Bestimmung bedürften, sondern dass die allen nöthigen Mittel zur Erreichung der allen gemeinschaftlichen Bestimmung auch allen anerschaffen sein müssen.

Ob es nun übrigens noch ein particuläres Mittel, eine ausserordentliche Offenbarung gebe, wodurch ein abgesonderter Theil der Menschen, eine unweit höhere Bestimmung erreichen solle: das gehörte, wie gesagt, nicht zu unserer jetzigen Untersuchung, das muss aus ganz anderen Gründen entschieden werden. — —

Das dritte Gespräch wirft die Frage auf, ob der Beweis von der Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung, welcher von den physikalischen und moralischen Bedürfnissen der Menschen hergenommen wird, vollkommen gültig sei? Das Gespräch spitzt sich in den Sätzen zu: Die gute Sache, die göttliche Religion, dieses wohlthätige Licht, welches dem zur Ewigkeit wandernden Sterblichen die finsteren Pfade dieses Lebens bis über die Grenzen der Sterblichkeit hinaus erleuchtet; diese gute

Sache, sage ich, bedarf es ja wahrlich nicht, dass wir sie durch Gründe empfehlen, welche nicht aus ihr selbst genommen sind, und die Probe einer unpartheiischen Untersuchung nicht auszuhalten vermögen. Diese unweise Bemühung, nebst der unseligen Geschäftigkeit, die wesentlichen Lehren der Religion, diese so simpelen, so einfachen, so einleuchtenden Wahrheiten durch künstliche und grösstentheils falsche Zusätze zu erweitern, sind gerade die einzigen wirklich gefährlichen Pfeile gewesen, welche je auf die Religion und zwar von ihren eigenen Freunden abgedrücket sind. Wenn wir also des grossen Berufs, welchen die Fürsehung an uns hat ergehen lassen; des Berufs, Diener der Religion und Priester der Wahrheit zu sein, uns recht würdig machen wollen: so lassen wir uns unser ganzes Leben dazu heiligen; lassen wir uns alle anderen Wünsche, Absichten, Bemühungen und Vortheile, sie mögen Namen haben wie sie wollen, der einzigen grossen Angelegenheit nachsetzen, die Religion durch die Absonderung aller überflüssigen, falschen, und schädlichen Zusätze den Menschen annehmungswürdig zu machen, damit sie ihr das Herz mit Freuden eröffnen, und ihrer sanften Leitung sich gern und willig unterwerfen mögen. Welch ein heiliges, ehrwürdiges, freudenvolles Geschäft für den, der es nach seiner ganzen Wichtigkeit zu schätzen weiss, und ein Herz besitzt, welches höherer Freuden fähig ist. Und wenn dann sein Gewissen ihm vor Gott das Zeugniss giebt, dass er dieses Geschäft mit Ehrlichkeit und Ernst getrieben habe: was achtet er bei dieser reinen Wonne des verächtlichen Gewinnstes, durch seine Bemühungen die zweideutige Gunst der Welt erlangt zu haben; oder des kleinen Verlustes, durch die Verschiedenheit der Denkungsarten ihre gute Meinung von ihm verringert zu sehen? O wie verschwinden diese

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gegenstände vor unseren Augen, wenn unsere Blicke unablässig auf unser wahres Ziel geheftet sind! — —

Das vierte Gespräch endlich vertieft sich an der Hand der Geschichte in die Frage, ob die Menschen durch ihre natürlichen Kräfte zur Erkenntniss des wahren Gottes hätten gelangen können? Agathokles und Hermogenes führen eine Reihe von Aussprüchen der classischen Schriftsteller des Alterthums ins Feld, Instanz steht hier gegen Instanz, das Urtheil lautet: Non liquet. Beide reichen sich schliesslich in dem Geständniss die Hand: Wir wollen zwischen beide in die Mitte treten, und aufrichtig gestehen, dass wir nicht begreifen, wie auf diese Weise etwas Zuverlässiges ausgemacht werden könne. Dieser ganze Streit läuft doch am Ende darauf hinaus, dass man a priori bestimmen will, wie die göttliche Weisheit habe verfahren können, und der Herr Abt Jerusalem hat selbst mehr, denn einmal, sehr richtig erinnert, dass eine solche idealische Declamation, was Gott nach seiner Allmacht habe thun können, und was er nach unserer Weisheit habe thun müssen, gar nichts entscheide. Wenn wir also vernünftig sein wollen: so bleibt uns in dieser ganzen Sache nichts weiter übrig, als zu sehen, was Gott wirklich gethan hat, und nicht, was er unserer Einsicht gemäss, hätte thun können, oder thun müssen. Und zu dieser vernünftigen Bescheidenheit bei allen unseren Untersuchungen dieser Art, braucht es weiter keiner Beweggründe als der Erinnerung: dass die Wege des Herrn nicht unsere Wege, und seine Gedanken nicht die unserigen sind. — —

Campe's „Philosophische Gespräche“ sind bedeutend nach Form und Inhalt. Die Verstandesformeln der immer mehr erstarrenden Wolff'schen Philosophie und der theologischen Schule blieben auf die gelehrten Kreise

beschränkt: solche warme und anziehende Ausführungen, wie die Campe'schen, erwarben sich Leser in allen Ständen. Wie Mendelssohn, der auch philosophische Gespräche (1755) geschrieben hat, hat Campe die still erhabne, so leicht dahinfliessende Behandlungsweise Plato's sich zum Muster genommen; wie er darnach gestrebt hat, klar und anmuthig zu sein und doch eindringlich und tief, populär und dennoch wissenschaftlich, das mögen die ersten Seiten dieser Schrift bezeugen, die wir, eine Probe der Darstellung und der Entwicklung, hier folgen lassen [1]).

Agathokles und Hermogenes.

Agathokles.

Nur eine Frage, guter Hermogenes, müssen Sie mir vorher erst beantworten, ehe wir zu der Untersuchung verschiedener Beweisarten der unmittelbaren Offenbarung selbst fortschreiten. Vielleicht, dass die Beantwortung derselben den Weg, den unser Verstand zu nehmen denkt, erheitern, und die Schreckensbilder, die ihn schüchtern machen könnten, glücklich von demselben verscheuchen dürfte. Was würden Sie sagen, wenn irgend ein ernsthafter Mann Ihnen beweisen wollte, dass der Wanderer, um seinen Pfad nicht zu verfehlen, oder der Ackersmann, um bei seiner Arbeit am hellen Tage sehen zu können, sich vorher erst die verschiedenen Weltsysteme müsse erklären lassen; erst vorher wissen müsse: ob Ptolomäus oder Tycho von Brahe oder Copernicus die wahre Ordnung der Laufbahnen der Planeten gefunden habe?

[1]) Ein Exemplar der etwas selten gewordenen Schrift verdanken wir der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen.

Hermogenes.

Noch begreife ich nicht wie Sie auf diese wunderliche Frage kommen, und was Sie damit sagen wollen. Nun, ich würde den Mann bedauern, der seine Zeit, seinen Witz und seine Rednerkünste zum Beweise einer solchen Grille verschwenden wollte.

Agathokles.

Aber wenn er nun leugnete, dass es eine Grille sei? Wenn er nun in allem Ernst behauptete, dass man das Tageslicht zu seinen Berufsgeschäften unmöglich recht gebrauchen könne, wenn man nicht vorher gewiss sei, ob der Quell des Lichtes, die Sonne, sich täglich um die Erde wälze, oder ob die Erde der sich bewegende Theil sei, und sich um die Sonne drehe?

Hermogenes.

Sie spotten meiner und des Sophisten, den Sie sich geschaffen haben dazu, Agathokles!

Agathokles.

Nur Geduld! Hermogenes zweifelt also nicht, dass es zum Gebrauch des Sonnenlichtes durchaus unnöthig sei zu wissen, ob die Sonne sich der Erde oder die Erde sich der Sonne nähere?

Hermogenes.

Ob ich daran zweifele? Bei Gott! ich zweifele so wenig daran, dass es mir überall gleichgültig ist, ob Jemand sagt, dass der Quell des Lichtes, bei dem ich sehe, in jener brennenden Sonne, oder im Monde, oder in diesen meinen Augen sei. Ich sehe Licht; ich kann meine Ge-

schäfte dabei treiben; was will ich mehr? — Was kümmert's mich, woher es komme?

Agathokles.

Halten Sie ein, mein Freund! Sie übersehen in der kleinen Hitze, worin meine seltsam scheinende Fragen Sie gesetzt haben, die Folgen, die ich aus Ihrer Aeusserung herleiten könnte. Wie? Wenn ich Ihre Behauptung auf alle andere Güter des Lebens ausdehnen wollte?

Hermogenes.

Und die Verlegenheit, in die ich dadurch gesetzt würde?

Agathokles.

Wäre diese, dass Sie zugeben müssten, dass es überhaupt zum guten und rechtmässigen Genuss dieser Güter nicht erfordert werde, dass man die Art wisse, wie sie entstehen, und den Weg, auf dem sie uns zugeführt werden?

Hermogenes.

Es sei so: aber wohl verstanden, dass man dabei überhaupt nicht aus den Gedanken verliere, dass alle diese Güter des Lebens ein Geschenk des wohlthätigen Urhebers unseres Daseins sind, von dessen Güte, wie der erhabene Psalmendichter singt, die Erde voll ist. Der Wind bläset, und reiniget die Luft, und befruchtet die Felder; ein kühlender Thau erfrischet die Gewächse; ein sanfter Regen tränkt lechzende Saaten; die Blitze leuchten, der Donner brüllt; die Atmosphäre wird von schweflichten Dünsten gereinigt, die Erde befruchtet. Der Mensch, der Gesegnete des Herrn, falle auf sein Angesicht, und ver-

ehre die allgewaltige Hand, die das alles für ihn bewerkstelligt! Das ist seine Pflicht, seine heilige unverbrüchliche Pflicht! — Aber ein Naturforscher zu sein, den Lichtstrahl spalten, den Lauf der Gestirne berechnen, Planeten wiegen, die Entstehungsart des Windes, des Thaues, des Regens, der Gewitter erklären zu können; das ist zwar eine seiner herrlichen Fähigkeiten würdige und überaus nützliche Beschäftigung: aber eine allgemeine Obliegenheit aller Menschen ist es nicht. Man kann ein guter und edler Bürger in der Stadt Gottes sein, ohne ein Naturkundiger zu sein.

Agathokles.

Recht, mein Hermogenes! Sie machen mir Herz, noch einen Schritt weiter zu gehen; aber nur an Ihrer Hand, mein Lieber, damit Muth und Behutsamkeit zusammenbleiben. — Das waren leibliche Güter wovon Sie redeten: gefällt es Ihnen jetzt zu versuchen, ob auch auf die sogenannten geistlichen Güter sich eine Anwendung davon machen lasse?

Hermogenes.

Sehr gern. Nur muss ich, weil ich noch nicht weiss, welchen Weg Sie eigentlich einschlagen wollen, im Voraus verbitten, eine durchgängige Analogie dieser leiblichen und geistlichen Güter in Absicht der Art ihrer Darleihung anzunehmen, weil es sich wohl finden könnte, dass hier eine Verschiedenheit der göttlichen Haushaltung, nach welcher die einen und die anderen uns mitgetheilt werden, obwalte.

Agathokles.

Besorgen Sie keine Erschleichungen von mir, die meiner Absicht im geringsten nicht zu Nutzen kommen

würden. Ich habe nicht die Analogie im Sinne gehabt, welche Sie vermuthen, ohngeachtet ich dabei einem berühmten Vorgänger, einem Buttler, hätte folgen können. Mein Weg geht dermalen in eine ganz andere Gegend. Sie behaupten, und das mit vielem Rechte, dass zu einem würdigen und dankbaren Genuss der irdischen Güter dieses Lebens ganz und gar nicht erfordert werde, dass man die eigentliche Art und Weise, wie sie entstehen, und wie sie uns mitgetheilt werden, kenne, wenn man sich nur dabei hüte, nicht die milde Hand aus dem Auge zu verlieren, welche uns mit diesem Segen überschüttet. Nun frage ich, ob Sie es zufrieden sind, dass wir die Anwendung hiervon auch auf die geistlichen Güter machen? Ob Sie vergönnen zu sagen, dass es damit eben die Bewandtniss habe? Dass man sie ehrlich und treu, zum Heile seiner Seele, mit der innigsten Dankbarkeit gegen den Geber derselben anwenden, und gebrauchen könne, ohne eben ängstlich um die Art und Weise, wie sie von Gott uns mitgetheilt sind, bekümmert zu sein? Oder ob man, ohne Schaden seiner Seele, der Untersuchung, wie uns diese Güter verliehen werden, nicht überhoben sein kann? Was dünket meinen Freund?

Hermogenes.

Ich gestehe es, Ihre Frage macht mich etwas verlegen. Es scheint allerdings — — —

Agathokles.

Keine Uebereilung, mein Werther. Ich lasse Ihnen Zeit, die Sache erst nach allen ihren Seiten zu betrachten. Ich will mich unterdess noch deutlicher erklären, damit die ganze Wichtigkeit des Resultates unserer Untersuchung Ihrer Vorstellungskraft gegenwärtig sei und Ihre

vorsichtige Aufmerksamkeit wo möglich, noch stärker spanne. Das Ende unserer Unterredung muss darauf hinauslaufen, dass wir über einen oder den anderen von folgenden Punkten übereinkommen: entweder es ist nicht genug, dass man alle Wahrheiten und Mittel des Heils, deren Bekanntmachung die Fürsehung veranstaltet hat, zu seiner moralischen Vervollkommnung ehrlich anwende; sondern man muss auch schlechterdings zu einer entschiedenen Gewissheit gekommen sein, ob die Bekanntmachung derselben nach dem ordentlichen oder nach einem ausserordentlichen Verfahren der göttlichen Regierung, mittelbarer oder unmittelbarer Weise geschehen sei? Oder es ist bei einer fleissigen und gewissenhaften Anwendung dieser Heilswahrheiten und bei einem Herzen voll Dankbarkeit gegen den, der sie an unsere Vorstellungskraft gebracht hat, nicht schlechterdings zur Seligkeit nothwendig, dass man über die eigentliche Art der Mittheilung derselben entscheidend sei? Die eine oder die andere von diesen Behauptungen muss das Ziel sein, bei dem wir beide zusammentreffen werden.

Zu den Grundgedanken dieser Jugendschrift hat Campe nach zwei Jahrzehnten noch ausdrücklich sich bekannt. — —

Ein Nachklang jener Ausführungen Campe's, in die Sprache und in die Fassungsgabe der Jugend übersetzt, ist sein Leitfaden beim christlichen Religionsunterricht. An die Spitze desselben stellt Campe die Fragen der erwachenden Vernunft: Wer bin ich? Wem habe ich es zu verdanken, dass ich bin? Was soll ich hier? Was soll ich künftig werden? Die Antwort auf diese Fragen giebt die Religion, die Gotteslehre, welche die Menschen zu ihrem eignen Besten belehrt. Der Inhalt derselben wird aus der Natur und aus der Bibel ge-

schöpft. Christus hat dieselbe vollständiger als alle früheren Lehrer verkündigt. Natürliche und christliche Religion sind der Hauptsache nach ein und dieselbe Religion. Jede Religion ist Vernunftreligion, weil sie von Gott uns nur mittelst unserer Vernunft bekannt gemacht werden kann. Die christliche Vernunftreligion ist übereinstimmend mit den Aussprüchen der gesunden Vernunft und den Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens. Was weder in der gesunden Vernunft noch in unzweideutigen Stellen der Bibel begründet ist, ist Aberglaube. Gegen diesen zu protestiren macht das Wesen der protestantischen d. i. freigläubigen Kirche aus. Der Zweck der Religion ist, die Menschen gut und glücklich zu machen. Dies die Grundgedanken der Einleitung. Der erste Abschnitt handelt dann von des Menschen Natur, Bestimmung und Würde. Auch die Nachkommen der ersten Menschen werden gottähnlich geboren. Sie können böse werden durch böses Beispiel. Abschnitt zwei: Von Gott, dem Schöpfer des Weltalls. Abschnitt drei: Von der göttlichen Vorsehung. — Christus, von dessen Person der fünfte Abschnitt handelt, war der grösste Lehrer der Menschheit, ein wahrer Mensch, von seinen Zeitgenossen durch höhere Weisheit und musterhafte Rechtschaffenheit unterschieden, gesandt von Gott, die Menschen frei zu machen von Unwissenheit und Sünde, durch seine Lehre, sein Beispiel und sein Leiden. Die nächsten Abschnitte handeln noch von der christlichen Besserung, vom Gebet, vom zukünftigen Leben (die Seele dauert fort und wird einen neuen Leib erhalten) und von den zehn Geboten. Die Entwickelung der Begriffe in diesem Büchlein ist natürlich und ungesucht, die Beweise und die biblischen Stellen gehen über das Denken einer reiferen Jugend nicht hinaus.

An die kurze Besprechung des Leitfadens mag sich die Frage nach der methodischen Behandlung des Religionsunterrichtes, wie Campe ihn gelehrt und geübt hat, anschliessen. Und da müssen wir sagen: Campe ragt auch hier um eines Hauptes Länge über die meisten seiner Zeitgenossen. Da ist kein geistloses Memoriren von Sprüchen und Kernliedern, sondern eine pädagogische Behandlung, die das Kind religiös empfinden und handeln lehrt, die dem Schüler den lebendigen Gott zeigt in der Natur und in der Geschichte. In jenem Denkmal, welches Campe seinem Gottlieb Böhl gesetzt hat, spricht er seinen Gegensatz zu dem geistlosen Unterrichte jener Zeit in klarer, gemüthvoller Weise aus: Man muss hierbei wissen, dass ich überhaupt bei dem sogenannten Religionsunterrichte, d. i. bei dem heiligen Geschäfte, jungen Seelen Liebe zu Gott, zu unseren Mitmenschen und zur Tugend einzuflössen, anders zu Werke gehen zu müssen glaubte, als man gewöhnlich dabei verfährt. Da war, wenigstens in den Jahren der Kindheit, von keinen festgesetzten Lehrstunden, von keinem Auswendiglernen einer trockenen, mitunter häufig unverständlichen Fragelehre, von keinem Hersagen oder Herplappern gelernter Gebetsformeln die Rede. Ich bemühte mich auch hierin das schöne Beispiel des weisen Urhebers unserer Gotteslehre nachzuahmen.

Dieser sperrte seine Jünger, wenn er von Gott und göttlichen Dingen mit ihnen reden wollte, in kein dumpfes Lehrzimmer ein, sondern ging mit ihnen ins freie Feld, wo Gott in jeder Pflanze, in jedem Grashalme, nicht bloss ihrem Verstande, sondern auch ihren Sinnen gegenwärtig war; oder er erstieg eine Anhöhe mit ihnen, wo sie die wundervollen Werke desselben, welche Weisheit und Liebe verkündigen, übersehen konnten. Er liess sie nicht

auswendig lernen, nichts Gelerntes herplappern, sondern gab ihnen nur ein Beispiel, des kindlichen Geistes und der Einfalt, womit sie beten sollten, indem er ihnen vorbetete, ohne von ihnen zu verlangen, dass sie seine Worte nachsagen und auswendig lernen sollten. Er gab keine festgesetzten Lehrstunden, zu bestimmten Zeiten, aber er benutzte jede sich darbietende natürliche und schickliche Veranlassung, ihnen reinere Begriffe von Gott, fromme Gefühle, rechtschaffene Gesinnungen und frohe Hoffnungen einer glückseligen Zukunft einzuflössen. Ich glaubte, dass dieses Beispiel des besten Lehrers auch für mich, wie für andere Jugendführer, aufgestellt sei, und ahmte es in meiner Erziehungsanstalt nach; was auch immer andersdenkende Menschen darüber urtheilen und sagen mochten. Auch mein Unterricht und meine Erweckungen dieser Art waren daher immer kurz und einfach; auch sie wurden jedesmal nur bei Gelegenheiten gegeben, welche eine natürliche Veranlassung gewährten, zu dem Verstande und dem Herzen meiner Zöglinge zu reden, und ich gab sie so oft die Jahreszeit und andere Umstände es erlaubten, am liebsten mitten in der schönen, freien Natur, die das bewies, was ich nur sagen konnte, die das dem Herzen zuführte, was ich dem Verstande vorlegte. Auch ich liess meine frommen Kinder weder Morgens noch Abends, weder vor noch nach dem Essen Gebete hersagen, aber ich selbst und meine Mitarbeiter verrichteten unser eignes Gebet häufig mit lauter Stimme in ihrer Gegenwart, und auch dies am liebsten in dem grossen Tempel der Natur, unter dem erhabenen Gewölbe des Himmels, und bei Veranlassungen, welche eine dankbare Ergiessung unserer Herzen uns und unseren Kindern zum Bedürfnisse machten. Ich belehrte sie dabei, dass wir dieses laute Gebet nur um ihretwillen verrichteten, um

sie an den seligen Empfindungen, welche uns dabei belebten, und an den segensreichen Folgen, welche wir davon erführen, Antheil nehmen zu lassen; rieth ihnen aber dabei oft, wenn sie für sich beten wollten, welches ich ihnen nicht zu sehr empfehlen könnte, es jedesmal im Stillen und ohne Zeugen zu thun, weil sie alsdann mit ihrem lieben himmlischen Vater sich um so viel ungestörter und herzlicher würden unterhalten können [1]. —

Wie pädagogisch richtig Campe die Sache angreift, das wird noch mehr erhellen, wenn wir eine Abhandlung über diesen Gegenstand aus der Hamburger Zeit ins Auge fassen. Sie führt den Titel: „Ueber den ersten Unterricht in der Religion" [2]. In drei Fragen fasst er seine Aufgabe zusammen: Wann muss mit diesem Unterrichte angefangen werden? Wie muss die Art und Weise, die Methode dieses Unterrichtes beschaffen sein? Endlich, was muss von Religionswahrheiten zuerst gelehrt werden? Die hergebrachte Observanz, bemerkt er, würde den Religionsunterricht am liebsten schon in der Wiege beginnen. Von dem Begriffe des Wortes Religion ausgehend stellt nun Campe die Frage so: Wie früh man den Kindern Religion d. h. thätige Liebe und Gehorsam gegen Gott einflössen müsse? Auch er antwortet: So früh als möglich — aber möglich ist es erst dann, wenn die Pflicht, Gott zu lieben, dem Kinde veranschaulicht werden kann durch die Liebe, die es in der That bereits für seine Eltern und Geschwister empfindet. Eine weitere Vorbereitung bestehe darin, dass man das Kindesauge öffene für den reichen Segen, der aus der Natur in mancherlei Gestalten hervorquillt. Der eigentliche Religionsunterricht wird daher beginnen können, je nach der An-

1) Schreiben aus Algier etc., S. 108.

2) Sammlung einiger Erziehungsschriften 1778. I, 180 ff.

lage des Kindes zwischen dem fünften und zehnten Lebensjahre.

Mit Recht warnt Campe, bei diesem ersten Religionsunterricht schulmässig und systematisch zu Werke zu gehen; ein Verfahren, bei welchem das Kind sich daran gewöhnt, Worte nachzusagen, mit denen es keinen Begriff verknüpft; vielmehr soll derselbe in gelegentlichen Gesprächen behandelt und in die Form der Erzählung eingekleidet werden. Ebenso erklärt sich Campe mit aller Entschiedenheit dagegen, dass das Kind gewisse Gebetsformeln auswendig lerne und zu festgesetzten Zeiten herplappere.

In Ansehung der Methode hebt Campe folgende Punkte hervor. Zuerst möge man immer wahr sein, sowohl hinsichtlich der religiösen Begriffe selbst, die man dem Kinde mittheilt, als auch hinsichtlich der Einkleidung und der Beweise. Unter allen Beweisen sei der analogische der Kindesnatur am meisten angemessen. Der Unterricht selbst sei ein gleichmässig fortschreitender. Mit ernsten Worten rügt Campe dann die schulmässige Art, die Religion zu lehren, das Auswendiglernen des religiösen Leitfadens, das Erzwingen desselben durch Strafen, der beste Weg, die Religion selbst verhasst zu machen — eine Prophetenstimme auch an die Gegenwart!

Was endlich die Religionswahrheiten selbst betrifft, die den Kindern im ersten Unterrichte mitgetheilt werden sollen, so stellt Campe den Grundsatz auf, nur das dem Kinde bekannt zu machen, was seine eigene Wissbegierde ihm zum Bedürfniss macht und was seinem Alter wirklich nützlich ist. — Dass das Kind gleich die Religion schauen, dass es durch unmittelbare Vorgänge zu dem Gefühl des religiösen Lebens gelangen müsse, dass Religion kein Gegenstand des Wissens, sondern des Ge-

müths sei, dass die Naturkunde und die Geschichte mit hereinzuziehen seien, dass eine Stufenfolge stattfinden müsse — das sind lauter Lichtblicke, durch welche Campe ahnungsvoll seinen Zeitgenossen vorauseilte. —

An diese theoretische Entwickelung reiht nun Campe in sechs Gesprächen zwischen Mutter und Tochter den Versuch einer leichten Entwickelung der ersten Religionsbegriffe — klar und bestimmt in der Frageweise, sei es dass erörtert oder entwickelt oder begründet wird, das Endergebniss immer eine religiöse Wahrheit. Wir theilen, das Gesagte zu belegen, das zweite Gespräch mit.

Mutter. Wo ist denn wohl Deine Puppe hergekommen, mein liebes Lottchen?

Lottchen. I, die hast Du mir ja gekauft; weisst Du nicht mehr, von der dicken Frau, die so viel schöne Sachen hatte?

Mutter. Aber woher mag denn wohl die Frau sie gekriegt haben?

Lottchen. Sie sagte ja, sie hätte sie selbst gemacht.

Mutter. Musste sie denn erst von Jemand gemacht werden? Konnte sie nicht so von sich selbst entstehen, ohne dass sie Jemand machte?

Lottchen. Von sich selbst? O, Du spasst nur, liebe Mutter!

Mutter. Aber ist denn alles, was wir haben, erst gemacht worden? Zum Exempel Dein Kleid?

Lottchen. Hat das nicht der Schneider gemacht?

Mutter. Aber dies ganze grosse Haus, das haben doch wohl keine Menschen gemacht?

Lottchen. Wo wollte es denn sonst hergekommen sein? Hast Du nicht gesehen da am Markte, wo wir gestern

vorbei gingen? Da bauten die Menschen ja auch eben ein grosses Haus.

Mutter. Ja, ganz recht. — Es entsteht also nichts von sich selbst; sondern alles wird von Menschen gemacht! nicht, liebe Lotte?

Lottchen. Ja, Mutter.

Mutter. Aber ich weiss doch etwas, was kein Mensch gemacht hat, und doch recht wunderschön ist.

Lottchen. O, was ist das? Zeige es mir, liebes Mütterchen; bitte bitte!

Mutter. Das will ich gern; komm, wir wollen dort ans Fenster treten. — Nun sieh mal da hinaus in den Garten und in das Feld; was ist da?

Lottchen. Ach! da sind so schöne Blumen! Und die sind so bunt, so bunt! allerliebst!

Mutter. Und was ist denn dort weiter hin?

Lottchen. Da sind Bäume, die uns das Obst geben. O sieh mal, wie da schon so viel kleine Aepfel an den Zweigen hängen! Die sollen schmecken, wenn sie erst reif sind! Dass Dich!

Mutter. Das sollen sie auch, mein Kind. — Nun da siehst Du also schon etwas, was die Menschen nicht gemacht haben, und was doch recht schön ist.

Lottchen. Haben das die Menschen nicht gemacht?

Mutter. Nein, Lotte. Wir Menschen können wohl die Blumen abpflücken, und daran riechen, aber wir können selbst keine machen. Wenn das Obst auf den Bäumen reif ist, so können wir es wohl abschütteln und essen, aber machen können wir weder Bäume noch Obst. — Aber siehe! da fängt es auf einmal an zu regnen, und der Wind bewegt die Bäume hin und her: sollten das auch wohl Menschen sein, die den Regen herunter giessen und den Wind wehen lassen?

Lottchen. Nein, das glaube ich nicht.

Mutter. Du hast recht. Denn der Regen fällt ja aus der Luft herunter, und wie könnten da Menschen sein? Und mit unserem Munde können wir wohl ein wenig blasen, aber gewiss nicht so einen Wind machen, wie der da ist, der die grossen Bäume schüttelt. — Siehst Du wie dort die Sonne eben hinter einer Wolke hervorkömmt?

Lottchen. Ach ja, die liebe Sonne!

Mutter. Und weist Du noch, wie wir gestern Abend unter den Linden waren, und den schönen Mond, und alle die lieben kleinen Sternchen sahen?

Lottchen. Die da oben am Himmel waren? Ach! das war recht niedlich!

Mutter. Nun, kannst Du glauben, dass diese hohe Sonne und der Mond und die Sterne, die so weit von uns weg sind, von Menschen gemacht wurden?

Lottchen. Nein, Mutter, das kann ich unmöglich glauben.

Mutter. O mein liebes Kind; es geschieht vieles, sehr vieles, ohne dass wir Menschen das Geringste dazu thun! Indess, dass wir schlafen, scheint der Mond und die Sterne, ohne dass sie Jemand angezündet hat. Ehe wir noch erwachen, ist schon die Sonne wieder da, um einen neuen Tag zu machen. Es wird Winter und Sommer, es regnet, schneit, friert und wird wieder warmes Wetter, ohne dass wir etwas dazu beitragen. Indess wir ruhig in unseren Häusern sitzen, wächst dort das Korn auf dem Felde und auf den Bäumen das Obst, das uns nachher so gut schmeckt. Auch die Thiere werden nicht von uns hervorgebracht, und doch geben sie uns Milch, Eier und Fleisch zu essen, und Wolle zu unseren Kleidern. Wir selbst, Du, mein liebes Lottchen, und Dein Vater und

ich und die anderen Menschen alle, haben uns ja auch nicht selbst hervorgebracht! Du wirst auch alle Tage grösser, ohne dass Du von Jemand länger gemacht wirst. — Du siehst also wohl, dass viele, viele Dinge geschehen, ohne dass die Menschen etwas dabei thun.

Lottchen. Aber wer thut es denn, wenn es die Menschen nicht sind?

Mutter. Es muss wohl einer sein, der noch viel mehr kann, als die Menschen können. Nicht wahr?

Lottchen. Ja, der muss recht viel machen können.

Mutter. Und muss gewiss recht gütig sein, weil er uns selbst gemacht hat, ohne dass wir ihn darum bitten konnten, und weil er uns alle Tage Speise und Kleider giebt?

Lottchen. Giebt er uns das auch? — Ich dachte, der Vater gäbe uns zu essen?

Mutter. Das thut er wohl; aber er kann doch selbst keine Speise machen. Siehst Du, Lotte, das Brot wird von Mehl, das Mehl aus dem Korn gemacht, und das Korn kann Dein Vater nicht hervorbringen, das wächst dort auf dem Felde. Eben so wenig kann Dein Vater Fleisch, oder Milch, oder Eier machen. Das alles muss also wohl einer für uns entstehen lassen, der selbst kein Mensch ist; und muss der nicht recht gütig sein, dass er uns so mit allem versorgt, was wir nöthig haben?

Lottchen. Ach! ja; aber wer ist denn das, liebe Mutter?

Mutter. Kind, es ist ein unaussprechlich gütiges, herrliches und mächtiges Wesen, welches wir Gott nennen, er ist es, welcher uns und alle Thiere, die Sonne, den Mond und die Sterne, die ganze Erde und alles, was darauf ist, gemacht hat. Der ist es, welcher Regen und Sonnenschein giebt, und wachsen lässt alles, was wir

nöthig haben. — Dieser liebe gute Gott ist also unser Aller Vater, von dem wir alle herkommen, der uns alle recht herzlich lieb hat, und dem wir alles zu verdanken haben, was uns Freude macht.

Lottchen. Aber meine Puppe hat er mir doch nicht gegeben? Die hat ja die Madame gemacht, und Du hast sie mir gekauft.

Mutter. Die Frau, mein Kind, hat sie nur zusammengesetzt; aber alles, was sie dazu brauchte, hat der liebe Gott gemacht. Sieh' nur, das Gesicht der Puppe ist mit Kreide und Farbe angestrichen; die lässt Gott in der Erde wachsen. Das Hemde ist von Leinwand, welches aus Flachs bereitet wird, und das Flachs bringt Gott auf dem Felde hervor. Der Rock ist von Baumwolle und die hat Gott auf Bäumen wachsen lassen. Das Kleid ist von Seide; und weisst Du, wo sie herkommt?

Lottchen. Nein, Mutter.

Mutter. Dazu hat der liebe Gott kleine Würmer erschaffen, die müssen die Seide aus ihrem Leibe herausspinnen. Ich will auf ein andermal Dir solche Würmer zeigen. — Auch das Geld, welches ich der Frau dafür gab, dass sie die Puppe so zusammengesetzt hat, war von Silber gemacht, und das Silber lässt Gott in grossen Bergen wachsen, wo es denn von Menschen herausgegraben wird. — Und gewiss würde ich Dir die Puppe nicht gekauft haben, wenn Gott nicht gemacht hätte, dass die Eltern ihre Kinder so lieb haben. Denn wenn ich Dich nicht lieb hätte, so schaffte ich Dir auch nichts an, was Dir Freude machen kann. Siehst Du also wohl, dass Du auch Deine Puppe Gott zu verdanken hast?

Lottchen. O, der liebe Gott! — Aber wo ist er denn? Ich möchte ihn so gern einmal sehen.

Mutter. Er ist bei uns, mein Kind, hier und an allen Orten; aber sehen können wir ihn nicht. Das macht, er ist ein unsichtbares Wesen, welches keinen solchen Leib hat, als wir haben, den man anschauen und betasten kann.

Lottchen. Wie weisst denn Du aber, dass er hier ist, wenn man ihn nicht sehen kann?

Mutter. Höre, mein liebes Lottchen, Du weisst doch nun schon, dass wir — ich und Du — jeder eine Seele sind; aber hast Du schon jemals eine Seele gesehen?

Lottchen. Nein.

Mutter. Aber glaubst Du nicht, dass meine Seele hier zugegen sei?

Lottchen. O ja, das glaube ich.

Mutter. Aber warum glaubst Du das?

Lottchen. O ich habe wohl behalten, was Du mir gestern sagtest; — weil Dein Körper sonst nicht lebte, und nicht vernünftig sprechen könnte.

Mutter. Ganz recht, mein liebes Kind. Also deswegen, weil meine Seele hier etwas thut, indem ich die Hand ausstrecke oder mit Dir rede, glaubst Du, dass sie hier zugegen sein müsse. Wenn Du nun wüsstest, dass der liebe Gott hier und an allen Orten auch etwas thue, auch etwas mache: würdest Du da nicht aus eben demselben Grunde überzeugt sein, dass er auch hier und an allen Orten zugegen sein müsse?

Lottchen. Ja, das würde ich. Denn wie könnte einer an einem Orte etwas thun, wo er nicht wäre?

Mutter. Du hast Recht, meine Liebe! So lass uns dann sehen, ob Gott hier um und neben uns wirklich etwas verrichte? — Halte mal Deine Hand hier an die linke Seite Deiner Brust; was giebt es da?

Lottchen. Ich weiss es nicht; aber es geht immer tick! tack! als wenn eine Uhr darin wäre.

Mutter. Ich will es Dir sagen. Das ist Dein Herz, welches sich immer hin- und herbewegt, wodurch Blut, welches auf der einen Seite dem Herzen zuläuft, auf der anderen wieder fortgeschnellt wird, damit es immer im Laufen bleibe. Stände das Herz einen Augenblick still, so würde das Blut in allen Adern aufhören zu laufen; dann würde Deine Seele in eben dem Augenblicke diesen Körper verlassen, und er würde todt sein. Es ist Dir also viel daran gelegen, dass dies Uhrwerk im Gange bleibe. Aber wer macht es nun so schlagen? Bist Du es etwa selbst?

Lottchen. Ich wusste ja nicht einmal, dass es so tick! tack! machte.

Mutter. Oder bin ich's? oder ist es irgend ein anderer Mensch?

Lottchen. Es kann ja keiner dazu kommen.

Mutter. Du hast ganz Recht. Wenn ich auch nicht hier wäre, so würde Dein Herz doch fortfahren zu schlagen. Ich kann also die Ursache davon nicht sein. Aber wer ist es denn?

Lottchen. O ich merke es schon; das wird gewiss der liebe Gott sein, der das macht.

Mutter. Getroffen, mein Kind! Denn wer könnte es sonst auch sein? — Ja, Gott, der liebe, gute Gott ist es, der unsere Herzen schlagen macht und uns dadurch lebendig erhält: kann er also wohl fern von uns sein? Muss er nicht vielmehr hier und an allen Orten zugegen sein, wo Menschen oder andere lebende Wesen sind? — Freue Dich also, liebes Kind, mit mir und allen Menschen, dass wir einen so guten und so mächtigen, obgleich unsichtbaren Vater haben, der immer bei uns ist, uns lauter Lie-

bes und Gutes thut, wenn wir ihn nur auch lieben und gute Menschen zu werden suchen. Morgen will ich Dir noch etwas mehr von ihm sagen. — —

Wenn nun auch Campe mit Recht auf das Gemüth beim religiösen Unterricht das Hauptgewicht legte, so wollte er, da der Lehrer bei diesem Gegenstande es auch mit Begriffen zu thun hat, die Thätigkeit des Verstandes nicht verkürzen. Er suchte daher den Religionsunterricht auf einen psychologischen Boden zu stellen, in einem propädeutischen Cursus aus der Anschauung durch die Sprache eine Reihe von Begriffen und Vorstellungen abzuleiten, welche die Brücke zu dem eigentlichen Religionsunterrichte bilden. In diesem Sinne schrieb Campe seine von steifer Pedanterie freie, sinnige „Kleine Seelenlehre für Kinder“. In diesem Büchlein will er, wie die Vorrede eingehend darlegt, diejenigen Begriffe aus der Seelenlehre auf dem Wege der Erfahrung entwickeln, welche bei dem Zögling als Vorbegriffe vorausgesetzt werden müssen, wenn er irgend eines zusammenhängenden und auf Vernunftwahrheiten gegründeten Unterrichts in der Religion und Sittenlehre fähig werden soll. Demgemäss werden auf diesem Wege eine Reihe von Ausdrücken abgeleitet, wie sie bei jedem sittlichen Unterrichte vorkommen: Vorstellung, Begriff, Urtheil, Schluss, Gedächtniss, Phantasie, Neigung, Begierde, Sinnlichkeit, Naturtrieb, Leidenschaft u. s. w.

Sehen wir an einem Beispiel wie Campe den Begriff „Nachahmung“ ableitet.

Neuntes Gespräch. (Bei Tische war Jedermann sehr begierig, zu wissen, was doch das wohl für ein Trieb sein möge, den der Vater noch erklären wolle; aber Kei-

ner konnte es errathen. Endlich gab man es auf, und redete von anderen Dingen. Da nahm der Vater sein Glas, benetzte den Finger mit Wasser, fuhr damit auf dem Rande des Glases herum, und lockte auf diese Weise wunderschöne Töne heraus. Sein nächster Nachbar hatte dies kaum bemerkt, so that er ein Gleiches, diesem ahmte der folgende nach, und dem wieder der Folgende, bis in weniger als ein paar Minuten die ganze Tischgesellschaft, Gross und Klein, mit den Gläsern spielte. Da lächelte der Vater, gab das gewöhnliche Zeichen zur Stille und sagte:)

Vater. Wie verfallt Ihr denn Alle auf einmal darauf, auf den Gläsern zu spielen?

Johannes. Ich habe es nicht zuerst angefangen.

Ferdinand. Ich that's, weil der es gethan hat.

Dietrich. Und ich, weil es Gottlieb that.

Gottlieb. Ja, und ich, weil Vater es selbst that.

Vater. Ihr habt also Alle Etwas gethan, das Ihr einen Anderen thun sahet?

Alle. Ja.

Vater. Und es befahl Euch doch Keiner, es so zu machen?

Alle. Nein.

Vater. Nun warum thatet Ihr es denn?

Johannes. Ja, das ist närrisch, wenn Jemand Einem etwas vormacht, gleich muss man es nachmachen!

Vater. Hast Du das gefühlt? — Und soll ich Dir nun erst noch sagen, was das für ein Trieb sei, den ich Euch heute noch zu zeigen versprach?

Johannes. Ah, nun weiss ich! Es ist der Trieb des Nachmachens!

Vater. Sage lieber, es sei der Trieb der Nachahmung. Auch diesen haben Eure Seelen mit allen anderen Menschenseelen gemein.

Nikolas. O, auch mit den Affenseelen! Die machen ja auch Alles nach, was sie sehen.

Vater. Ganz recht. Bei Kindern und Affen zeigt sich dieser Trieb am meisten; Ihr sehet also, mit welchen Herren Ihr eine Aehnlichkeit habt.

Matthias. Ja, mit den Herren Affen.

Gottlieb. O pfui! ich wollte dass wir den Trieb nicht hätten!

Vater. Das sage ja nicht in Ernst! Denn wenn Ihr ihn nicht hättet, so würdet Ihr in Eurem ganzen Leben wohl nicht klüger und besser als ein Aeffchen werden.

Dietrich. Wie so?

Vater. Wodurch werdet Ihr denn wohl von Tage zu Tage klüger und besser? Nicht wahr, vornehmlich dadurch, dass Ihr das thut, was Ihr erfahrene und verständige Leute thun sehet?

Dietrich. Ja.

Vater. Also durch den Trieb der Nachahmung?

Dietrich. Ja; aber warum werden denn die Affen nicht klüger dadurch?

Vater. Weil ihre Seele nur äussere Dinge, Geberden und Handlungen, aber nicht innere und unsichtbare Gedanken und Gesinnungen nachahmen kann; und das können sie nicht, weil sie keine Vernunft haben.

Gottlieb. Bleiben wir denn nun immer solche Affen?

Vater. Das Verlangen, Anderen nachzuahmen, bleibt zwar immer, auch wenn man schon erwachsen ist; aber dann befriedigt man es nicht mehr sogleich, als man es wohl zu thun pflegt, so lange man jung ist. Da bedenkt man vielmehr immer erst, ob es auch wohl nützlich sei, Anderen in dieser oder jener Sache nachzuahmen? Und wenn man keinen Nutzen davon sieht, so lässt man es bleiben.

Ferdinand. Vater, soll ich die Tafel herunterholen, um das auch anzuschreiben?

Vater. Thue es, aber bringe auch unser heutiges Bild mit.

Johannes. Ist davon auch etwas darauf zu sehen?

Vater. Das wollte ich selbst gern wissen; deswegen sagte ich, dass er es mitbringen solle.

Ferdinand. Hier, Vater, ist beides! — Was sollen wir denn bei den Kindern behalten, die da Soldaten spielen?

Vater. Diese Kinder thun Etwas, was sie von den Soldaten gesehen haben.

Johannes. Ha, ha! Sie ahmen den Soldaten nach.

Vater. Und zeigen also, dass ihre Seelen auch einen Trieb zur Nachahmung haben. Daran soll diese Vorstellung erinnern.

Ferdinand. Dies Mal sage ich doch vor, weil ich die Tafel und das Bild geholt habe?

Vater. Das giebt Dir nun wohl noch kein Vorrecht; aber wenn Du mir alle die sieben Naturtriebe, die wir nun schon kennen gelernt haben, recht ordentlich anzugeben vermagst, so mag es darum sein.

Ferdinand. Nun ja!

Vater. Du, Johannes, stelle Dich hinter ihn, um sein Nothhelfer zu sein, falls er stecken bleiben sollte.

Ferdinand. O, das wird nicht nöthig sein! (Er sagt Alles ordentlich und deutlich her.)

Vater. Nun, das war recht gut! So sage mir den vorall.

Ferdinand. Der siebente Trieb unserer Seele ist der Trieb der Nachahmung.

Vater. Und wozu treibt uns dieser?

Ferdinand. Der treibt uns an, dasjenige nachzuahmen, was wir andere Leute thun sehen.

Johannes. O, sollen wir nun nicht gleich noch mehr lernen?

Vater. Nein, Johannes, für dies Mal ist es genug.

Johannes. O, das ist Schade!

Vater. Weil wir für heute schon genug gelernt haben, so wollen wir den schönen Nachmittag zu einer Lustreise anwenden.

Alle. Zu einer Lustreise? O wohin? Wohin?

Vater. Nach Blankenese, um von einem der dortigen Berge der herrlichen Aussicht über die Elbe hin zu geniessen.

Alle (hüpfend und klatschend). Ah! nach Blankenese! zu Herrn Faber! O, das ist herrlich! das ist prächtig!

Vater. Es ist mir lieb, dass mein Vorschlag Euch Freude macht. Aber — macht Euch gefasst — selten pflegt im menschlichen Leben eine Freude ohne Begleitung zu kommen. Gemeiniglich hinkt ihr irgend ein Missvergnügen nach, welches nicht von ihr getrennt werden kann.

(Alle stutzen.)

So können wir heute z. B. nur Einen Stuhlwagen haben, und auf dem können wir nur höchstens Zehn sitzen. Zehn von uns werden sich also entschliessen müssen zu Hause zu bleiben.

(Allgemeine Bestürzung.)

Und wer soll das nun sein?

(Allgemeines Stillschweigen.)

Ich weiss keine bessere Auskunft, als dass wir losen. Einen Topf her! Hier sind so viele Zettelchen, als Köpfe da sind. Jeder von uns zieht einen davon aus dem be-

deckten Topfe hervor; wer ein gewinnendes Loos zieht, fährt mit; wem ein verlierendes zu Theil wird, der bleibt hier. Seid Ihr es so zufrieden?

Alle. Ja!

Vater. Nun wohlan! Der Kleinste zieht zuerst, und so bis zum Grössten hinauf. So! — so!

(Jeder zieht; Einige erheben ein frohlockendes Jauchzen; Andere, welche Nieten gezogen haben, machen ein klägliches Gesicht.)

Nun ist es entschieden. — Aber was ist das? Wie, Johannes, eine Thräne? — Das ist kein männliches Betragen. Unglücksfälle, die man sich nicht selbst zugezogen hat, muss man mit Standhaftigkeit erdulden.

Johannes. Ich will auch (wischt sich die Thräne ab, und zwingt sich zu lächeln).

Vater. Gut! Aber Ihr Anderen, wie ist Euch dabei zu Muthe? Wird Euer Vergnügen heute wohl recht vollkommen sein, da einige Eurer Freunde keinen Antheil daran nehmen können?

Alle. Nein!

Vater. Wie wäre es also, wenn wir die Reise nach Blankenese bis auf einen anderen Tag aufschöben und dafür heute nach Wandsbeck gingen?

Alle. O ja! ja! Nach Wandsbeck! Nach Wandsbeck!

Vater. So macht Euch fertig. — Aber halt! Da hat es ja wohl wieder etwas Neues in unserer Seele gegeben? Wartet doch, dass wir erst einen Augenblick darüber nachdenken. — Was that denn wohl Eure Seele, da ich sagte, dass wir nach Blankenese fahren wollten?

Nikolas. Sie freute sich.

Vater. Und was that die Eurige, Ihr Anderen, da Euch das Loos traf zu Hause zu bleiben?

Johannes. Sie betrübte sich.

Vater. Und das war wohl noch dazu eine recht grosse Freude und eine grosse Betrübniss?

Alle. Ja, eine recht grosse.

Vater. Fühltet Ihr nicht Alle, dass Euer Blut anfing viel schneller zu laufen; dass Euer Herz viel stärker klopfte?

Alle. Ja, das ist wirklich wahr!

Vater. Und dachtet Ihr in dem Augenblicke, da Ihr Euch so sehr erfreut, und Ihr Anderen in dem Augenblicke, da Ihr Euch so sehr betrübtet, dachtet Ihr da wohl an etwas Anderes?

Alle. Nein!

Vater. War es nicht, als wenn Ihr gegen alles Andere in der Welt taub und blind wäret?

Alle. Ja.

Vater. Und wollt Ihr wissen, wie man einen solchen Zustand unserer Seele nennt, da sie sich so sehr erfreut, oder so sehr sich betrübt, so heftig etwas begehrt, oder so heftig etwas verabscheut, dass sie an nichts Anderes denkt, nichts Anderes hört und sieht, und dass das Blut in unseren Adern einen schnelleren Lauf gewinnt? Man nennt ihn Affect, auf Deutsch: Leidenschaft. Eure Seelen waren also jetzt in Leidenschaft; die Eurigen, Ihr, die Ihr ein gutes Loos gezogen hattet, in der Leidenschaft der Freude, und die Eurigen, Ihr, die Ihr zu Hause bleiben solltet, in der Leidenschaft der Traurigkeit. — —

Der Leitfaden, der die Glaubenslehre vorträgt, erhält seine nothwendige Ergänzung durch das Sittenbüchlein für Kinder, in welchem die Sittenlehre abgehandelt wird. In vier Abendgesprächen behandelt Campe die Pflichten gegen uns selbst, die Pflichten ge-

gen Andere, die Pflicht der Geselligkeit, das Gewissen und die Religion — fasslich, lebendig, gemüthlich bei rechtzeitig eingestreuten Beispielen. Wir können uns nicht versagen, auch hier unseren Sittenlehrer selbstredend einzuführen: Noch muss ich Euch vor einer Untugend warnen, welche schon manchem Menschen viel Verdriesslichkeiten zugezogen hat. Es giebt nämlich Leute, welche gar nichts verschweigen können, und durch Schwatzhaftigkeit sich und Anderen oft grosses Unglück zuziehen. Das sind auch dumme Leute, die sich oft an ihrem eigenen Glücke hindern. Denn durch ihr Klatschen entstehen allerhand Zänkereien und Feindschaften, oft unter den besten Freunden. Deswegen meidet sie Jedermann, und Diejenigen, welchen sie geschadet haben, können nicht umhin, sie zu hassen. Alle suchen sie aus ihrem Hause und von ihrem Umgange auszuschliessen. Zu einem verschwiegenen Menschen hingegen haben alle Leute Vertrauen, und es kann daher nicht fehlen, dass er auf eine oder die andere Weise sein Glück machen muss. Ich muss Euch doch ein Beispiel davon erzählen, welches ich irgendwo einmal gelesen habe.

Einige von Euch wissen schon, dass es vor Zeiten ein mächtiges Volk gab, welches man die Römer nannte. Dieses Volk hatte dazumal keine Könige, sondern es liess sich von vielen alten Männern beherrschen, welche Rathsherren hiessen. Diese Rathsherren pflegten nun zu gewissen Zeiten zusammenzukommen, um sich über allerlei wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da Etwas vorfiel, was nicht alle Leute wissen sollten, so waren Alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch wohl ihre Söhne mit in diese Versammlung zu nehmen, damit sie recht früh mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekannt werden, dasselbe

lieb gewinnen, und mit desto grösserem Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten.

So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papirius, mit seinem Vater diesen Rathsversammlungen beizuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung zu Hause kam, verlangte seine Mutter zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sei? Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte Euch gern Alles erzählen, aber es ist mir verboten worden. Die unvernünftige Mutter wollte jedoch diese Entschuldigung nicht gelten lassen, sondern drohte mit Strafen, wenn er ihr nicht Alles wiedersage. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wusste, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: man habe sich heute berathschlagt, ob es nicht gut sei, dass jeder Mann statt Einer zwei Frauen nehme?

Kaum hatte die thörichte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen umherlief, und ihnen das Geheimniss mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen Alle in die Rathsversammlung und schrien den Männern die Ohren so voll, dass diese auf den Gedanken geriethen, sie seien sammt und sonders verrückt geworden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte, er müsse seinen Fehler nur gestehen, er habe das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weiss gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht anders zu retten gewusst habe. Die Rathsherren gaben ihm darauf zwar einen Verweis, dass er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet sei; aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn doch Alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgniss vor schlimmen Fol-

gen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften, so erlaubten sie doch dem jungen Papirius, zu seiner nicht geringen Ehre, dieses Vorrechts, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu geniessen und gaben ihm, zum Andenken an jenen Vorgang, einen besonderen Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen und ein beständiges Denkmal seiner rühmlichen Verschwiegenheit sein sollte. Ich habe Euch diese Geschichte bloss deswegen erzählt, weil Ihr daraus lernen könnt, wie sehr die Menschen die Verschwiegenheit zu schätzen und zu belohnen pflegen. Denn sonst war es gar nicht hübsch, dass der junge Römer seiner Mutter eine Unwahrheit sagte; so wie es auch von der Mutter sehr hässlich war, dass sie Etwas zu wissen verlangte, das sie nichts anging und welches ihrem Sohne zu sagen verboten war.

Hütet Euch also, Ihr lieben Kinder, Etwas auszuplaudern, wovon Ihr vermuthen könnt, dass man es nicht gern bekannt gemacht wissen wolle. Sonst wird Euch Jedermann als Verräther fliehen, und Ihr werdet selbst niemals einen treuen Freund erlangen, in dessen sichern Busen Ihr Eure Geheimnisse niederlegen könnt. Denn ein Verräther wird von Jedermann gehasst, selbst von denen, welchen er dadurch zu dienen glaubt. Nur dumme Leute also, welche nicht Verstand genug haben, um einzusehen, dass sie selbst am meisten sich dadurch schaden, können in dieses Laster verfallen. Betragt Ihr Euch daher klüger, meine lieben Kinder, und merkt Euch hierüber den Spruch:

Treu und verschwiegen sein ist eine schöne Pflicht;
Wo plaudern schaden kann, da schweig' und rede nicht! [1]) — —

[1]) Sittenbüchlein S. 113.

Fürwahr, wenn derjenige ein Christ ist, der da glaubt, dass die Vollendung des religiösen Lebens in Christo erschienen sei und dass in einer von seinem Geiste beseelten Gemeinschaft auch unser religiöses Leben dieser Vollendung entgegengehe: dann war Campe ein echter Christ. Im October 1787, zu einer Zeit, als er unter der Wuth der orthodoxen Theologen seufzte, schrieb er an einen Freund: Ein Feind des rechtverstandenen und von der Spreu menschlicher Zusätze gereinigten Christenthums, welches ein Jerusalem, Spalding, Sie und ähnliche Männer als wahr erkannt haben und zu verbreiten suchen, ein Feind dieses Christenthums kann, meiner innigsten Ueberzeugung nach, nur ein Rasender sein. Was mich betrifft, so bin ich so weit entfernt gegen dieses Christenthum, ich will nicht sagen eine Feindschaft, sondern nur eine Abneigung, wahrzunehmen, dass ich es vielmehr mit meiner ganzen Seele ganz umfasse und es mir für nichts in der Welt möchte nehmen lassen. Dass ich das nicht sagen würde, wenn es nicht mein Ernst wäre, trauen Sie mir gewiss zu: weil ich Gottlob! mein ganzes bisheriges Leben zur Bürgschaft stellen kann, dass Heuchelei kein Bestandtheil meines Charakters sei. —

Campe war ein protestantischer Christ, nicht bloss durch den Zufall der Geburt, sondern aus innerster Ueberzeugung [1]). Die Freiheit des Glaubens hat er stets hochgehalten, die Freiheit der Lehre durch Wort und Schrift. Jeder Aberglaube, jede priesterliche Bevormundung dünkte ihm unerträglich. Aber mit der Glaubensfreiheit verband er Glaubensinnigkeit, ein Gewissen, fromm, demüthig, opferbereit. Wie hat sein Herz dem Manne entgegengeschlagen, der im Geisterkampf der Reformation

[1]) Ueber den Unterschied des Katholicismus und Protestantismus. Braunschw. Journal II, 5 ff.

in erster Linie gestanden, unserem Luther! Im Jahre 1808 wurden Beiträge gesammelt zu einem Denkmal für den Helden der Geistesfreiheit. An Lessing's Sinngedicht anknüpfend:

> Wie, Luther's Denkmal dieser Stein?
> Er wird des Steines Denkmal sein!

schrieb Campe einen fulminanten Artikel in den „Reichsanzeiger", gegen ein Denkmal von Erz und Stein sich erklärend (26. Nov. 1805): Luther's Denkmal muss nicht nur gross und erhaben sein, wie er war, es muss auch in seinem Sinne, in Uebereinstimmung mit seinem Geiste, errichtet werden — sein Geist muss aus ihm und über ihm wehen; es muss die fortschreitenden Wirkungen dieses grossen Geistes durch Jahrhunderte und Jahrtausende befördern, vermehren, verstärken helfen; es muss nicht auf Hunderte und Tausende, sondern, wie er, auf Millionen aus allen Ständen, aus allen Ländern, aus allen Zeiten, wirken; es muss nicht nur dem deutschen Namen bei anderen Völkern Ehre bringen, sondern auch die ganze deutsche Völkerschaft auf der Himmelsleiter, die Jakob im Traum sah, auf der endlosen Leiter der Aufklärung, der geistigen und sittlichen Bildung, und der Menschenthümlichkeit oder sogenannten Humanität um mehrere Stufen höher heben, und mit diesem Emporheben, wie Luther's Geist, durch Jahrhunderte und Jahrtausende ununterbrochen fortfahren; es muss nämlich endlich auch dauernder, als Stein und Erz, es muss, wie Luther's Verdienste um die Menschheit unvergänglich und unsterblich sein.

Nicht wahr, das heisst Ihr schwärmen? — Ich nicht; obwohl ich fühle und nicht zu läugnen begehre, dass es mir, so oft ich an die Möglichkeit dieses Denkmals denke und mir den Entwurf dazu ausmale, jedesmal ein wenig

warm vor der Stirn wird. „Also möglich wäre ein so hünenmässiger Entwurf?“ Nicht bloss möglich, sondern auch ausführbar; wie ich, wenn Ihr noch einige Augenblicke mir Eure Aufmerksamkeit schenken wollt, durch Darlegung des ganzen Gedankens erweisen zu können glaube. Wohlan! lasst uns hören,

Quid dignum tanto ferat hic promissor hiatu.

Wohlan denn!

1. Man setze von den eingelaufenen Geldern auf das vollendetste geschichtliche Meisterwerk über Luther's Verdienste um die Menschheit einen ungewöhnlich hohen Preis, wenigstens tausend Ducaten, damit auch allenfalls ein deutscher Tacitus, wenn etwa ein solcher im Verborgenen unter uns leben sollte, sich darauf einzulassen der Mühe werth achten könne.
2. Man verlange von diesem Werke, dass
 a) der Zustand der Menschheit vor der durch Luther bewirkten Geistesumwälzung,
 b) das, was er zur Verbesserung dieses Zustandes, so lange er lebte, wirkte,
 c) die sich immer mehr und mehr entwickelnden Folgen dieser Wirkungen bis auf unsere Zeiten, und
 d) der wahre Zweck und Geist des Lutherthums klar und wahr, kurz und doch vollständig, in der edelsten und doch zugleich einfachsten, gemeinverständlichsten und reinsten Schreibart auf eine so würdige und meisterhafte Weise darin entfaltet und beschrieben werden sollen, dass der Verfasser einem Xenophon, Plutarch oder Tacitus, ohne Verletzung der Bescheidenheit, an die Seite zu treten wagen dürfe.

3. Man setze einen zweiten geringeren Preis, 100 Ducaten, für den besten und kernhaftesten Auszug aus Luther's Schriften, höchstens 24 Bogen stark, aus, worin unter passenden allgemeinen Ueberschriften diejenigen Kernsprüche des grossen Mannes aufgestellt werden, die das Eigenthümliche seines Geistes am meisten bezeichnen, und deren Inhalt auch noch in unseren Zeiten und bei unserem Lichte betrachtet, beherzigt und verbreitet zu werden verdient. Diese Auszüge werden eben so viele Belege zu den in der ersten Preisschrift entwickelten Hauptzügen des grossen Geistes und des Heldengemüthes unseres Luther's sein.
4. Man ersuche die drei der ersten freigläubigen oder sogenannten protestantischen Musensitze durch engere Ausschüsse aus ihrer Mitte drei einander untergeordnete gelehrte Gerichtshöfe zu bilden, die über die einlaufenden Preisschriften zu entscheiden hätten.

So war es ein echt protestantischer Zug, wenn Campe mehr auf die Gesinnung den Nachdruck legte, als auf das äussere Werk, wenn er im tiefsten Innern sich abgestossen fühlte, so oft ihm auf seinen Reisen das fromme Nichtsthun der Mönchsübungen, die äussere kirchliche Ceremonie, die ganze Unnatur der Wunder- und Heiligengeschichten entgegentrat. So wenn er über Paderborn schreibt: Dahingegen herrscht in dieser Stadt, wie in dem ganzen Lande, der strengste und — es thut mir Leid, hinzusetzen zu müssen — der plumpste und abergläubischste Zwangglaube oder Katholicismus, mit allen den schädlichen Missbräuchen, welche gewöhnlich damit verbunden sind. Statt der thätigen Volksmenge, welche das Strassengewühl einer betriebsamen Stadt zu einem

so angenehmen Schauspiele macht, sieht man hier die Strassen mit müssigen Geistlichen, mit andächtelnden, in schwarze Regentücher gehüllten und einen Rosenkranz am Arme tragenden Weiblein, die zur Messe schleichen, und mit Bettlern bevölkert, die für die Gabe, die sie fordern, sich anheischig machen eine heilige Messe für dich zu hören. Von zweckmässigen neueren Anstalten zur Aufklärung und Veredelung des Volkes habe ich hier nicht Eine auskundschaften können. Und doch scheint in dem ganzen nördlichen Deutschland, so weit ich es kenne, wohl keine andere Gegend solcher Anstalten mehr zu bedürfen, als diese[1]). —

Oder, wenn er unter dem Eindruck der ersten Nachrichten von der französischen Revolution über die Zustände in Brüssel sich also vernehmen lässt: Man ist hier noch sehr abergläubig, und wird es vermuthlich noch lange bleiben, weil der Mönchs- und Pfaffengeist hier noch wenig oder nichts von seinem allgewaltigen Einflusse verloren zu haben scheint. Dies lässt von der hier bevorstehenden Staatsumwälzung für die Menschheit überhaupt nicht viel Erfreuliches und Grosses hoffen. Die Pfaffen werden eine Hauptrolle dabei spielen; und diese werden sich wohl hüten, dem menschlichen Geiste mehr Freiheit auszuwirken oder zu verwilligen, als mit den Ansprüchen ihrer geistlichen Herrschgier bestehen kann. Die Brabanter werden ihr Blut und Leben daran wagen, die bürgerlichen Ketten, von welchen sie jetzt gefesselt sind, zu zersprengen, um sich — geistliche dafür anlegen zu lassen. Dann wird man Herr Gott dich loben wir! singen, und sich frei wähnen, weil Hände und Füsse frei geworden sind, indess man Kopf und Gewissen in neue

[1]) Reise nach Paris, S. 29.

Fesseln legte. O Menschheit! O Volk! Wie wird euch mitgespielt [1])! —

Freilich, weil er selbst ein Gewissen hatte, so ehrte er auch das fremde Gewissen, die Ueberzeugung Andersdenkender. Es sei mir vergönnt — mahnt er einmal — meine jungen Leser zu erinnern, dass es unverständig und lieblos gehandelt sein würde, wenn man unserer katholischen Brüder deswegen, dass sie das Unglück haben, minder aufgeklärt als wir zu sein belachen oder verspotten wollte. O meine jungen Freunde! lasst uns das Licht der besseren Erkenntniss, welches die gütige Vorsehung uns vor so vielen Millionen unserer Zeitgenossen so vorzüglich leuchten lässt, mit Freude und Dankbarkeit gebrauchen, wozu es uns verliehen wurde, nämlich dazu, immer bessere, weisere, duldsamere und glücklichere Menschen zu werden, und gute Gesinnungen und Glückseligkeit verbreiten zu helfen, wo und wie wir können — aber lasst uns nie so unbillig und grausam sein, Jemand zu verspotten, oder gar zu hassen und zu verfolgen, weil ihm Vorurtheile ankleben, die man uns nie eingeflösst hat und von welchen also frei zu sein uns auch zu keinem Verdienste angerechnet werden kann [2]). —

Man glaubt fast einen Redner eines altkatholischen Concils der Gegenwart zu hören, wenn er katholisch und päpstlich scharf auseinander hält: Ich meine nicht die katholische Religion, sondern nur die genannten beiden Auswüchse derselben, ohne welche jene sich recht gut denken lässt. Von diesen sage ich, hofften alle aufgeklärten Freunde der Vernunft und der Menschheit in allen Glaubenszünften, dass sie, einmal weggeschnitten, nicht

1) Reise nach Paris, S. 103.

2) Reise von Hamburg in die Schweiz, S. 127.

von Neuem wieder hervorwachsen sollten, und dass alsdann die katholische Gotteslehre, gereinigt von menschlichen Zusätzen, gleich ihren Schwestern, den freigläubigen Bekenntnissen, sich der Einfachheit, Wahrheit und Würde der ursprünglichen Christuslehre immer mehr und mehr wieder nähern würde, um hiernächst nicht mehr die unduldsame Beherrscherin, sondern eine sanfte Zurechtweiserin der Verirrten, eine duldsame Freundin der Schwachen und eine Trösterin der Leidenden zu sein[1]. — —

So war Campe's Christenthum, nicht die gottselige Phrase, sondern ein Christenthum des Herzens und der That. An der Liebe wollte er die wahren Christen erkennen, nicht am Hasse, nicht an der Verketzerung. Wie das Zeitalter der Aufklärung, so hat auch er in Lessing's Nathan, diesem Sendboten der Menschen-, Religions- und Völkerduldung, den idealsten Ausdruck seines Glaubens gefunden[2]. Wie hat er aus tiefer Erfahrung heraus die Wahrheit gepredigt, dass an Gottes Segen Alles gelegen sei![3] Wie konnte er eifern gegen die Frömmler und Heuchler, die Gott und Christus im Munde führen, aber um die Befolgung der Vorschriften des Christenthums sich nicht kümmern![4]. Das betonte er stets, dass es nicht auf die grünenden und wieder welkenden Blätter ankomme, nicht auf schöngeistige Empfindungen und weichliche Rührung, sondern auf die Frucht, auf die starke, lebendige That. In seinem innersten Wesen bescheiden und demüthig glaubte er an eine göttliche Weltregierung und baute seine Hoffnung auf die

[1] Reise durch England und Frankreich, S. 168.

[2] Vergl. die Abhandlung im Braunschw. Journal (I, 407): Giebt es eine Glaubenspflicht?

[3] Theophron, S. 135. — [4] Theophron, S. 296.

unvergänglichen Güter, die uns das Christenthum verheissen hat. Und gerade weil er ein Christ war, zwar nicht im Sinne der Concordienformel, aber im reinsten Sinne des Worts, darum war er auch ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein rastlos thätiger Bürger; darum ist noch lange Segen von ihm ausgegangen auf Viele, denen er ein Führer und Vorbild gewesen ist für's Leben, wie die untergehende Sonne noch im Abendroth die Strahlen ihres Lichtes zurücklässt! — —

III.

DER PÄDAGOGE.

„Orandum est, ut sit mens sana
in corpore sano“

Juvenalis.

Wir wenden uns nun derjenigen Thätigkeit Campe's zu, in welcher er die beste Kraft seines Denkens und Wollens verzehrt hat. Als Pädagoge hat Campe die Wurzeln seiner Kraft im Philanthropinismus, dessen Schriftsteller er geworden ist [1]).

[1]) 1. Die Empfindungs- und Erkenntnisskraft der menschlichen Seele. Leipzig 1776.

2. Pädagogische Unterhandlungen. Dessau und Leipzig 1777.

3. Neue Methode, Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren. Altona 1778.

4. Sammlung einiger Erziehungsschriften. 2 Thle. Leipzig 1778.

5. Ueber Empfindsamkeit und Empfindelei in pädagogischer Hinsicht. Hamburg 1779.

6. Theophron oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend. Hamburg 1783. Neunte Aufl. 1832. Eine französische Uebersetzung unter dem Titel: Theophron ou le guide de la jeunesse. Brunsv. 1798.

7. Klugheitslehren für Jünglinge, aus des Grafen von Chesterfield's Briefen an seinen Sohn (ursprünglich ein Theil des Theophron). Braunschweig 1793.

8. Geographisches Kartenspiel. Hamburg 1784.

9. Ueber Belohnungen und Strafen in pädagogischer Hinsicht. Braunschweig 1788. (Aus dem Revisionswerk abgedruckt.)

10. Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Braunschweig 1789. 10. Aufl. 1832.

11. Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens. 16 Thle. Hamburg 1785 bis 1792.

12. Historisches Bilderbüchlein oder die Allgemeine Weltgeschichte in Bildern. Braunschw. 1801. 4. Aufl. 1831.

Der Schule der Philanthropen, die der Verwirklichung der Ideen Locke's und Rousseau's nachsann, war das freundliche Geschick zu Theil geworden, ein Zeitalter vorzufinden, das mit Begeisterung gerade auf Erziehungsfragen sich geworfen hatte. Das Ideal, das der Philanthropinismus sich gesteckt hatte, war: Heranbildung einer neuen Menschheit durch Erziehung einer neuen Jugend. Zur Erreichung dieses Zieles schien ein völliger Bruch mit der bisherigen Erziehungsweise angezeigt: andere Methode, andere Schulbücher, andere Lehrer; grössere Betonung der körperlichen Erziehung, geistige Erziehung zur Humanität. Mögen auch diese Neuerer nicht immer so stark sein in der Position wie in der Negation: so haben sie gleichwohl eine Menge fruchtbarer Entwickelungskeime ausgestreut, neue pädagogische Untersuchungen

13. Neues A-B-C- und Lesebuch. Braunschw. 1806.

14. Braunschweigisches Journal, philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, herausgegeben von Trapp, Stuve, Heusinger und Campe. Braunschw. 1788. (Seit 1790 von Trapp allein herausgegeben.)

15. Zur allgemeinen Schulencyclopädie gehörig:

a) Encyclopädie der lateinischen Classiker (zweckmässig abgekürzt): Plautus, Seneca, Terentius, Phaedrus, Ovidius, Horatius, Virgilius, Cicero, Sallustius (bearbeitet von Schulz, Heusinger, Meineke, Lenz, Köppen, Nöhden, Wetzel, Weiske, Döring, Dahl). Braunschw. 1790 bis 1800.

b) Die kleine Messiade (Auszug aus dem Klopstock'schen Epos). Braunschw. 1795.

c) Auszüge aus den classischen französischen Schriftstellern. Herausgegeben von Trapp und Campe 1794 bis 1825. (Lafontaine, Boileau, Racine, Corneille, Fenelon, Fontenelle, Molière, Voltaire.)

d) Funke, C. Ph. (Lehrer in Dessau), Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in den Schulen und Liebhaber dieser Wissenschaften; Leitfaden zum Schulunterrichte. Handbuch der Physik für Schullehrer und Freunde dieser Wissenschaft; Neues Realschullexicon, enthaltend die zur Erklärung der alten Classiker nothwendigen Hülfswissenschaften.

angeregt und die geistige Regsamkeit ihres Zeitalters mächtig gefördert. Schmidt hat in folgender Weise die Bilanz gezogen: „Der Philanthropinismus hat die Erziehung dem verderblichen Zwange des äusseren Lebens enthoben und mit einem freieren Geiste belebt, der körperlichen Ausbildung Geltung verschafft, durch möglichste Veranschaulichung beim Unterricht und durch lebendige praktische Lehre den todten Gedächtnisskram aus der Schule verbannt — in der Religion die Offenbarung Gottes in der Natur, ein Moment, das bisher beim Religionsunterricht ganz übersehen und vernachlässigt war, sowie dem Kirchenthum gegenüber das Christenthum betont — die Schulstube zu heiteren Sitzen des Frohsinnes, der Gesundheit und der Liebe gemacht — die dem Leben abgestorbenen, kalten, herrschsüchtigen Schuldespoten zu liebevollen Vätern und Freunden ihrer Zöglinge umgeschaffen. Endlich aber — und das ist nicht das geringste Verdienst — begann mit dem Philanthropinismus, mit der Herrschaft des Realismus überhaupt, eine neue Periode für die Elementarbücher und belehrenden Unterhaltungsschriften der Kinderwelt“ [1]).

Unter den Vertretern des Philanthropinismus steht Campe zweifellos obenan, edler als Basedow, gewandter als Wolke, maassvoller als Bahrdt, tiefer als Salzmann, besonnener als Trapp.

Campe hat die pädagogischen Principien des Philanthropinismus — Pflege des Körpers und Entfernung der seine Kraft zerstörenden geheimen Sünden und Gewohnheiten; Richtung des Unterrichts auf das im äusseren Leben Brauchbare und Nützliche; eine naturgemässe, den Unterricht leicht und angenehm machende Methode; Bil-

1) K. Schmidt, Geschichte der Pädagogik. III, S. 217.

dung des Zöglings zur Sittlichkeit durch Aufklärung des Verstandes — ihrer Einseitigkeiten entkleidet und für das wirkliche Leben anwendbar gemacht. Mit Basedow begann er 1777 die „Pädagogischen Unterhandlungen“, die an der Spitze eine Abhandlung Campe's tragen: „Von der eigentlichen Absicht eines Philanthropins“ (St. 1, S. 14 ff.). Campe führt hier mit jenem rhetorischen Schwunge, der den Schriften aus seinem jüngeren Alter eigen ist, aus, dass die Verbesserung des Erziehungswesens von öffentlichen Schulanstalten ausgehen müsse, dass man in der Dessauer Anstalt unter den Auspicien eines weisen Fürsten eine „normale Mutterschule“ für ganz Europa zu gründen wünsche, den Pflanzort der Lehrer für Alle, eine Anstalt, die physische und sittliche Erziehung gleich sehr abzwecke, in welcher das Verhältniss der Zöglinge zu den Lehrern das folgsamer Kinder zu den Eltern sei, wo man wenig Strafe des Bösen, desto mehr Belohnung des Guten habe und den Kirchen und Secten gegenüber sich ganz unpartheiisch verhalte. Dabei zeichne sich das Dessauer Institut durch zweckmässige Lehrmittel und gute Methode rühmlichst aus. Wie sehr übrigens Campe noch in den Basedow'schen Geleisen einherging, beweist seine damals schon angefochtene Behauptung, dass im Gottesdienst des Philanthropin Nichts vorkomme, was nicht von jedem Gottesverehrer, er sei Christ, Jude, Muhamedaner oder Deist, gebilligt werden müsse. Die beste Widerlegung dieses Satzes liefert Campe selbst in einer von ihm gehaltenen „Philanthropischen Erbauungsrede für Kinder“ (Unterhandlungen S. 200 bis 216) über die Stelle aus Christi Bergpredigt: „Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ Der Widerspruch gegen diese „allgemeine Religion“, die dem

für alle Religionen Gemeinsamen nachsann, ging zunächst von der katholischen Geistlichkeit aus und Fürst Leopold Franz und die Professoren der Anstalt gaben am 20. Mai 1777 die öffentliche Erklärung ab, dass die Kinder römischer Confession an allen Sonntagen dem Gottesdienst beizuwohnen haben und in besonderen Stunden dem katholischen Geistlichen zur Unterweisung zu überlassen seien (Unterh. S. 294). — Aber auch gegen den einseitigen Appell an das Ehrgefühl der Zöglinge sträubt sich schon damals Campe's gesunder pädagogischer Sinn und er wahrt seinen Standpunkt in einer Abhandlung, „Ob es rathsam sei, die Ehrbegierde zu einer moralischen Triebfeder bei der Erziehung zu machen" (Unterh. S. 271 bis 278).

In Verbindung mit Stuve, Trapp und Heusinger gab Campe das „Braunschweigische Journal" heraus (1788 bis 1791), philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, dessen Hauptzweck dahin gehen sollte, „freimüthige Untersuchungen über Alles anzuregen und zu fördern, was eine nahe Beziehung auf die Ausbildung und die dadurch zu bewirkende Glückseligkeit des Menschen habe." Demgemäss ist der Inhalt ein höchst mannichfaltiger; ausser den Herausgebern lieferten Beiträge Hofrath Schlosser, Domherr v. Rochow, Professor Buhle in Göttingen, Hauptmann von Winterfeld u. A. — Wie diese Zeitschrift die neueren Erziehungs- und Aufklärungsideen verbreitete, so machte fast noch mehr in diesem Sinne die wirksamste Propaganda die „Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens" (16 Bde. 1785 bis 1791), ein Werk, von dem Jean Paul gesagt hat, kein Volk habe etwas Aehnliches entgegenzustellen, jede Mutter, jede Braut

sollte wie ein Juwel sich daran zuschleifen[1]). Campe wollte bei diesem Unternehmen „die hellsten Köpfe unter den praktischen Erziehungsphilosophen zu einer gemeinsamen planmässigen Wirksamkeit vereinigen“, die bunt umherliegenden pädagogischen Bausteine sammeln, ordnen, zusammensetzen. Das Werk, das Rousseau's Ideen in die weitesten Kreise getragen hat, ist durchaus auf das Praktische angelegt. Von Mitarbeitern seien erwähnt Bahrdt in Halle, Stuve in Neuruppin, Villaume in Halberstadt, Trapp in Hamburg; einzelne Theile der Pädagogik werden in eingehender Weise beleuchtet. Z. B. Zweck der Erziehung; Grundsätze der körperlichen Erziehung; die früheste Erziehung der Kinder; die Unzuchtssünden der Jugend; die Erziehung durch Hauslehrer. In der richtigen Erkenntniss, dass Locke und Rousseau die Bahnbrecher und Vorläufer der Philanthropen waren, bringt der IX. Band John Locke's Handbuch der Erziehung, übersetzt von Rudolphi, und Band XII bis XV, gerade im Revolutionsjahr 1789, Rousseau's Émile, übersetzt von C. F. Cramer[2]), wobei die Revisoren in fortlaufenden Anmerkungen aneignend oder ablehnend ihre Stellung zu den Rousseau'schen Ideen wahrten. Ein Brief aus dieser Zeit, an Elise Reimarus, nach Hamburg geschrieben (31. Aug. 1790), lässt uns einen Blick in diese Studien werfen, aus deren Stille bereits Campe aufgeschreckt wurde durch das Zetergeschrei der Finsterlinge wider seine Pariser Briefe. Es heisst darin: Vielleicht ist ohne dass ich es mir bewusst bin, ein geheimer Beweggrund zu meiner schriftstellerischen Freimüthigkeit, weil ich lieber verbannt werden als an der Auszehrung sterben möchte. Hoffentlich werden Ih-

[1]) Levana, S. 14. — [2]) Ueber diesen s. d. Nähere im VIII. Abschnitt.

nen und Doctors (der Arzt Joh. Albr. Heinr. Reimarus mit seiner Frau) durch Sieveking's die für sie abgegangenen Exemplare meiner Reise nunmehr ausgeliefert sein, und Sie werden finden, dass ich mich in mancher Stelle wiederum gar nicht sanft gebettet habe. Bin ich nicht ein Narr, dass ich mir immer wieder neue Händel auf den Hals ziehe, da ich, wenn ich wollte, mehr als irgend Einer meiner gelehrten Mitbrüder der Ruhe pflegen könnte? Aber, wie gesagt, mich gelüstet des Scheiterhaufens, um der Auszehrung zu entgehen; und so ist meine scheinbare Keckheit am Ende doch wohl nur baare Poltronerie. Weil ich einmal von Schriftstellerei zu reden angefangen habe, so will ich Ihnen doch eine Idee mittheilen, die mir in diesen Tagen gekommen ist, und von der ich wünschte, das Sie Ihnen und den übrigen Interessentinnen nicht missfallen möchte. Ich habe in einigen Abendstunden angefangen den vierten Theil des Emile zu commentiren, worin, wie Sie wissen, von der weiblichen Erziehung die Rede ist, und worin Rousseau in seiner Sophie das Ideal eines trefflichen Mädchens, das sich zu einer guten Gattin und Hausmutter qualificirt, aufzustellen glaubt. Er stellt uns aber, wie ich glaube, ein Monstrum auf, ein Wesen von so widersprechenden Eigenschaften, dass es in der Natur schlechterdings nicht existiren kann. Er schreibt hierbei der weiblichen Natur Empfindungsarten und Eigenschaften zu, die er nur von verderbten französischen Weibern abstrahiren kann. Ich habe mein Möglichstes gethan, Ihr Geschlecht gegen ihn in Schutz zu nehmen, aber da er immer in dem Inneren der Weiberseelen gelesen haben will: so scheint seine Sache mehr vor ein weibliches als männliches Forum zu gehören. Wie wäre es also, beste Elise, wenn Sie, die Doctorin (Reimarus) und die Sievekingen diesen Theil

in Gesellschaft mit einander durchläsen, meine und meiner Mitarbeiter Anmerkungen prüften und zwischen Rousseau und uns als competente Richterinnen entscheiden wollten? Sie würden dadurch Ihrem Geschlecht, mir und dem publico einen gleich grossen Dienst erweisen. Dass Ihre Namen nur denen genannt werden sollten, denen Sie dieselben zu nennen erlauben würden, versteht sich von selbst. Wenn Sie meine Bitte erfüllen wollen, so bitte ich um baldige Antwort und danke zum Voraus für Ihre Bereitwilligkeit. — —

Wir wenden uns zunächst zu denjenigen Abhandlungen, in welchen Campe für einzelne Unterrichtsgegenstände eine leichtere und angenehmere Methode erstrebt.

In der Absicht, den Kindern das Lesenlernen sowohl leichter als auch angenehmer zu machen, schrieb Campe schon 1778 sein „Neuestes A-B-C-Buch, nebst einem Buchstaben- und Silbenspiele in sechsundzwanzig kleinen Karten,“ an das methodische Verfahren Basedow's bezüglich des ersten Leseunterrichts theils sich anlehnend, theils dasselbe fortbildend. Campe glaubte auf fünf Hauptschwierigkeiten des Lesenlernens aufmerksam machen zu müssen. 1) Das Einschieben gewisser Laute, die beim Lesen nicht gehört werden, z. B. in geschärften und gedehnten Silben (Mann — Heer), wo nur das erste n, das erste e hörbar werden. Solche entbehrliche Buchstaben sollten wegbleiben, bis die Kinder schon zu einiger Fertigkeit gelangt seien, es sei also in der Lesefibel z. B. nicht die zu schreiben, sondern di — nicht Hahn, sondern Han. Die zweite Schwierigkeit besteht nach Campe darin, dass die Benennung der Buchstaben mit dem Laute nicht übereinstimmt, das Kind könne z. B. nicht vermuthen, dass die Buchstaben c h e zusammengesetzt den Laut che ausdrücken, es werde

vielmehr geneigt sein sie cehaê zu lesen. Daher giebt Campe den Rath, die zusammengesetzten Buchstaben als einfache anzusehen, z. B. sch nicht s c h (es ce ha), sondern sche, und die Mitlauter stets nur mit nachfolgendem stummen e auszusprechen, also h nicht ha sondern he, j nicht jod sondern je u. s. w. Endlich sollen die Kinder vorerst nur in einem einzigen Alphabet lesen lernen.

Demnach treten die Wörter in Campe's Fibel in nachstehender Form auf:

> was gafst du, affe, so mich an?
> gelt, freund, du bist ein bauersman?
> zu dinen! und wer bist den du?
> ein af und feiner her dazu. —

Nachdem so das Lesen erleichtert worden, möchte Campe es den Kindern auch angenehm machen. Zur Erreichung dieser Absicht ersann er das Buchstaben- und Silbenspiel. Nachdem die Kinder sich gesetzt, zieht der Lehrer das Buchstabenspiel (welches aus 26 Karten besteht und zugleich für das Silbenspiel eingerichtet ist) aus der Tasche, und sagt ungefähr Folgendes: Kinder, das Spiel, welches ich Euch heute lehren will, ist ein närrisches Spiel: es wird Euch tausenderlei Vergnügen machen. Jetzt will ich Euch sagen, worin es eigentlich besteht. Seht, ich nehme von diesem Kartenspiel so viel Karten, als Eurer da sind, welche spielen wollen; also eins, zwei, drei! —

Damit der Leser sich von diesen Karten und ihrem Gebrauche einen deutlichern Begriff machen könne, will ich die erste derselben hier abdrucken lassen.

a	ab	ach	ad
af	ag	ai	ak
al	am	an	äp
ar	as	ast	asch
at	au	aks	az
aus	A	a	A

(Der Lehrer nimmt, indem er dies sagt, die drei ersten Karten Nr. 1, 2, 3 ab, und steckt die übrigen wieder zu sich.) Nun seht Ihr, auf diesen Karten stehen allerlei Figuren, wir brauchen uns jetzt aber nur um eine einzige auf jeder zu bekümmern, welche gleich obenan steht. Wozu die anderen gut sind, sollt Ihr schon ein andermal hören. Nun betrachtet erst diese drei Figuren recht, und merkt Euch, wie man sie nennt; denn sonst könntet Ihr nicht mitspielen. Seht, diese erste Figur, die fast wie ein Hufeisen aussieht, wird a genannt; die da auf der zweiten Karte heisst man be, und die dritte da (ch) che. Nun mische ich diese drei Karten und dann sage ich, als der Geber:

Ich geb', ich gebe; aufgeschaut!

Und Ihr antwortet:

Gieb her, gieb her, wir schauen auf!

Dann sage ich wieder, indem ich jedem von Euch eine Karte gebe:

Ich geb', ich gebe a, b, ch (che)
Wer a bekommen hat, der steh'.

Dann sieht jeder geschwind seine Karte an, und wer a gekricht der steht auf. Die anderen beiden aber, welche b und ch, diese beiden da! bekommen haben, bleiben sitzen. Wenn nun der, welcher a hat, aufgestanden ist; so sagt er:

Herr, ich habe a und steh.

Dann spreche ich wieder:

Komm mit mir an jenen Ort,
Ich will Dir etwas zeigen dort.

Alsdann geht er mit mir in jene Ecke, wo ich ihm heimlich etwas zeige, was ihm Vergnügen machen wird. Was er aber gesehen hat, das darf er nicht nachsagen, bis die anderen auch erst gewonnen und es also auch zu sehen berechtigt sind. Nun, habt Ihr Euch alles dieses gemerkt? so wollen wir anfangen. Welche Figur heisst also a? Welche b? Und welche che? Was sagt Ihr, wenn ich gesagt habe: ich geb', ich gebe, aufgeschaut? Was sagt derjenige welcher das a bekommen hat? Diese Fragen wiederholt der Lehrer einigemal, damit die Kinder erst die Figuren der drei Buchstaben unterscheiden lernen. Die gewöhnliche Aufmerksamkeit der Kinder bei allem, was Spiel ist, wird machen, dass sie sich dieselben sehr geschwind einprägen werden. Die Namen der Buchstaben brauchen sie das erstemal so ganz fertig noch nicht zu wissen, wenn sie sich nur die Figuren recht gemerkt haben, um eine von der anderen gehörig unterscheiden zu können.

Nun fängt also der Lehrer an, die Karten zu mischen und sie dann auszutheilen. Es ist aber gut, dass er die Karte mit dem a das erstemal demjenigen Schüler gebe, von dem er vermuthet, dass er die Buchstaben sowohl, als auch die beim Spiel zu sprechenden Worte, am besten gemerkt habe, damit das Spiel gleich anfangs um so viel sicherer und besser in Schwung komme und nicht durch Stottern oder Fehler unterbrochen werde.

Mit demjenigen, der das a gewonnen und erkannt hat, geht er alsdann, nachdem die obgedachten Formeln von beiden Seiten gesagt sind, in die entfernteste Ecke des Zimmers und zeigt ihm allda das erste Bild im A-B-C-Buche, nämlich den Ackersmann und den Affen, doch

ohne ihm diesmal schon den Inhalt des darunterstehenden Gesprächs bekannt zu geben. Er lässt ihn bloss bemerken, dass die beiden Wörter unter dem Bilde mit einem solchen a anfangen, und setzt hinzu, dass das die Ursache sei, warum er jetzt gerade dieses und kein anderes Bild, als Gewinn, zu sehen bekommen habe. Damit aber die Bilder zur Zeit, da sie gezeigt werden, noch den Reiz der Neuheit für die Kinder haben mögen, darf man ihnen vorher das A-B-C-Buch nicht in die Hände geben.

Nun setzt der Lehrer sich mit dem ersten Schüler wieder an den Tisch zu den Uebrigen und das Spiel fängt auf die vorige Weise von Neuem an. Der Lehrer aber sorgt dafür, dass die a-Karte diesmal nicht wieder eben demselben, sondern einem anderen Schüler zu Theil werde: und damit dieses von seiner Lenkung abhänge, ungeachtet die Karten, wie gewöhnlich, der umgekehrten Seite nach gegeben werden, so sind sie auf dieser Aussenseite mit Zahlen bezeichnet worden.

Beim dritten Spiele endlich veranstaltet der Lehrer, dass auch der dritte Schüler die a-Karte, und also auch die Prämie bekomme: denn damit dieses Spiel erst allen recht angenehm werde, so muss man sie das erstemal auch alle gewinnen lassen. Damit sie aber unter der Zeit, dass die Karte, welche das a enthält, gewinnt, die beiden anderen Buchstaben, b und ch, auf den beiden übrigen Karten sogleich mit merken mögen; so fragt der Lehrer, indem er mit dem Gewinner zurückkommt, einen jeden der beiden übrigen Schüler, wie aus blosser Neugier: Was hattest Du denn bekommen? Zeige mir doch! Und was Du? — zum anderen. Auf diese Weise werden sie jedesmal die Figuren noch einmal ansehen, und die Namen derselben noch einmal hören, wodurch beide auf eine unmerkliche Weise sich ihrem Gedächtnisse einprägen

werden. Wenn alle drei das a gehabt und das dazu gehörige Bild gesehen haben, so wird die zweite Karte, welche das b enthält, und endlich auch die dritte, auf welcher das ch steht, zur gewinnenden Karte gemacht. Die Art des Spiels bleibt dabei eben dieselbe, nur dass der Lehrer in die dritte Formel und der Schüler in die vierte, beim zweiten Spiel das b, und beim dritten das ch, statt des a setzt; z. B.

Ich geb', ich gebe a, b, ch (che),
Wer b (und nachher che) bekommen hat, der steh!

Und eben so der gewinnende Schüler:

Herr, ich habe b (und nachher che) und steh.

Auf diese Weise werden also die Kinder dies erstemal drei Buchstaben gelernt haben.

Mit denselben Karten wird auch das Silbenspiel gespielt und in ganz ähnlicher Weise:

Lehrer. Ich geb' ich gebe, aufgeschaut!
Schüler. Gieb her, gieb her; wir schauen auf!
Lehrer. Ich geb', ich gebe ba, cha, da,
Wer ba bekömmt, der rufe ba.
Schüler. Herr, ich hab's und rufe ba!
Lehrer. Komm mit mir an jenen Ort,
Ich will Dir etwas geben dort u. s. w. — —

Das Büchlein selbst war rasch vergriffen worden und als Campe nach einem Menschenalter auf vielfaches Verlangen dasselbe in verbesserter Gestalt wieder aufzulegen gedachte, da bedurfte es eines Aufrufes im Hamburger Correspondenten, um im heiligen römischen Reich noch zwei zerfetzte Exemplare aufzutreiben. So entstand 1806 das „Neue Abeze- und Lesebuch mit vielen schönen Bildern“. Die dem alten Buche einverleibten zweiundzwanzig Fabeln, die meist allgemein gefallen hatten, wurden beibehalten. Dabei giebt das neue Büchlein noch eine

Reihe didaktischer und methodischer Winke. Dabei ist der Stufengang folgender. Zuerst das Bilder-Abeze in dreiundzwanzig Fabeln zur ersten Leseübung; sodann die Silbentafel zur Uebung im Buchstabeln; hierauf Leseübungen nach dem kleinen und grossen Abeze; zuletzt in Gesprächen zwischen Mutter und Tochter, eine Entwickelung der ersten religiösen Begriffe, ein Ersatz für die fünf Hauptstücke aus dem kleinen lutherischen Katechismus, die man im vorigen Jahrhundert den Lesefibeln anzufügen pflegte.

Blicken wir noch einmal auf die Campe'sche Fibel zurück, so wäre auf dem Standpunkt der heutigen Methodik allerdings zu erinnern, dass in derselben das alte buchstabirende und sillabirende Verfahren noch nicht völlig überwunden ist, nachdem Gottfried Zeidler zu Leipzig, Venzky und Hecker zu Berlin bereits den Weg zur Lautirmethode gezeigt hatten, dass gegen die Ordnung, in welcher die Buchstaben auftreten, vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft sich gegründete Bedenken erheben lassen, dass durch die Schreibart der Campe'schen Fibel dem Kinde falsche Wortbilder eingeprägt werden: aber immerhin bezeichnet dieselbe einen ganz ausserordentlichen Fortschritt gegenüber der alten Methode, wie sie noch im Schulmethodus des Herzogs Ernst von Gotha nachklingt. In der Forderung, dass der Schüler nichts Unverstandenes lesen dürfe, dass der Stoff des Lesebuches dem nächsten Kreise der Anschauung zu entnehmen sei, dass man vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreiten müsse, finden wir Grundsätze ausgesprochen, deren vollständige Verwerthung der neueren Zeit erst angehört. Und nicht das geringste Verdienst war hier, wie man mit Recht bemerkt hat, die Erlösung der armen kleinen Mensch-

heit von der bisherigen Buchstabirplackerei. Und wenn nun Campe bemüht ist, den ersten Leseunterricht zu erleichtern, jede Pein ihm abzustreifen, so hat dieser Grundsatz gewiss seine Berechtigung. Auch das Spiel ist ja die Aeusserung einer Thätigkeit, wie Jean Paul so schön und wahr bemerkt, der Thätigkeit im leichtesten Flügelkleide, und auf dieser Altersstufe mag auch das Spiel in den Dienst des Unterrichts gestellt werden.

Von ähnlichen Gesichtspunkten ging Campe auch bei der Erleichterung aus, die er für den geographischen Unterricht anstrebte. Nicht als ob er Alles der Jugend in Spielerei hätte verwandeln wollen; nicht als sollte sein geographisches Kartenspiel die Stelle des Unterrichts vertreten: er wollte zunächst nur der vaterländischen Erdbeschreibung das Langweilige und Beschwerliche nehmen. Zu diesem Zwecke arbeitete Campe nach den besten damaligen Quellen dreihundert geographische Kärtchen aus, deren drei im Interesse der Veranschaulichung hier folgen mögen.

I. Die Donau.

Urspr. — in Schwaben; erhält bei **Doneschingen** den Nahmen.

Ausfl. — durch Schwaben, Baiern, Oestreich, Ungarn, die Türkei ins schwarze Meer.

Nimt auf:

1. Den Fluss **Iler** bei Ulm in Schwaben.
2. **Lech** bei Donawerth in Baiern.
3. **Isar,** bei Dokkendorf in Baiern.
4. **Inn,** bei Passau in Baiern.
5. **Ens,** bei Ens in Oestreich.

I. Berlin.

(Obers. Kreis Mark Brandenburg.)

Hptst. Rsdst. Mfktst. Hdst.

Flst. — an der **Spree.**

Einwohner — 143,000.

Bschfh. Eine der grössten und schönsten Städte in Europa.

Merkw. Sehr viele grosse und blühende Fabriken; viele prächtige Palläste und Bürgerhäuser, welche Pallästen gleichen; viel sehenswürdige Kunstwerke und eine Besatzung von Soldaten, die ihres Gleichen nicht in der Welt haben.

3. Produkte
des baierschen Kreises.

1. **Getreide** und **Baumfrüchte.**
2. **Gute Viehzucht,** besonders gute **Pferde.**
3. **Wild** und **wildes Geflügel.**
4. **Salz.**
5. **Holz.**
6. **Mineralien**: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Galmei und mineralische Quellen.

Für dieses geographische Kartenspiel giebt Campe folgende Anweisung. Man schneidet zuvörderst die Kärtchen aus, und legt alle zu einem und eben demselben Kreise gehörige auf einen besonderen Haufen. Ist dies geschehen, so wählt man von diesen eilf Haufen diejenigen, welche man jedesmal will, nur der Zahl nach nicht mehr und nicht weniger, als spielende Personen da sind. Sind der letzteren z. B. sechs, so wird auch nur mit sechs beliebigen Kreisen gespielt, und die übrigen fünf Haufen werden auf die Seite gelegt.

Nun nimmt man von jedem Haufen 1) die Kreiskarte, das ist diejenige, worauf die zu einem Kreise gehörige Länder beschrieben stehen; 2) die dazu gehörige Productenkarte; 3) eine von den sechs Stromkarten, und zwar diejenige, auf welcher der den Kreis durchfliessende Strom beschrieben steht; 4) endlich alle diejenigen, welche Städte enthalten, die den Kindern sowohl dem Namen als auch der Lage nach schon bekannt sind. Ich setze voraus, dass für solche zehnjährige Spieler deren in jedem Kreise nicht mehr als höchstens zehn sein können. Was nach dieser Auswahl von den sechs Haufen übrig bleibt, wird gleichfalls auf die Seite gelegt. Kinder, welche schon ihren zweiten geographischen Cursus vollendet haben, werden zwar nicht alle, aber doch die meisten in diesem Spiele vorkommenden Städte schon gemerkt haben, und brauchen also weniger Karten auf die Seite zu legen.

Jetzt wird die Umrisskarte von Deutschland auf den Tisch gelegt. Der Lehrer oder Kinderfreund, welcher seinen Kleinen bei diesem Spiele Gesellschaft leisten will, geht alle nunmehr ausgesuchten Spielkarten mit ihnen durch, und zeigt ihnen noch einmal die Lage einer jeden Stadt auf der erwähnten Umrisskarte, auf welcher nur diejenigen Städte durch o bezeichnet sind, welche in die-

sem Spiele vorkommen. Da es nothwendig zur Sache gehört, dass jedes mitspielende Kind die Lage eines jeden vorkommenden Ortes sogleich anzudeuten wisse: so werden die kleinen Herren und Damen sich schon gefallen lassen, dass das Spiel nicht eher angehe, bis sie hierin sich erst hinlänglich geübt haben.

Ist dieses geschehen, und sind die Karten, wie gewöhnlich, gemischt, so wird gegeben, und zwar so, dass jeder Mitspielende sechs empfängt, und alsdann die nächstfolgende Karte umgeworfen wird, um anzuzeigen, was in diesem Spiel Trumpf oder Couleur sein soll. Träfe dieses zum Beispiel diejenige Karte, auf welcher Hamburg oder irgend eine andere im niedersächsischen Kreise liegende Stadt steht, so würden in diesem Spiele alle zum niedersächsischen Kreise gehörigen Karten Trumpf sein.

Uebrigens ist der Werth, den jede Karte in diesem Spiele haben soll, durch Nummern angedeutet worden. Ausserdem wird die jedesmalige Kreiskarte als der Daus, die Productenkarte als der König, die Stromkarte als die Königin, und die mit I bezeichnete als der Bauer angesehen. Nummer 2 wird also durch Nummer I desselben Kreises, diese durch die Stromkarte eben desselben Kreises, diese durch die Productenkarte, und diese endlich durch die Kreiskarte gestochen. Die Karten des niedersächsischen Kreises zum Beispiel haben also folgende Rangordnung:

1) Die Kreiskarte, als Daus.
2) Die Productenkarte, als König.
3) Die Elbstromkarte, als Dame.
4) Die Stadt Hamburg Nummer 1, als Bube.
5) Die Stadt Bremen, Nummer 2.
6) Die Stadt Lübeck, Nummer 3.
7) Die Stadt Nordhausen, Nummer 4 u. s. w.

Sobald nun jeder seine sechs Karten empfangen hat: läuft er das darauf beschriebene durch, um zu sehen, ob er etwa vier Städte erhalten habe, die in einer oder mehreren Qualitäten übereinkommen. Hat er zum Beispiel vier Städte, welche darin übereinkommen, dass sie Manufacturstädte, oder Handelsstädte, oder Flussstädte u. s. w. sind; so sagt er: ich melde vier Manufacturstädte, oder vier Handelstädte u. s. w. Vier Kreiskarten, oder vier Productenkarten oder vier Stromkarten gelten das Nämliche. Kommen die vier Städte in zwei Qualitäten überein; sind sie zum Beispiel Handelsstädte und Manufacturstädte zugleich; so sagt er: ich melde doppelt, nämlich vier Städte, welche das oder das zugleich sind. Kommen sie in drei, vier oder fünf Qualitäten überein; sind sie zum Beispiel im letzteren Falle zugleich Hauptstädte, Residenzstädte, Manufacturstädte, Flussstädte und Festungen: so meldet er dreifach, vierfach, fünffach u. s. w. Es hat aber der Vorsteher des Spiels eine steinerne Rechentafel zur Hand, auf welche er die Namen der Spielenden der Reihe nach schreibt, und bei jedem Namen anmerkt, wie viel ein jeder gemeldet habe. Wer einfach meldet, dem wird ein Auge, wer zweifach oder dreifach meldet, dem werden zwei oder drei Augen gut geschrieben u. s. w. Ist das Gemeldete in der Couleur, so wird es doppelt angerechnet. Hat jemand mehr als vier übereinkommende Städte, etwa fünf oder gar sechs zu nennen, so erhält er für jede über die Zahl vier hinzukommende Stadt ein Auge, und wenn es in Couleur ist, zwei Augen mehr angemerkt. Es versteht sich, dass jeder das, was er meldet, auch vorzeigen müsse, damit jeder Mitspielende sehe, dass er sich in seiner Angabe nicht geirrt habe.

Hierauf beginnt das eigentliche Spiel. Derjenige, welcher vor der Hand sitzt, spielt nach Belieben aus, und

jeder folgende Spieler muss ihn bedienen, wenn er kann, das heisst, er muss aus eben dem Kreise beiwerfen, aus welchem jener zu spielen für gut findet. Hat jemand nichts aus diesem Kreise, so darf er mit einem Trumpf stechen. Der Stich gehört dem, dessen die höchste Karte war, oder welcher stach; und dieser spielt, wie gewöhnlich, wieder aus, nachdem vorher jeder von dem Reste des Kartenhaufens eine neue Karte abgenommen hat. So oft wieder abgenommen worden ist, steht jedem frei zu melden, wenn er durch die neu abgenommene Karte etwa von Neuem etwas zu melden bekommen hat. Doch dürfen hierbei diejenigen Karten, welche schon einmal gemeldet worden sind, nicht wieder mit in Anschlag gebracht werden; es müsste denn in einer anderen Qualität sein. Wäre zum Exempel ein Ort, schon als eine Manufacturstadt gemeldet worden: so darf er nachher gar wohl als Flussstadt oder Handelstadt zum zweiten Male gemeldet werden.

Auf diese Weise wird nun mit Ausspielen und Abnehmen bis auf die letzte Karte fortgefahren. Der letzte Stich wird, ausser den Augen, die er enthält, noch als ein besonderes Auge mehr angerechnet. Hierauf zählt jeder die Karten, die in den Stichen, die er bekommen hat, enthalten waren. So viel Karten, so viel Augen werden ihm gut geschrieben.

Nun ist aber noch das Wichtigste zu leisten übrig. Er muss nämlich die in seinen Stichen enthaltenen Karten einzeln auflegen, und die Lage einer jeden darauf befindlichen Stadt, ohne erst lange zu suchen, mit einem zu diesem Behuf neben ihm liegenden Stöckchen sogleich auf der Umrisskarte andeuten. Verfehlt er dieselbe, so verliert er für jeden Fehler ein Auge, und der auf ihn folgende Spieler weiset ihn, wenn er kann, zurecht. Kann

er dieses nicht, so thut es der Nächstfolgende u. s. w. Der Zurechtweisende bekömmt dafür ein Auge zugeschrieben. Und hier zeigt es sich, wie nöthig es sei, die Lage der Städte vorher wohl gemerkt zu haben.

Ist dies geschehen, so nimmt der Vorsteher des Spiels einem jeden seine Stiche ab, und da ist nun jeder verbunden, von den Städten, die in seinen Stichen waren, irgend etwas zu sagen, was er sich davon gemerkt hat. Hat jemand bei einer unter seinen Stichen befindlichen Stadt gar nichts anzumerken, oder merkt er etwas Unrichtiges an: so wird ihm ein Auge ab- und demjenigen, der ihm aushilft, zugeschrieben. Hieraus sieht man, dass es nöthig sei, während des Spiels, geschwind und mit Aufmerksamkeit zu lesen, was auf den Karten bei jeder Stadt angemerkt steht.

Am Ende werden die Augen eines jeden Spielers summirt, und derjenige, welcher die meisten hat, erhält den Preis des Spiels. — —

Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass Campe durch dieses geographische Kartenspiel weder den Unterricht selbst ersetzen noch das geographische Studium zur Tändelei herabwürdigen wollte [1]). Erwägen wir nun, dass in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Geographie in den Volksschulen meist gar nicht, selbst auf den Gymnasien in kümmerlichster Tabellen- und Katechismusform gelehrt wurde, so werden wir auch darin einen Fortschritt erkennen dürfen, dass Campe an Stelle des tod-

[1]) Wie sehr Campe den Ernst der Arbeit zu würdigen wusste, geht aus der in Form eines Dialogs gehaltenen Abhandlung hervor: Soll man die Kinder Komödien spielen lassen? (Braunschw. Journal, I, S. 206 ff.). Campe will dies nur ausnahmsweise gestatten, wenn nützlichere Beschäftigungen darunter nicht leiden, die Stücke nur musterhafte Charaktere enthalten und keine fremden Zuhörer zugegen sind.

ten Schematismus Bilder, Gruppen zu geben, Leben in das statistische Material zu bringen suchte. — —

Wie bei dem geographischen, so hat auch bei dem geschichtlichen Unterrichte von Alters her viel materialistisches Treiben, viel ideenloser Gedächtnisskram sich breit gemacht. Es war daher ein richtiges pädagogisches Gefühl, dem Campe's „Geschichtliches Bilderbüchlein oder die älteste Weltgeschichte in Bildern und Versen“ entsprang. In zehn Gesängen behandelt es die älteste Geschichte der Menschheit, die Geschichte der Juden, der Phönizier, der Aegypter, der Perser, der Griechen und der Römer. Campe selbst hat es nur als eine Kleinigkeit betrachtet, durch welche er den kleinen Menschen ein Vergnügen zu machen gedachte, und wenn sich auch darüber streiten lässt, ob er immer den rechten Ton getroffen, so war ihm doch dafür das klare, volle Verständniss aufgegangen, dass die geschichtlichen Lebensbilder zwar in einfacher, volksthümlicher Sprache, aber mit dramatischer Anschaulichkeit vorzuführen, dass die Geschichte möglichst mit der Poesie zu verbinden sei, wenn dieser Unterrichtsgegenstand ins Volksleben eindringen, wenn er das Herz erwärmen, die Phantasie befruchten, den Charakter ausbilden, das Nationalgefühl erwecken soll. Wir heben als Probe einen Abschnitt aus dem sechsten Gesange aus.

Und als es nunmehr tagte, stiess
Der Thürmer in sein Horn und blies
Und blies so laut, dass Alt und Jung
Im Hui! aus den Federn sprung.
Was giebt's? Was giebt's? rief Jung und Alt;
Und von dem Thurm herab erschallt
Die Antwort, süss, wie Saitenklang,
Der Feind ist fort! — Nun Gott sei Dank!

Und aus dem Thore stürzet sich
Ein Strom von Menschen endelich *),
Und wogt hinaus, hinaus ins Feld.
Der kleinste Wicht ist jetzt ein Held,
Der hundert Feinde, oder mehr,
Erlegen will mit seinem Speer.
Vergebner Muth! Das Feld ist leer,
Und weit und breit kein Grieche mehr.

Doch seht, ihr Leutchen, seht, o seht,
Was für ein Wunderding dort steht!
Man sieht das Pferd von Holz und stutzt,
Und starrt es an; ist ganz verdutzt,
Und weiss fürwahr nicht, was man sieht.
Ein neuer Auftritt! aus dem Riet
Erhebet sich, mit Schlamm bedeckt,
Ein halb verklommner Mann, und streckt
Die Arme flehend aus. Man sieht,
Es ist der Griechen einer; zieht
Ihn höhnend fort, und stellet ihn
Vor Priamus, den König, hin.
Wer seid ihr? fraget dieser ihn.
Drauf jener: Herr, ein Unglückssohn;
Dem einen Tode kaum entflohn,
Und schon dem andern wieder nah.
„Ihr seid ein Grieche?“ — Leider, ja! —
„Sprecht deutlicher, und saget an!
Was macht ihr hier?“ Darauf so der Mann:
Die Griechen merkten lange schon,
Dass eure Stadt und euer Thron
Steht felsenfest vor jeder Macht;
Drum war man auf die Flucht bedacht.
Allein man fürchtete das Meer
Und seine grassen Stürme sehr,
Und sandte deshalb zum Apoll,
Zu fragen, was geschehen soll',
Bevor man wieder geh' an Bord.
Da kam zurück das Schreckenswort:
Durch Blut besänftigt man das Meer;
Nehmt einen Mann aus eurem Heer,

*) eilfertig.

Und schneidet ihm die Kehle ab;
Sonst wird der Abgrund euer Grab.
Das Loos traf mich. Warum? Es war
Uliss, der Gauch, schon manches Jahr
Mein blutbegier'ger grimmer Feind,
Und Priester Kalchas — war sein Freund.
Durch diesen nun erklärten sich
Des Priesters Götter gegen mich;
Und so, Herr König, wehe mir!
Wurd' ich bestimmt zum Opferthier.
Doch eh' der Tag des Jammers kam,
Ermannt ich plötzlich mich, und nahm
Zur Nacht die Flucht in jenes Rohr.
Da steckt' ich nun bis an das Ohr,
Gleich einem Frosch, im tiefen Schlamm.
Die Nacht verging; der Morgen kam;
Ich blicke forschend ringsumher,
Und sehe, Heil mir! öd und leer
Das ganze Feld. Ich kriech' hervor;
Da packen Jene mich beim Ohr
Und schleppen mich hieher zu euch.

Das Herz des Königs ward jetzt weich,
Er sprach: Getrost, du armer Mann!
Forthin gehörst du Troja an.
Doch nun verkünde treulich mir,
Was soll dies Hünenbildwerk hier?
Wer hat es, und wozu, gemacht?

Drauf Jener gleichsam mit Bedacht,
Und wie nach inn'rem Kampf mit sich:
Die Griechen selber zwingen mich,
Ihr Feind und euer Freund zu sein;
Hier ist die Wahrheit blank und rein!
Ein grosses, grosses Heiligthum
Ist dieses Werk, erbaut zum Ruhm
Der Göttin Pallas; und es steckt
Viel mehr darin, als ihr entdeckt.
Es steckt darin des Schicksals Schluss,
Der über euch entscheiden muss.
Denn wisst, verletzt ihr dieses Pferd,
So kehren bald von ihrem Heerd

Die Griechen wiederum zurück.
Aus ist es dann mit eurem Glück,
Mit eurer Herrschaft; auf der Welt
Kann nichts euch retten; Troja fällt!
Doch glückt es euch, das heil'ge Pferd
In eure Mauern unversehrt
Und unentweiht zu bringen: dann
Hebt Griechenlands Verderben an.
Ganz Asia erhebet sich
In grosser Masse fürchterlich;
Und hin ist dann mein Vaterland!
Es wird besiegt, verheert, verbrannt.

So spricht der schlaue Schalk, und wiegt
Die Troj'er ein, die er belügt.
Man holet eiligst Walzen her;
Wohl hundert Männer oder mehr
Die spannen sich dem Pferde vor;
Und so geht's fort, zum nächsten Thor.
Allein das Thor ist viel zu klein;
Das Riesenpferd geht nicht hinein.
Was nun zu thun? — Und Einer gab
Den Rath: Werft doch die Mauern ab!
Man that's; und unter lautem Schrein
Zog man das Riesenpferd hinein.

Und als es stand an seinem Ort,
Da überliess man sich sofort
Der Freude und der Schmauserei.
Allüberall ging's dudildei!
Und hurrah! hopsassa! juchhei!
Man trank und ass, und ass und trank;
Man sang und pfiff, und pfiff und sang,
Und trieb's so fort, und trieb's so lang,
Bis endlich, hart um Mitternacht,
Der Schlaf dem Ding' ein Ende macht.

Und, da nun Alles lag und schlief,
Der Grieche nach dem Pferde lief,
Und öffnete des Bauches Thor.
Da sprangen wohlgemuth hervor

Uliss und seine Kumpanei,
Wie's Küchlein aus dem offnen Ei;
Und in demselben Augenblick
Kommt auch der Griechen Heer zurück
Und schlüpft durchs Mauerloch herein.

Und nun beginnt, beim rothen Schein
Der angesteckten Stadt, die Schlacht.
Man tobt und würgt die ganze Nacht.
Durch alle Strassen strömt das Blut,
Und alle Strassen mäht die Gluth
Mit ihrer krummen Sichel ab.
Viel Tausend finden hier ihr Grab,
Im Feuer der, und der durchs Schwert. —

Die übrigen pädagogischen Schriften Campe's und, wenn wir von einigen Abhandlungen Trapp's [1]) absehen, auch die meisten Beiträge zum Revisionswerk beschäftigen sich mit der Erziehung, ihrem Zwecke, ihrer Aufgabe und ihren Mitteln.

Eine höchst wichtige Materie behandelt das aus dem Revisionswerk besonders abgedruckte Büchlein über Belohnungen und Strafen in pädagogischer Hinsicht. Die Untersuchung richtet sich zunächst auf die Bestimmung des Zweckes, den der Erzieher bei allen Belohnungen und Strafen vor Augen haben muss. Dieser Zweck ist allgemein bekannt: Durch Belohnungen zum Guten reizen, durch Strafen vom Bösen abschrecken. Aber das durch Belohnung oder Strafe erzielte Besserwerden des Zöglings darf keine Scheinverbesserung sein, sondern eine innere Veredelung. Diese Verbesserung muss ferner eine Vervollkommnung des ganzen Subjects, nicht die Einpfropfung einer einzelnen Tugend

[1]) Revisionswerk Bd. VII, VIII und XI, über die Methode des Unterrichts, das Studium der alten Schriftsteller und den Unterricht in Sprachen.

oder die Ausrottung eines einzelnen Fehlers vor Augen haben. Auch darf der Erzieher nie etwas bessern wollen, was die Natur, wenn man ihr Zeit lässt, von selbst bessern wird. Die Belohnungen und Strafen müssen der Art sein, dass das Gute dadurch reizend, das Böse dadurch verhasst werde. Daraus wird als Folgerung abgeleitet: Alle Strafen, im Affect vollzogen, sind unpädagogisch, ebenso alle Strafen, welche bloss darauf abzielen, gewisse Untugenden zu übertünchen, ebenso alle Belohnungen und Strafen, wodurch eine Tugend auf Kosten einer anderen eingepflanzt wird.

Der zweite Abschnitt betrachtet die Eintheilung der Belohnungen und Strafen. Gewöhnlich theilte man dieselben in natürliche und willkürliche, jene die natürlichen guten oder bösen Folgen der Handlungen, diese die in dem Willen des Erziehers begründeten; Rousseau wollte nur die ersteren angewandt wissen, das heisst das ganze Richteramt der Natur überlassen. Campe erklärt sich gegen die Rousseau'sche Theorie, da die natürlichen Folgen der guten und bösen Handlungen für die Kinder meist zu entfernt liegen; dagegen nimmt er noch eine dritte Art von Belohnungen und Strafen an, die vermischten, das heisst halbnatürlichen und halbwillkürlichen. Ein Kind zum Beispiel hat in Folge seiner Unmässigkeit Leibschmerzen und darf nun nicht mit den Anderen im Garten spielen — hier tritt die natürliche und die willkürliche Strafe in einen für das Kind fasslichen Zusammenhang.

Unter welchen Bedingungen kann nun aber dieser Zweck der Belohnung und der Strafe erreicht werden? Dies die dritte Frage, die Campe hier erhebt. Die Antwort fasst er in folgende Sätze zusammen: Man sei mit Belohnung und Strafe möglichst sparsam — man begnüge

sich, wenn immer möglich, mit den natürlichen Folgen der Handlungen — man verberge bei der Anwendung der gemischten Strafen sorgfältig Alles, was Willkürliches darin enthalten ist — man beobachte die strengste Gerechtigkeit und Unparteilichkeit — einerlei Vergehungen, einerlei Strafen — man widerrufe nie, was man nach reifer Ueberlegung angeordnet hat.

Diese Grundsätze wendet nun Campe an auf verschiedene damals übliche Belohnungen und Strafen. Er erklärt sich demgemäss mit aller Entschiedenheit gegen das sogenannte Certiren in den höheren Anstalten, gegen den Wettstreit durch Exercitien um den höheren Sitz. Zweckmässiger dünkt ihm die Führung entsprechend eingerichteter Censurbücher, in welche den Eltern der Einblick stets zustehen soll. Ebenso erklärt sich Campe gegen die Basedow'schen Meritentafeln mit ihren gelben und schwarzen Nägeln, gegen den Orden des Fleisses und der Tugend, den zu Dessau die Zöglinge im Knopfloch trugen. Auf Grund der obigen Theorien werden nicht minder verworfen alle beschimpfenden Strafen, Carcerstrafe, körperliche Züchtigung. — —

Klingen auch durch diese Ausführungen die Grundgedanken und die Schlagwörter des Philanthropinismus vernehmlich durch, so hat doch Campe den Uebertreibungen desselben die Spitze abgebrochen. Sein klarer Geist, sein nüchterner, praktischer Sinn überwindet mit Glück und Geschick den falschen Subjectivismus, der die Schule der Philanthropen bewog, das Ehrgefühl in einseitiger Weise durch Belohnung und Strafe anzufeuern. In Rousseau's [1]) Schule hatte Campe gelernt, dass der Schüler

[1]) J'aime cent fois, qu'il n'apprenne point ce qu'il n'apprendrait que par jalousie ou par vanité. Emile Liv. III.

lieber gar nicht lernen solle als mit Anspannung der Eitelkeit; daher sein gerechter Widerspruch gegen das tändelnde Gepränge mit Meritentafeln und Orden, Mittel, höchstens geeignet, die Eitelkeit des Schülers in bedenklicher Weise aufzustacheln. Doch lässt sich auch das nicht verkennen, dass Campe in seinem Erziehungsideal den Menschen zu sehr auf sich selbst, auf die Entwickelung seiner eigenen Kräfte stellt; er beurtheilt die Kindesnatur in ihrem tiefsten ethischen Kerne mit Vorliebe nach jener Behauptung Rousseau's, die einzige angeborne Leidenschaft sei die Selbstliebe, von jeder anderen Verkehrtheit lasse sich nachweisen, auf welchem Wege sie in das menschliche Herz hineingekommen [1]). — —

Die Greuel der Kriege und die Intriguen einer herzlosen Diplomatie hatten im vorigen Jahrhundert in der deutschen Poesie eine Richtung hervorgerufen, die ein friedevolles, unschuldiges Dasein besang, das man in der Schäferwelt suchte. Rousseau hat dieser empfindsamen Richtung den Schwung seines Genius geliehen. Durch die Dichtungen jener Zeit geht ein Weltschmerz, der das leidende Herz beklagt, dabei eine Weichherzigkeit, die zerfliesst in Seufzer und in Thränen. Die Harfe der Dichter ist vorwiegend gestimmt zur Melancholie. So Gessner in seinen affectirt sentimentalen Idyllen, so J. G. Jacobi und Tiedge in ihren Bildern voll Dämmerung und Mondschein. Der Ton, den Rousseau's neue Heloise angeschlagen hatte, tönt fort in den „Leiden des jungen Werther", das Wertherfieber gipfelt in Miller's thränenreichem Roman „Sigwart, eine Klostergeschichte". Diesen weichlichen und weinerlichen Schwärmereien ge-

[1]) Il n'y a point de perversité originelle dans le coeur humain la seule passion naturelle à l'homme est l'amour de soi-même. Emile Liv. II.

genüber schrieb Campe 1779 seine Flug- und Streitschrift über „Empfindsamkeit und Empfindelei in pädagogischer Hinsicht“, die später erweitert und berichtigt in das Revisionswerk (Bd. III, S. 291 ff.) überging, unter der Aufschrift: „Von der nöthigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften[1]). Besondere Warnung vor dem Modefehler, die Empfindsamkeit zu überspannen“. Als Veranlassung dieser Abhandlung bezeichnet Campe eine noch nicht ganz gedämpfte Epidemie unseres Zeitalters.

Campe zählt zunächst die Seelenkräfte auf, Verstand, Vernunft, Phantasie, Empfindungskraft, Scharfsinn, Witz. Sein Thema: Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den Kräften deines Zöglings! wird hierauf dahin definirt: Sorge dafür, dass die sämmtlichen Kräfte deines Zöglings dergestalt verhältnissmässig geübt werden, dass sie, jede in ihrer Art, gleich starker Anstrengungen fähig werden und dass der erwachsene Mensch alle mit gleicher Leichtigkeit in gleich starke Thätigkeit setzen könne! Diese Forderung wird nun in eingehender Beweisführung begründet, die Einwürfe widerlegt und schliesslich folgende drei Sätze abgeleitet: 1) Je mehr die ursprünglichen Kräfte eines Menschen sich dem Ebenmaasse nähern, desto grösser und ausgebreiteter ist seine Brauchbarkeit im bürgerlichen Leben; 2) desto

[1]) Die wissenschaftlichen Voraussetzungen dieser Abhandlung in mehr philosophischer Form finden sich schon in Campe's Büchlein „Die Empfindungs- und Erkenntnisskraft der menschlichen Seele. 1776“, in welchem er die ursprünglichen Bedingungen jener zweifachen Kraft der Seele und die allgemeinen Gesetze derselben entwickelt, sodann untersucht, welchen Einfluss beide auf einander äussern, endlich festzustellen sucht, inwiefern Genie und Charakter eines Menschen von dem Grade der Stärke und Lebendigkeit jener Seelenkräfte abhänge. —

vielfacher, reiner, dauerhafter und stärker ist sein Genuss der Freuden dieses Lebens; 3) desto fähiger und williger ist er, auch über seine Mitmenschen Freuden verbreiten und Leiden von ihnen abwehren zu helfen. — Es folgt sodann die Aufzählung einer Reihe von Fällen, in welchen irgend eine Seelenkraft ein Uebergewicht hat über die anderen Kräfte; bei der Schilderung der Menschen, bei welchen die Empfindungskraft das Uebergewicht hat über die Erkenntnisskraft, da nimmt Campe Veranlassung, auf die kraftgenialischen Stürmer und Dränger seine pädagogischen Pfeile abzuschiessen. Zu dieser Classe von Menschen — sagt Campe — gehören alle diejenigen, die wir unter den Namen Empfinder, Empfindsame in schlimmer Bedeutung, Enthusiasten, Schwärmer, sogenannte Kraftgenies u. s. w. kennen; Leute, welche zwar in mancher Betrachtung sehr verschieden sein können, aber doch darin alle übereinkommen, dass sie in ihren innerlichen und äusserlichen Handlungen, in ihrer Denkungsart und in ihrem Thun und Lassen, sich mehr von ihren Empfindungen, von ihrer Einbildungskraft und Phantasie, als von einer geübten Vernunft und von einem richtig denkenden Verstande leiten lassen. Man kann sie daher alle unter dem allgemeinen Namen der Empfindsamen begreifen.

Ich habe versprochen, vor dieser Modekrankheit, welche in den letzt verflossenen zwölf Jahren das halbe gesittete Deutschland ergriff, besonders zu warnen. Hier schränke ich mich daher nur auf solche Beobachtungen ein, welche darthun werden, dass diese Seelenpest zu den Geschäften des bürgerlichen Lebens unfähig macht. Diese Geschäfte erfordern nämlich, wie Jedermann weiss:

a) Strenge Ordnung und Regelmässigkeit. Wir mögen stehen, an welchem Standorte wir wollen; unsere

Hand mag den Pflug oder das Staatsruder lenken; so ist Ordnung das erstere unentbehrliche Erforderniss zu einer glücklichen Geschäftigkeit. Das ist eine ausgemachte Wahrheit. Aber eben so ausgemacht ist es auch, dass der Empfindsame, der Enthusiast, das Kraftgenie zur Beobachtung einer genauen Ordnung in Geschäften durchaus unfähig sind. Die Seelen dieser Leute sind einer beständigen Abwechselung von Ebbe und Fluth unterworfen. Jetzt schwillt ihr Herz von heissen überschwenglichen Empfindungen auf; aber kaum hat es sich ergossen, so schrumpft es kalt und ausgeleert zusammen. Jetzt wollen sie Berge versetzen; und eine Stunde hernach vermögen sie kaum ein Sandkorn von seiner Stelle zu wälzen. Sie wirken entweder gar nicht, oder sie wirken im Sturm: aber Sturm und Regelmässigkeit vertragen sich schlecht zusammen. Ordnung erfordert Einförmigkeit; und diese ekelt sie an, weil sie keine neue und ungewöhnliche Empfindungen erregen kann. Sie sollen sich an Zeit, Ort und Regel binden: und ihre wilden Gefühle, die einzige Richtschnur ihrer Handlungen, wollen ungebunden sein. Ich enthalte mich einer umständlicheren Auseinandersetzung; die Sache ist zu bekannt. Eben so bekannt ist es, dass zu den meisten Geschäften des bürgerlichen Lebens

b) ein mühsamer Fleiss, eine geduldige, ausdauernde Emsigkeit erfordert werden. Abermals eine Forderung, welche der Empfindsame, auch wenn er wollte, seiner unsteten und ungeduldigen Gemüthsverfassung wegen, nicht erfüllen kann. Denn dazu gehört Ruhe des Geistes bei fortwährender Anstrengung; und der seinige kann nur tumultuarisch und nur

ruckweise wirken. Dazu gehören auch Kräfte, welche gewöhnt sind, gleichmässig thätig zu sein: die seinigen aber befinden sich abwechselnd bald in dem Zustande der Ueberspannung, bald in dem einer gänzlichen Erschlaffung. Er kann also nicht anhaltend wirksam sein, keine Geschäfte besorgen, zu welchen Stetigkeit, Geduld und ausdauernde Emsigkeit gehören. — Der Mann von Geschäften muss bekanntlich auch

c) mancherlei Arbeiten und Bemühungen übernehmen, welche theils unseren natürlichen Empfindungen überhaupt, theils seinen persönlichen Neigungen insbesondere gerade entgegen sind, und er würde daher, wenn er von seinen Gefühlen sich wollte beherrschen lassen, Arbeiten dieser Art entweder gar nicht, oder schlecht verrichten, und sich selbst gar schlecht dabei finden. Er soll zum Beispiel an einem angenehmen Frühlingstage, an welchem die ganze belebte Natur vor Vergnügen jauchzt und taumelt, zwischen seinen öden vier Wänden, wie angenagelt, sitzen und sich den Kopf mit Zahlen oder verwickelten Rechtshändeln zerbrechen; oder er soll als Richter alle Empfindungen des Mitleids unterdrücken, um die Gesetze seines Landes wider Personen geltend zu machen, denen er als Mensch so gern Verzeihung widerfahren liesse. Man setze den Empfindsamen an seinen Platz, und sehe, wie er leiden wird! und sehe, ob er im Stande sein wird, zu thun, was Amt und Pflicht von ihm verlangen! — Endlich muss der Mann von Geschäften auch

d) eine gewisse Biegsamkeit des Charakters besitzen, nicht verlangen, dass alles nach seinem Kopfe gehen solle, sondern nachzugeben und in den Willen sei-

ner Oberen sich zu fügen wissen. Abermals eine Erforderniss, wodurch der Empfindsame, der Enthusiast, der Kraftmann von den meisten Geschäften des bürgerlichen Lebens, welche mit Abhängigkeit verbunden sind, gänzlich ausgeschlossen werden. Denn wie könnten diese, welche nicht einmal von ihrer eigenen Vernunft, sondern nur von ihrem jedesmaligen augenblicklichen Gefühle abhängen wollen, sich in den Willen oder gar in die Launen eines Anderen zu fügen wissen? eine offenbare Unmöglichkeit.

Und nunmehr glaube ich hinlänglich dargethan zu haben, dass die Befolgung unserer Regel: sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts der ursprünglichen Kräfte deines Zöglings, nicht nur möglich, sondern auch sehr nützlich oder vielmehr höchst nothwendig sei, und zwar beides sowohl für den Menschen, als auch für den künftigen Bürger. —

Nachdem zuletzt noch eine Anzahl von Regeln über dies Wie? der Ausübung mitgetheilt und besprochen sind, erhebt Campe nochmals die warnende Frage: Was ist Empfindsamkeit und wie unterscheidet sie sich von ihrem Affen, der Empfindelei? Die Empfindsamkeit entstand durch eine proportionirliche, die Empfindlichkeit durch eine unproportionirliche, die Empfindelei durch eine alberne Ausbildung derselben guten Seelenkraft. Die beschämende Beziehung — bemerkt Campe — welche die gastfreie Horndose des alten ehrlichen Mönchs auf Jorik's unfreundliche Hartherzigkeit hatte, war eine natürliche, wahre Beziehung, und der Mann, den sie traf, hatte sittlichen Sinn genug, um sie in seinem Innersten tief zu fühlen. Jorik war also in dem Augenblicke dieses Gefühls ein Empfindsamer oder Empfindlicher; allein kein

Empfindler. Aber wenn unter der Legion seiner leidigen Nachlaller der Eine ein klägliches Gewinsel ob dem Tode eines Veilchens anhebt und sich nicht will trösten lassen, der Andere vor einer alten Eiche niederkniet und sie so ernstlich und ehrerbietig anredet, als hätte sie wirklich Ohren ihn zu hören, und Augen ihn zu sehen; der Dritte in ganzem Ernste mit dem Monde und den Sternen buhlt, ihnen Küsse zuwirft, die Arme nach ihnen ausstreckt, als wollte er sie umfassen — und das alles nicht etwa deswegen, weil das Veilchen liebliche Gerüche duftet, weil die Eiche ein nutzbarer Baum ist, weil der Mond und die Sterne uns durch ihr Licht erfreuen und Denkmäler der göttlichen Allmacht sind; sondern bloss deswegen, weil man ihnen Leben und Sinneskraft und sittliche Eigenschaften andichtet, die sie nicht haben, sie der Vorstellung nach in unnatürliche Verhältnisse setzt, in denen sie nie standen, und darüber alle ihre wahren, wirklich rührenden Beziehungen auf uns aus dem Auge verliert: so erkennt man an diesem kindischen Gewäsche den faselnden Empfindler, auf den die natürlichen Eigenschaften der Dinge keinen Eindruck machen, und welcher daher zu erdichteten phantastischen Eigenschaften und Beziehungen seine Zuflucht nehmen muss, um den Schein eines Gerührten zu haben.

. . . . Um aber diese allgemeinen Regeln in Ausübung zu bringen, lasst uns ja vorsichtig sein in der Wahl der Bücher, die wir unseren Kindern in die Hände geben wollen. Vergebens ist alle unsere Sorgfalt, wenn wir es in diesem einzigen wichtigen Punkte an gehöriger Aufmerksamkeit und Behutsamkeit fehlen lassen. Ein einziges empfindelndes oder zu empfindsames Duodezbändchen kann die Seele des gutartigen Jünglings oder des sanften Mädchens auf immer überschrauben. Und, o wie viel

sind dieser Bändchen: Wie fliegen sie umher von Nachttische zu Nachttisch, von Familie zu Familie und wie gierig saugen junge Leser und Leserinnen aus ihnen das süsse Gift falscher oder übertriebener Empfindsamkeit ein, welches um so viel verführerischer ist, weil es in der Schale der feinsten Sittlichkeit aufgetragen wird: O, Plato! Plato! was würdest du sagen, sähest du ein einziges unserer Messverzeichnisse und wüsstest du, was hinter allen neumodischen Titeln enthalten ist! [1]).

Hieran reiht sich eine zweite Abhandlung: Ueber die früheste Bildung junger Kinderseelen im ersten und zweiten Jahre der Kindheit (Allg. Revision III, 1 ff.). Den Müttern, für welche dieser Aufsatz eigentlich bestimmt ist, ruft Campe zu: Es ist nicht meine, sondern Eure Angelegenheit, von der ich zu Euch reden werde; die Eurige mehr als irgend eines anderen Menschen. Denn Euch, Ihr Mütter, hat die Vorsehung recht eigentlich dazu ausersehen, die pflegenden und bildenden Schutzengel der von Euch geborenen Kinder in den ersten Jahren ihres dürftigen Erdenlebens zu sein. Euch legte sie, zum Zeichen dieses Berufs, die erste Nahrung des Kindes, die Muttermilch, in den Busen, und verband die Ausspendung derselben mit so viel Reiz für Euch, dass Ihr um so weniger Ursache haben möchtet, diese erste Erweisung Eurer Mutterpflicht, wofern nicht Noth Euch dazu zwänge, einer feilen Amme abzutreten. Euch hat sie in eben dieser Absicht die zur Wartung solcher zarten Wesen erforderliche Behendigkeit der Glied-

[1]) Vergl. auch den Dialog in dem Braunschw. Journal I, 150 ff. über das Thema: Soll man die Kinder mitleidig zu machen suchen? Campe stellt hier Regeln auf, wodurch das rechte Maass des Mitleidens und die Art und Weise, wie es in den Kindern erweckt werden kann, festgesetzt wird.

maassen und Euren Seelen jenes weiche und lebendige Mitgefühl fremder Leiden und Freuden, und die den hastigen Männerköpfen so unbegreifliche und so unnachahmliche Geduld verliehen. Mütter! Euer Beruf ist nicht zweifelhaft; Gott selbst hat ihn mit grosser leserlicher Schrift Eurem ganzen Wesen eingedrückt: wehe denen unter Euch, die, schwindelnd von den Zerstreuungen eines üppigen Modelebens, die Augen davor zu verschliessen wagen!

Aber ich lasse diese — denn was vermöchte meine schwache Stimme gegen das innere Geschrei ihrer verwöhnten Begierden, welche nach Befriedigung lechzen? — und wende mich bloss zu Euch, Ihr Besseren Eures Geschlechts, denen das Wohl Eurer Kinder mehr, als alle zerstreuende Vergnügungen, gilt; die Ihr den Muth habt, Euch aus dem grossen Weltstrome der Ueppigkeit herauszuarbeiten, um in dem stillen Schatten des Ufers nur Eurem Gatten, euren Kindern und Euch selbst zu leben; die Ihr, von der Würde Eurer Bestimmung, als Gattin und Mutter, durchdrungen, den ganzen Umfang Eurer heiligen Pflichten recht genau zu kennen wünscht, um ihnen allen mit dem freudigsten Eifer auf das Gewissenhafteste nachzuleben. Gute Mütter! Friede sei mit Euch am Abend Eures Lebens, wenn Ihr in dem Glücke, in dem Gehorsam und in der kindlichen Ergebenheit Eurer erwachsenen Söhne und Töchter die seligen Früchte Eurer jetzigen, durch mütterliche Zärtlichkeit versüssten Sorgfalt hundertfältig einernten werdet, indess Eure leichtsinnigen Mitschwestern diejenige Zeit, die sie jetzt, mit Vernachlässigung Ihrer armen verwaiseten Säuglinge, unter lauter zerstreuenden Ergötzlichkeiten auf Bällen und Assembleen, in Komödien-, Opern- und Redouten-Häusern, bei den Gastmählern der Reichen, und an den Spieltischen

müssiger Verschwender, so gedankenlos vergeuden, mit ihrem Herzensblute zurückkaufen möchten! Von Euch steht zu erwarten, dass Ihr Lust und Fähigkeit haben werdet, diejenigen Gegenstände, die ich Eurer Beherzigung darbieten muss, mit einer Aufmerksamkeit zu betrachten, deren jene, auch wenn sie wollten, nicht mehr fähig sind. Euch allein wird es auch nur möglich dünken, Euer Hauswesen und Eure ganze Art zu leben so zu ordnen, wie es zu einer genauen Befolgung derjenigen Vorschriften, die Ihr hier lesen werdet, durchaus erfordert wird. Eure Hand, Ihr Guten! und ich hoffe, es soll Euch nicht gereuen, mit einiger Anstrengung Eurer Denkkraft mir durch Gegenden gefolgt zu sein, in welche Euer eigenes Nachdenken Euch bisher wohl noch nicht geleitet hatte. — —

Ueber die Erziehung der Kinder hat Campe ernste Worte an seine Zeitgenossen gerichtet, welche „dem Tanze schöner Seifenblasen zusehen, die sinnreiche Schriftsteller ohne Unterlass steigen lassen" und das übersehen, was zu ihren Füssen liegt. So in der Abhandlung: Von den Erfordernissen einer guten Erziehung von Seiten der Eltern vor und nach der Geburt des Kindes (Allg. Revision etc. I, 125). Von dem Satze ausgehend: Eure Kinder werden der Hauptsache nach sein, was Ihr seid, gut oder böse, glücklich oder elend — wendet er sich in glühender Beredtsamkeit gegen die Thorheiten und Gebrechen seiner Zeit, gegen die Entnervung so Vieler an Leib und Seele, gegen den zunehmenden Luxus, gegen die schlüpfrigen und die sentimentalen Schriftsteller, gegen das Verschwinden echter Gottesfurcht, gegen die Verketzerungssucht und die Unwissenheit der Geistlichen. Aber freilich — mahnt der Pädagoge — noch unendlich wichtiger, als das, was wir

glauben, ist das, was wir thun, ist die Beschaffenheit unserer Gesinnungen und unseres ganzen Wandels. Und hier, Ihr Neuverlobten, seht Ihr mich wieder bei eben dem Punkte, von dem ich ausging, bei der grossen Frage, die ich so gern recht tief ins Herz Euch rufen möchte, bevor ihr den entscheidenden Schritt zum Glück oder Unglück Eures ganzen künftigen Lebens vollendet; bei der Frage: wie es um Euer Herz, um Eure Gesinnungen, um Euer ganzes Thun und Lassen stehe? Ob rechtschaffenes Wesen und Gewissenhaftigkeit bei allen Euren öffentlichen und verborgenen Handlungen, durch fortgesetzte Aufmerksamkeit auf Euch selbst, und durch oft wiederholte Uebungen in der Selbstbekämpfung schon zur herrschenden Gesinnung bei Euch geworden sind? Und ob Ihr des redlichen Vorsatzes Euch bewusst seid, Euch in diesen Gesinnungen, auch in Ansehung der neuen und vielfachen Pflichten, welche der Ehestand auflegt, immer mehr und mehr befestigen wollen? Ist dieses: o so freuet Euch des reichen Segens, der in diesem Stande Eurer wartet; des Segens an eigener Zufriedenheit, an gegenseitiger dauerhafter Liebe und Ergebenheit, an häuslicher Ruhe, an blühendem Wohlstande und an einer wohlgerathenen, einst gleichfalls glücklichen Nachkommenschaft. Ist dieses aber nicht: o, dann bedauere ich Euren Unverstand, dass Ihr ohne Kompass und Senkblei Euch in schlechtverwahrter Barke auf ein Meer wagen wollt, welches häufige Untiefen, Klippen und Stürme aus allen Himmelsgegenden so gefährlich machen; und dessen Küsten mit so viel abschreckenden Trümmern vorher gescheiterter bereits so besäet sind! Bei Eurer Ausfahrt ist der Himmel freilich heiter; sanfte Weste hauchen in Eure schwellende Segel, und alles scheint Eurer Fahrt nichts als Glück und Vergnügen zu weissagen. Aber

traue, junger unerfahrner Seemann, diesen verführerischen Vorbedeutungen nicht! Erkundige Dich bei alten, durch Erfahrung ausgelernten Piloten, und vernimm, wie plötzlich die Scene sich zu ändern, der Himmel sich mit Wolken zu überziehen und die schrecklichsten Stürme zu erwachen pflegen! — —

Er eröffnet zuerst seinen Leserinnen einige Blicke in die Natur der jungen Menschenseele, dann zeigt er ihnen, wie eine menschliche Seele schon in den ersten Jahren der Kindheit vorbereitet und geübt werden muss, wenn sie aller Hindernisse ungeachtet glücklich das Ziel erreichen soll. Es giebt dergleichen Mittel — sagt Campe —, allein, so viel ich weiss, noch nur eins, welches schon jetzt in demjenigen Alter der Kindheit, von welchem hier die Rede ist, mit unausbleiblichem Nutzen für die Zukunft angewandt werden kann. Und dieses wäre? — Abhärtung! Bewahrung vor zu grosser Reizbarkeit an Leib und Seele.

Ich werde diesen Rath noch oft wiederholen müssen, und ihn nicht zu oft wiederholen können: thut Euren Säuglingen, was in der Fabel Thetis dem kleinen Achill, Ceres dem jungen Triptolemus that. Jene tauchte den einen in den Styx ein, um ihn unverwundbar zu machen; diese bestrich den anderen des Tages mit Ambrosia, und warf ihn zur Nachtzeit, um ihre wohlthätige Härte den schwachen Eltern zu verbergen, ins Feuer, um alles Zerstörbare, was er an sich hatte, zu verbrennen, und ihn unsterblich zu machen: das heisst, Beide waren gütig genug, ihre Zöglinge gegen einige unangenehme Empfindungen in der frühesten Kindheit mit derjenigen Abhärtung an Leib und Seele zu begaben, welche uns in den Stand setzt, nicht bloss unter den natürlichen Uebeln des Lebens, sondern auch unter der weit schwereren Bürde

der gesellschaftlichen Plagen, ohne Gefahr von ihnen zu Boden gedrückt zu werden, muthig fortzuschreiten. Ahmt diesem Beispiele nach, ihr Mütter, und ihr werdet einen beträchtlichen Theil der künftigen Leiden Eurer Kinder glücklich zernichtet haben. Denn wen von Beiden saht Ihr je unter Kränkungen von seinen Mitmenschen erliegen, den Leichtzubefriedigenden, Genügsamen, Gesunden, Starken und Abgehärteten, oder den durch eine zärtliche Erziehung an Leib und Seele verfeinerten, aber auch zugleich entnervten und von einer Menge entbehrlicher Bedürfnisse ohne Unterlass gereizten und gefolterten Menschen? Unstreitig den letzteren. Lasst also, dafern Ihr es wahrhaftig gut und mütterlich mit Euren Kindern meint, nicht diesen, sondern jenen, das Vorbild Eurer Nachbildung sein. Versagt Euren Kleinen mit liebevoller Strenge alle diejenigen angenehmen sinnlichen Empfindungen, welche nur durch solche Mittel in ihnen erregt werden können, die der Luxus eingeführt hat; lasst sie leiden, was die Natur will, das sie leiden sollen, um sie fest zu machen gegen die Pfeile der Widerwärtigkeit, welche zuverlässig auch auf sie einst werden abgeschossen werden; und behaltet bei allem, was Ihr ihnen thut, oder mit ihnen vornehmt, unablässig im Gedächtnisse, dass Ihr sie — nicht für die Kinderstube oder für den Sopha — sondern für die Welt erzieht, für eine Welt, in der man, wäre man auch des grössten Königs Sohn, doch nur selten auf getäfeltem Boden, öfterer über scharfe Kiesel, durch brennende Sandsteppen, oder auf einem mit Dornen durchwachsenen Grunde einherzugehen hat! — —

Zum Schluss folgen Regeln, die Ausbildung junger Kinderseelen durch körperliche und sittliche sowie durch eigene Thätigkeit betreffend. In diesem letzten Abschnitt giebt Campe nachstehende lehrreiche Mittheilung aus

seiner eigenen Kindheit: Es ging mir von meiner frühesten Kindheit an, wie es so vielen anderen unglücklichen Kindern zu gehen pflegt: unvernünftige Wärterinnen und Dienstboten suchten mich durch Bangemachen zur Folgsamkeit zu zwingen. Bald, wenn ich nach ihrem Willen nicht geschwind genug einschlafen konnte, wurde von aussen mit Ungestüm an die Thür oder an die Fenster geklopft, und ich wurde gewarnt: hörst du wohl den schwarzen Mann, der die Kinder auffrisst, wenn sie nicht schlafen wollen? Bald wurden Gespenstergeschichten und Teufelshistörchen erzählt; bald kleidete man sogar einen Popanz mit allen Attributen der Höllenbewohner aus, und liess ihn mit einem fürchterlichen Gebrüll erscheinen, um mich abzuholen. Sicher ist es, dass ein Missethäter, dem man die grausamste Todesart ankündigt, nichts Schrecklicheres empfinden kann, als was ich armer Knabe bei einer solchen Erscheinung empfand. Ich verlor darüber einige Mal alles Bewusstsein meiner selbst und ich war dem Tode dabei so nahe, dass ich noch jetzt mich wundern muss, wie ich ihm entgangen bin. Je grösser und sichtbarer aber meine Todesangst sich zeigte, desto entzückender war dies unmenschliche Schauspiel für diejenigen, die es veranstaltet hatten. Barbaren! warum stiesset ihr mir nicht lieber einen Dolch durch das Herz, um ein Leben, das ihr mir so sehr zur Qual zu machen wusstet, auf einmal abzuschneiden? Das würde Barmherzigkeit gewesen sein; denn was ich damals, was ich nachher, bei tausend Gelegenheiten bis in mein männliches Alter litt, war mehr, viel mehr als der Tod!

Die nächste Folge davon war, dass meine Jugendjahre, dieses von der Natur zur Sorgfalt und zur Freude bestimmte Alter, die unglücklichste Periode meines Lebens waren. Wenn ich des Morgens von einem unruhigen

Schlafe erwachte, in welchem irgend eine Teufels- oder Gespenstererscheinung mich bis auf den Tod geängstigt hatte, dachte ich nicht, wie andere Kinder an die Spiele und Vergnügungen des Tages; ich dachte an die wiederkehrende Finsterniss der Nacht, an die Möglichkeit des Abends zu diesem oder jenem Geschäft in ein anderes Zimmer oder nur über die Hausflur in die Küche geschickt zu werden, und an die Nothwendigkeit wieder zu Bette zu gehen, und eine neue lange Nacht im Finstern zubringen zu müssen. Daran dachte ich und zitterte, und zitterte immer mehr, je näher die gefürchtete Abendzeit wieder heranrückte. Wie oft unterdrückte ich sogar, zum Schaden meiner Gesundheit, ja mit Lebensgefahr, die dringendsten Bedürfnisse der Natur um der Nothwendigkeit überhoben zu sein, an einem finsteren Ort allein zu gehen!

So verfloss mir meine unglückselige Jugend, und eine zweite Folge davon war, dass mein Nervensystem, bei einer übrigens ziemlich natürlichen Lebensart auf dem Lande, durch unaufhörlich wiederkehrende schreckhafte Empfindungen, in hohem Grade geschwächt und empfindlich gemacht wurde.

In meinem vierzehnten Jahre wurde ich auf die Schule zu Holzminden geschickt. Wie mich schon ein halbes Jahr vorher der Gedanke quälte, was aus mir werden würde, wenn ich da vielleicht allein schlafen sollte! Welch ein kalter Todesschauer mir durch alle Glieder lief, da ich ankam und nun bemerkte, dass das, was ich so ängstlich besorgt hatte, wirklich geschehen würde! Wie ich mich ängstigte und quälte, da der Abend heranrückte, und in welchem jammervollen Zustande ich die erste und viele folgende Nächte — nicht in der mir

angewiesenen Kammer im Bette — sondern in meiner Stube auf dem Stuhle sitzend zubrachte!

Ich war ehrgeizig genug, meine Schwachheit zu verhehlen: aber um so viel hülfloser blieb mein Zustand. Endlich machte ich eine Entdeckung, die ich damals nicht gegen die von Columbus oder Mongolfier würde haben vertauschen wollen. Ich bemerkte, dass in dem Kämmerchen unseres alten Aufwärters, ausser dem eigenen Bette desselben, noch eine zweite leere Bettstelle stand. Sogleich war mein Plan gemacht. Der Alte ward zur Verschwiegenheit vermocht, und nun konnte ich auf fünf bis sechs ruhige Schlafstunden mit einer Freude rechnen, die ich nicht zu beschreiben vermag. Denn sobald nunmehr das ganze Haus im Schlafe lag, welches vor Mitternacht wohl nicht leicht der Fall war, husch! flog ich mit einem Kopfkissen und einer Decke unterm Arme in das Kämmerchen des Alten, und nahm Besitz von der leeren Bettstelle. Wie sanft ich dann auf blossen Brettern lag, und wie glücklich ich mich schätzte, vor Gespenstern und Nachtgeistern nunmehr in Sicherheit zu sein! Früh Morgens, sobald der Alte sich aufmachte um seine Aufwärterdienste zu verrichten, war auch ich wieder auf den Füssen, um mein Kissen und meine Decke über die Seite zu schaffen, bevor sonst Jemand im Hause aufgestanden war. Ich weiss nicht mehr, wie lange ich dieses trieb, aber dessen bin ich mir noch sehr lebhaft bewusst, dass dieser Zeitpunkt eine der glücklichsten Perioden meiner Jugend war.

Mit zunehmenden Jahren wurde ich zwar von der Thorheit dieser meiner Furcht vor Gespenstern vollkommen überzeugt; aber die Ueberzeugung, dass sie thöricht sei, mir so geläufig zu machen, dass ich ihr jedesmal zur rechten Zeit bewusst gewesen wäre, das habe ich nicht

gekonnt, kann es — zu meiner Schande sei es gesagt, wenn Jemand mir ein Beispiel von gänzlicher Austilgung solcher Eindrücke zeigen kann! — noch bis auf diese Stunde nicht.

Daher kommt's, dass mein ganzes Herz sich empört, so oft ich sehe, dass man Kinder erschreckt oder höre, dass man ihnen Gespenstermährchen erzählt. Man glaubt, solche Erzählungen schadeten Nichts, wenn die Kinder nur bei der Auflösung des Knotens erführen, dass alles, wovor sie sich während der Erzählung entsetzten, ganz natürlich zugegangen wäre; aber man irrt sich. Oder weiss denn ich in diesem meinen reifen Alter nicht noch viel überzeugender, als ein Kind es einzusehen vermag, dass alle diese Mährchen Fratzen sind, die ein vernünftiger Mensch nicht einmal seiner Aufmerksamkeit würdigen muss? Und sind um deswillen alle Eindrücke, welche diese Fratzen in meiner Jugend auf mich gemacht haben, schon völlig wieder ausgeglättet? Ich habe es schon gesagt, das sind sie nicht, das werden sie nie sein, so lange eine und ebendieselbe Seele diesen meinen Leib beleben, und so lange ein und ebenderselbe Leib dieser meiner Seele zur Wohnung und zum Empfindungswerkzeuge dienen wird. Gegengifte können zwar vom Tode erretten, aber auch verhindern, dass von dem vorhergenossenen Gifte irgend eine Wirkung zurückbleibe? auch bewerkstelligen, dass der ganze Körper in allen seinen Theilen völlig wieder ebenso gesund werde, als er vorher war? Das können sie nicht, und wenn auch alle Aerzte das Gegentheil behaupteten.

Daher, ihr Mütter, bitte und beschwöre ich Euch, duldet nicht, dass man Eure Kinder, es sei wodurch es wolle, erschrecke! Duldet nicht, dass man die Wörter Gespenst, Kobold, Teufel, Ruprecht, u. s. w. in

ihrer Gegenwart nur nenne, noch viel weniger aber, dass man ihnen Geschichten davon erzählt! — —

Diese zweite Abhandlung ergänzend liess Campe im fünften Band des Revisionswerkes (V, S. 1 ff.) eine dritte folgen: Ueber die grosse Schädlichkeit einer allzufrühen Ausbildung der Kinder. Dieselbe ist gleichsam ein Commentar zu dem Rousseau'schen Satze: laissez mûrir l'enfance dans les enfants (Emile l. II). Campe sucht der Natur die Methode abzulauschen, nach welcher sie verfährt. Die Natur verbessert ohne zu verschlimmern; sie entwickelt zuerst die Sinne, dann die Seelenkräfte; sie lässt die junge Seele sich aus sich selbst entwickeln; sie sorgt für das Gleichgewicht unter den menschlichen Kräften; sie lässt nirgends Lücken; sie richtet sich nach dem jedesmaligem Bedürfniss; sie unterrichtet nur durch Selbstthätigkeit und durch anschauende Erkenntniss. Aus diesen zehn Beobachtungen werden zehn Regeln der erziehlichen Thätigkeit abgeleitet und nach solcher Instruction die Lösung der Aufgabe versucht. Campe erörtert hierauf die Schädlichkeit der frühreifen körperlichen, der frühreifen gesellschaftlichen, einer frühreifen literarischen und einer frühreifen sittlichen Ausbildung. Er redet hier manches auch für unsere Zeit noch beherzigenswerthe Wort: Wer nicht weiss, oder wer, wenn er es noch nicht wusste, kann sich nicht alsobald und bloss durch Hülfe seiner Augen von den grossen Zerstörungen überzeugen, welche das frühe Lernen jeder Art in der ganzen körperlichen Verfassung des Kindes zurücklässt? Man sehe doch nur, welches wohl unterrichtete Kind man will, einen Augenblick mit einiger Aufmerksamkeit an, prüfe seine Körperkraft, halte es besonders mit anderen minder unterrichteten Kindern zusammen: und erschrecke vor dem weichen,

welken, schwachen und hinfälligen Wesen, welches man in der ganzen Körperverfassung des ersten vergleichungsweise bemerken wird. Sein matter Blick, sein zarter Gliederbau, seine schlaffen Muskeln, seine reizbaren und schwachen Nerven, seine kränkliche Gesichtsfarbe, sein ganzes abgespanntes, mattes und hinfälliges Wesen bei jeder nur mit einiger Anstrengung verbundenen Körperbewegung lassen für den, der sehen kann und sehen will, nicht den mindesten Zweifel übrig, dass das unnatürliche frühe Lernen, verbunden mit der ganzen übrigen unnatürlichen Lebensart unserer vornehmen Kinder, seine Kräfte gelähmt und seinen ganzen Körper bis zum Erbarmen ausgemergelt habe. Wie könnte es auch anders sein, da das Lernen schon an sich eine unnatürliche Beschäftigung, eine noch unnatürlichere für Kinder ist, und von so unnatürlichen Umständen begleitet wird, dass es ein Wunder aller Wunder wäre, wenn die Natur des Kindes nicht zum Theil wenigstens darunter zu Grunde ginge. Zu den unnatürlichen Umständen, deren ich jetzt erwähnte, gehört theils das viele Sitzen, wozu ein Kind, welches lernen soll, nothwendig gezwungen werden muss, theils die ungesunde eingesperrte Stubenluft, die es einathmet, theils die erzwungene Ruhe und einförmige Lage, worin es seinen Körper erhalten muss, theils der starke Widerwille, den es gegen die meisten Lehrgegenstände des Schulunterrichts empfindet und nothwendig empfinden muss, so lange noch nicht jede Eigenheit des kindischen Alters gewaltthätiger Weise in ihm getilgt worden ist: theils endlich das viele Unangenehme und Bittere, welches es unter den Verweisen, Vorwürfen und Strafen seiner Lehrer — auch der besten und sanftesten — täglich zu verschlucken hat. — Ja, wird man sagen, das war wohl vor Zeiten so, da die bekannte Schulnoth noch nicht

abgeschafft war; aber jetzt! Jetzt ist es mit dem Lernen unserer Kinder ein gar ander Ding! Und was für ein gar ander Ding ist es denn jetzt? Lasst uns ehrlich sein und die Wahrheit bekennen. Es ist wahr, unsere Schulzimmer sind lichter, lachender und bunter geworden; wahr, dass die rauhe, harte und pedantische Behandlungsart der Kinder sich, Gott sei Dank! in ein milderes und vernünftigeres, väterliches und freundschaftliches Benehmen aufgelöst hat; wahr, dass wir viele fehlerhafte Methoden des Unterrichts verbessert und dagegen unweit zweckmässigere eingeführt haben; wahr, dass dadurch dem Kinde das Lernen in eben dem Maasse erleichtert worden ist, in welchem wir für uns selbst das Lehren mühsamer gemacht haben; wahr, dass wir bei diesen verbesserten, der Natur der menschlichen Seele angemessenere Methoden dem Kinde weniger Zwang anthun und ihm einen grösseren Genuss seiner natürlichen Freiheit gönnen dürfen, als dies vorher möglich war; wahr also endlich, dass die Kinder jetzt weniger gequält werden, und hingegen gesunder, froher und munterer erhalten werden, als es bei der täglich anwachsenden Menge von Lehrgegenständen ohne diese verbesserten Methoden geschehen könnte. —

Aber nun lasst uns mit eben der Wahrheitsliebe auch die andere Seite betrachten.

Ist das Lernen denn nun wirklich schon zu einem so natürlichen, der Kindheit angemessenen Geschäft gemacht worden, dass kein unnatürlicher Zwang weder des Geistes noch des Leibes dabei stattfindet? Muss das Kind auch nicht bei unseren besseren Methoden den grössten Theil des Tages, wie angenagelt, dasitzen? Dürfen wir ihm, wenn wir nicht ganz zweckwidrig dabei verfahren wollen, wohl erlauben, sich nach Willkür zu bewegen

und ruhig zu halten, nach Belieben aufzuhüpfen und sich wieder hinzusetzen? Geht es bei unserem erleichterten Unterricht so ganz ohne gegenseitiges Missvergnügen, ohne Unwillen, Tadel und Vorwürfe auf Seiten des Lehrers, ohne Widerwillen, Seufzer und Thränen auf Seiten des Kindes ab? Wenn wir dem Wohlgedächtnisse desselben jetzt weniger Gewalt anthun, muthen wir seinen besseren und höheren Seelenfähigkeiten, seiner Vernunft, seinem Verstande, seinem Abstractionsvermögen, seiner Einbildungskraft, seiner Vergleichungskraft nicht vielleicht in eben dem Maasse mehr zu? Und sind es nicht gerade diese höheren Seelenfähigkeiten, deren Gebrauch bei einem Kinde eine unnatürliche Anstrengung erfordert, das Blut zum Kopfe treibt, den Nervensaft verzehrt, und eine gänzliche Abspannung an Leib und Seele zur Folge hat? Haben wir endlich nicht in eben dem Maasse, in welchem wir das Lernen leichter machten, es nun auf ein höchst schädliches Früh- und Vielwissen der Kinder angelegt, und haben demnach die armen kleinen Geschöpfe auf dieser anderen Seite nicht in der That zum Theil wieder verloren, was sie auf der ersten gewonnen hatten? — — —

Wenn sämmtliche pädagogische Schriften Campe's eine Perlschnur bilden, die schönsten, die kostbarsten dieser Perlen sind: „Theophron“ und „Väterlicher Rath für meine Tochter.“

Der Theophron enthält Erfahrungen und Vorschriften, theils zu einer weisen Wahl und Einrichtung des Berufslebens, theils über den Umgang mit Menschen. Theophron theilt aus seinem Schatze der Erfahrung diese Lehren der Weisheit seinem Sohne Kleon mit, der im Begriff steht, die gefahrvolle Wanderung des Lebens anzutreten. —

Zunächst werden die allgemeinen Vorbereitungen für das Geschäftsleben erörtert. Wer mit Erfolg ausser sich wirken will, muss zuvor auf sich selbst gewirkt haben. Das ist der feste Punkt des Archimedes in der sittlichen Welt. Dabei ist das Wichtigste die Erwerbung einer strengen Gewissenhaftigkeit. Je bedürfnissfreier ein Mensch ist, desto stärker ist er an Leib und Seele, desto grösser ist seine Wirksamkeit und seine sittliche Freiheit. Vermeide daher alle entnervenden Lüste! Strebe nach Einfachheit und Mässigkeit, schätze am meisten die stillen Freuden der Natur und des Hauses! Weitere nöthige Eigenschaften sind Ordnungsliebe, Festigkeit, Geistesgegenwart.

Was die Wahl des Berufs betrifft, so wird an die Spitze dieser Betrachtung die Mahnung gestellt: Wolle, indem Du auf die Schaubühne des geselligen Lebens trittst, nicht glänzen, sondern nützlich und glücklich sein! Je glänzender ein Standort ist, desto grösser sind seine Unannehmlichkeiten. Man kann in jedem Berufe zufrieden und glücklich leben. Je abhängiger eine Berufsart uns macht, desto misslicher ist sie. Raffe alle Deine Kräfte zusammen, um Dir diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten in vollstem Masse zu erwerben, welche zu der von Dir gewählten Berufsart nothwendig sind! Lasse nichts unvollendet, was Du einmal angefangen hast! Dein Amt sei von dem Augenblicke an, da Du es übernommen hast, der ausschliessliche Gegenstand Deiner Gedanken und Sorgen! Ehe Du ein Geschäft unternimmst, verabsäume nie, Deine Seele zu Gott, dem Urquell alles Guten, zu erheben! Hüte Dich vor dem abgeschmackten, auf Schrauben gestellten Modeumgang der feineren Welt! Handle nicht in Leidenschaft! Strebe nach der Ehre, in allen Dingen als ein zuverlässiger Mann zu erscheinen!

Den Schluss bilden Beobachtungen über die Menschen und Klugheitsregeln, den Umgang mit Menschen betreffend. —

Der Pendant zum Theophron, der „Väterliche Rath für meine Tochter“, ist einem Herzen entsprungen, das tief seine Vaterpflichten fühlte, und das beim Anblick so mancher Missleitung blutete, durch welche das ewig gegängelte und getäuschte weibliche Geschlecht von seiner hohen Bestimmung so häufig abgeführt wird; solchen jungen Frauenzimmern, die nach einem treuen, kundigen Führer sich umsehen auf ihrem Lebenspfade, ist das Büchlein bestimmt, das in seinem ersten Theile von weiblicher Bestimmung und weiblicher Vollkommenheit und in seinem zweiten Theile die einem Frauenzimmer nöthigen Klugheitsregeln bespricht. —

Der „Theophron“ und der „Väterliche Rath“ enthalten einen Schatz echter Lebensweisheit. Nicht so empfindsam und schöngeistig wie Jean Paul's Levana, wollen sie den Menschen für die nächsten Zwecke des handelnden Lebens geschickt und tüchtig machen. Wenn auch mitunter vielleicht etwas breit und lehrhaft, sind beide Bücher durch die Besonnenheit ihrer Anschauungen, durch die Wahrheit eigener Erfahrung und durch die Feinheit ihrer Beobachtungen von unvergänglichem Reiz. Aus jedem Wort schlägt das warme, pulsirende Herz dem Leser entgegen. Wie viel Segen mögen sie gebracht haben in manche Hütte und in manchen Pallast!

Aus dem Theophron.

(Schluss der ersten Belehrung. Allgemeine Vorbereitungen zum Geschäftsleben.) S. 74.

Endlich, mein Kleon — denn der Anblick jener funkelnden Sterne, welche immer dichter und dichter hervorschimmern, erinnert mich, dass es Zeit ist unsere heutige Unterredung zu endigen —, lass mich mit einer Warnung schliessen, die man vielen Menschen nicht zu geben braucht, die aber für diejenigen, welchen sie Noth thut, von recht grosser Wichtigkeit ist. Und mein väterliches Herz besorgt nicht zu irren, wenn es Dich zu dieser Classe zählt.

Auch das gute Herz, mein Sohn, wenn es nicht durch Weisheit geleitet wird, kann den Mann von wichtigen und weitläufigen Geschäften oft in grosse Verlegenheit bringen. Dies geschieht nämlich, indem es ihn bewegt, aus unbegrenzter Dienstfertigkeit und Gefälligkeit mehr zu versprechen, mehr zu übernehmen und mehr zu thun, als seine Kräfte tragen können, und als seine Umstände erlauben. Das ist eine Schwachheit, mein Sohn, zwar eine sehr liebenswürdige, aber nichtsdesto weniger schädliche Schwachheit, vor der Jeder, der mit glücklichem Erfolge und zu eigener und Anderer Zufriedenheit wirken will, sich in Acht nehmen muss. Ich selbst bin tausendmal darein verfallen, aber ich habe auch tausendmal Ursache gehabt, es zu bereuen. Wer Alles selbst machen will, macht selten etwas recht; wer Allen dienen will, dient Keinem genug, und erntet für alle seine Mühe am Ende doch wohl nur Undank ein, wer Allen, die etwas

von ihm haben wollen, giebt, muss in einzelnen Fällen ungerecht sein. Zu rechter Zeit und aus dem rechten Beweggrunde ein wenig hart zu scheinen, und dadurch für den Augenblick etwas missfällig zu werden, ist auch Weisheit, ist oft mehr Wirkung eines guten und edlen Herzens als eine gar zu ausgedehnte und zuvorkommende Gefälligkeit, welche sich alle Menschen verbinden will, und darüber oft zu pflichtwidrigen Handlungen hingerissen wird.

Und wie kann und muss man diese Schwachheit zu vermeiden suchen? Dadurch, mein Sohn, dass man durch frühe und vielfältige Uebungen sich die Fertigkeit zu erwerben sucht, nach festen Grundsätzen und wohlüberdachten bestimmten Plänen zu handeln. Man muss mit Rücksicht auf das Maass seiner Kräfte und auf den Umfang derjenigen Handlungen, welche unmittelbar zu unserer Pflicht gehören, seine Zeit wohl eintheilen, und, so viel es sich thun lässt, jeder Stunde ihre bestimmte Arbeit oder ihre bestimmte Verrichtung anweisen; und man muss freiwillig nichts übernehmen, was nicht in eine oder die andere dieser Stunden, ohne Nachtheil der dafür schon bestimmten Berufsgeschäfte, sich füglich aufschieben lässt. Eben so muss man, mit Rücksicht auf seine und der Seinigen nothwendige Bedürfnisse, seine sämmtlichen Einkünfte eintheilen, dasjenige, was man, ohne Ungerechtigkeit gegen Andere, zu Werken der Wohlthätigkeit bestimmen kann, in eine eigene Casse werfen, und diese so verwalten, dass derjenige Nothleidende, der uns jedesmal der nächste ist, den also Gott zunächst an uns gewiesen hat, auch immer die uächsten Ansprüche darauf habe. Bei jeder anderen Zumuthung oder Bitte müssen wir gewohnt sein, schnell und reiflich zu überlegen, ob wir das Gebetene zugestehen können

und dürfen? Und so oft Eines von Beiden, oder Beides zugleich nicht der Fall ist, müssen wir das Herz und die Ehrlichkeit haben, nein! zu sagen. Dieses Nein! aber müssen wir, wenn wir auf das Lob eines guten Herzens Ansprüche machen wollen, jedesmal auf eine Weise sagen, welche die Bitterkeit desselben mildern, und den Bittenden überzeugen kann, dass wir es nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus Mangel an Kraft und Vermögen aussprechen. Grausam und unmenschlich ist es, das Niederschlagende einer verweigernden Antwort durch Härte in Worten, Mienen und Geberden, für den, der sein Vertrauen und seine Hoffnung auf uns gesetzt hatte, noch drückender zu machen, als es durch sich selbst schon ist.

So, mein Sohn, kommt man nach und nach, durch vielfältige Uebungen, zu der, jedem Menschen überhaupt, ganz besonders aber jedem Geschäftsmann nöthigen Fertigkeit, nach Grundsätzen und planmässig zu handeln. Wehe dem, der in einen Wirkkreis von beträchtlichem Umfange gesetzt wird, ohne diese Fertigkeiten erworben zu haben! Sein eigenes Loos und der Fortgang seiner Geschäfte können nicht anders, als sehr traurig ausfallen. Und nun genug für heute! Morgen werde ich Dir mit solchen Erfahrungen und Rathschlägen an die Hand gehen, welche Dir bei der Wahl Deines Berufs zu Statten kommen können.

Mit diesen Worten stand er auf, und ging, von seinem Sohne geführt, unter frohen Empfindungen, beim Anschauen des gestirnten Himmels, zurück zu seiner ländlichen Wohnung. — —

Aus:

Väterlicher Rath für meine Tochter.

Erster Theil:
Aufgeklärte Religionsbegriffe.

Die zweite Art von Erkenntniss, worüber Du, mein Kind, wie jeder andere Mensch, einer Aufklärung bedarfst, sind die Wahrheiten der Religion. Eine Sache, die Dich so nahe angeht, die auf Dein Wohlverhalten, die auf Deine Ruhe und Zufriedenheit im Leben und Sterben einen so entscheidenden Einfluss haben kann, muss Dir nothwendig wichtig sein, muss Deinen Forschtrieb stark an sich ziehen, und so lange festhalten, bis Du Wahrheit und Trug unterscheiden gelernt haben und zu einer Gewissheit darüber gelangt sein wirst, die von den Meinungen und Urtheilen anderer Menschen unabhängig ist. Wäre die christliche Glückseligkeitslehre noch das, was sie in dem Munde ihres weisen Stifters war, so würde dieses Geschäft der eigenen Prüfung bald gethan sein, und der einfältigste Verstand würde eben so gut, als der Scharfsinn des gelehrten Untersuchers, damit zu Stande kommen können. Denn da brauchte man jede dazu gehörige Lehre, nach dem Rathe unseres Herrn und Meisters, nur an den Prüfstein der Ausübung der eigenen Erfahrung zu halten, brauchte nur darauf zu achten, ob die Annahme und Befolgung derselben uns wirklich besser, zufriedener und glücklicher machen würde, und man würde dadurch bald inne werden, ob diese Lehren von Gott, dem Urquell alles Wahren und Guten, oder von irrenden und täuschenden Menschen herrühren. Allein

wisse, Tochter! dass diejenigen, durch deren Mund und Feder dieser Schatz von Erkenntniss durch achtzehn lange und grösstentheils sehr finstere Jahrhunderte bis zu uns fortgepflanzt wurde, ihren Mitmenschen das Glück, die Wahrheit in ihrer liebenswürdigen Einfachheit und in dem ihr eigenthümlichen reinen Lichte zu erblicken, beneidet haben. Man hat uns jene einfachen, sich durch sich selbst beweisenden und empfehlenden Sätze in ein so künstliches Gewebe von unfruchtbaren Grübeleien und Spitzfindigkeiten versteckt, dass es dem blossen Menschenverstand, von Schulgelehrsamkeit entblösst, überaus schwer werden muss, sie daselbst zu erkennen, noch schwerer sie von den damit durchwebten menschlichen Zusätzen abzusondern, um sie wieder in ihrer ursprünglichen Einfachheit, Wahrheit und Wohlthätigkeit zu besitzen und anzuwenden. Das ist es, was die Erlernung der Gotteslehre und die Bemühung, zu einer eigenen, festen Ueberzeugung davon zu gelangen, aus einem leichten Geschäfte des Herzens und des gesunden Menschenverstandes zu einer schweren und für viele Menschen misslichen gelehrten Arbeit gemacht hat.

Du, mein Kind, hast weder Zeit noch Beruf, Dich auf gelehrte Forschungen einzulassen; der Vortheil, der Dir daraus erwachsen könnte, würde immer klein und zweideutig, der Nachtheil hingegen gross und unvermeidlich sein. Gleichwohl muss auch Dir, wie jedem anderen Menschen, ungemein viel daran liegen, in einer für Dein ganzes gegenwärtiges und künftiges Leben so sehr wichtigen Angelegenheit zu etwas Gewissem zu gelangen, und Deine Ueberzeugungen auf einen Grund zu bauen, den weder die Scheingründe des Unglaubens, noch die Schreckbilder des Aberglaubens jemals wankend zu machen vermögen. Wie willst Du das denn nun anfangen? Vernimm mei-

nen Rath hierüber, und traue es meinem väterlichen Herzen zu, dass ich ihn Dir nicht geben würde, wenn ich nicht vollkommen überzeugt wäre, dass die Befolgung desselben Dir wohlthun werde.

Es kommt hierbei auf Zweierlei an. Man muss zuvörderst die wesentlichen und wirklich heilbringenden Wahrheiten der Gotteslehre oder Religion von dem, was die Menschen hinzugethan haben zu unterscheiden suchen; dann aber auch zweitens das, was nun wirklich göttliche Wahrheit ist, nach seinem ganzen anwendbaren Umfang nicht nur kennen lernen, sondern auch durch öftere Betrachtungen darüber seiner Seele recht geläufig machen, sich dafür erwärmen, es aus einer blossen Erkenntniss in bleibende und wirksame Grundsätze für das Leben verwandeln. Das Erste wirst Du, ohne alle Gefahr eines beträchtlichen Irrthums, bloss durch Anwendung folgender Regeln bewirken können.

1. Alles, was Dir, nach redlicher Anstrengung aller Deiner Seelenkräfte und nach sorgfältiger Anwendung aller Dir zu Gebote stehenden Mittel der Belehrung, dennoch unverständlich bleibt oder in einen wirklichen Widerspruch mit anderen völlig ausgemachten Wahrheiten der Vernunft und der Religion steht, das gehört nicht zur Religion, wenigstens nicht zu Deiner Religion und Du bist berechtigt, es davon auszuschliessen. Denn kein Mensch ist verpflichtet, Etwas zu erkennen, was er nicht erkennen kann, oder Etwas anzunehmen, was anderen für gewiss erkannten Wahrheiten widerspricht. Dieser Satz leidet keine Ausnahme.

2. Alles, worüber Diejenigen, welche der Gottesgelehrsamkeit ihr ganzes Leben gewidmet haben, unter sich selbst uneins sind, worüber sie sich zanken, anfeinden und verfolgen, das gehört nicht zur Religion, wenig-

stens nicht zu der Religion, welche Christus uns gelehrt hat und die in allen ihren Theilen nicht nur Ueberzeugung mit sich führt, sondern auch Frieden, Eintracht und Duldsamkeit einflösst. Wie könnte dem blossen Laien zugemuthet werden, dass er heller sehe als seine Führer? Wie könnte man von jenem Ueberzeugung verlangen in Dingen, welche diesen selbst noch nicht ausgemacht sind? Wie könnte Etwas ein Theil des Evangeliums, das ist einer frohen, beseligenden Verkündigung sein, was die Menschen zänkisch, hart, lieblos und verfolgungssüchtig macht?

3. Alles, was keinen Einfluss auf unser Leben und auf unsere Handlungen hat, was weder zur Verbesserung und Veredelung noch zur Beglückung der Menschen taugt, das gehört nicht zur Religion, als welche in allen ihren Theilen eine Lehre zur Tugend und Glückseligkeit sein soll. Diesen Prüfstein der Echtheit und Göttlichkeit der Religionswahrheiten hat uns Christus selbst hinterlassen. — —

Vor Allem ehrenvoll für Campe war der Auftrag, der an ihn, damals Feldprediger bei dem Regiment des Prinzen von Preussen, erging, für den Sohn des Kronprinzen einen Erziehungsplan auszuarbeiten. Wir sind in der Lage, nach einem noch vorhandenen Concepte den Entwurf mittheilen zu können.

Erziehungsplan

für das auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preussen zu erziehende Kind.

Man setzt voraus, dass die Bestimmung eines so vielbedeutenden Kindes keine geringere sei, als die, auf der militärischen und politischen Schaubühne einst eine

grosse Rolle zu spielen. Man glaubt daher, dass der Hauptzweck bei dieser Erziehung sein müsse:

1. in dem Herzen des Kindes einen unzerstörbaren Grund von Moralität, Gewissenhaftigkeit und Menschlichkeit zu legen;
2. es an Leib und Seele gegen alle Ungemächlichkeiten, Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Lebens so viel als möglich abzuhärten, um es vor aller Weichlichkeit und vor zu grosser Empfindlichkeit zu verwahren;
3. seine körperlichen und geistigen Kräfte im genauen Ebenmaasse zu entwickeln, zu üben und zu stärken, damit es im gleichen Grade an Leib und Seele stark, gewandt, muthig und geschickt werden möge;
4. ihm nach und nach in gehöriger Ordnung und mit Beiseitesetzung aller pedantischen Schulgelehrsamkeit diejenigen Sprachen und Wissenschaften mitzutheilen, welche zu seiner künftigen Bestimmung nothwendig oder nützlich sind.

 Diese scheinen zu sein:

 a) die französische } Sprache;
 b) die englische } Sprache;
 c) die italienische } Sprache;
 d) einige Kenntnisse der lateinischen Sprache, des allgemeinen Vorurtheils wegen, es müsste denn sein, dass Se. Königl. Hoheit zu befehlen geruhten, dass man auf dieses Vorurtheil keine Rücksicht nehmen solle.
 e) Die Geschichte, Geographie und Statistik überhaupt und ganz besonders die Geographie des deutschen Vaterlandes und aller daranstossenden oder zunächst gelegenen Länder.
 f) Die Geschichte und zwar erstlich die alte,

dann vorzüglich die neuere, dann ganz vorzüglich die Geschichte der preussischen und brandenburgischen Staaten.

g) Viel Mathematik, der künftig zu erlernenden Taktik und Kriegsbaukunst wegen; und aus eben der Ursache auch einige Uebungen in der Zeichenkunst.

h) Die schönen Wissenschaften, zur Bildung seines Geschmacks.

i) Das Gemeinnützigste und Interessanteste aus der Naturhistorie, in Verbindung mit dem Religionsunterrichte.

k) Zuletzt einiges Studium der Philosophie, so weit es nämlich nöthig ist, um die Gründe der Staatsklugheit einsehen und beurtheilen zu können.

Die Hauptsorge des Erziehers muss nun dahin gehen, dass die junge Seele des Kindes nicht mit zu vielerlei Kenntnissen auf einmal überhäuft werde, sondern dass er zu jeder Zeit das rechte Maass treffe, und auf alle Weise verhüte, dass ihm das Lernen zur Last und zum Ekel werde. Aus dieser Ursache muss er langsam und Schritt vor Schritt zu Werke gehen, und vornehmlich in den ersten beiden Jahren mehr vorbereiten, als schon wirklich aufbauen wollen.

Die in diesen beiden nächsten Jahren vorzunehmenden Beschäftigungen, Uebungen und Unterweisungen scheinen sich auf folgende Punkte einzuschränken.

1. Muss der Erzieher, bevor er irgend etwas anderes vornimmt, sich die Liebe, das Zutrauen und die bereitwilligste Folgsamkeit des Kindes zu erwerben und sie nachher immer zu erhalten suchen.

2. Muss er dafür sorgen, dass das Kind immer auf eine angenehme und so viel möglich nützliche Weise unterhalten werde.
3. Muss er täglich, um es an jede Witterung zu gewöhnen, es in die freie Luft führen, im Sommer täglich sich mit ihm baden, im Winter aber seinen ganzen Leib waschen lassen. [Sobald das Alter und die Kräfte des Kindes es erlauben, muss er es mit der gehörigen Vorsicht schwimmen lehren, worin er selbst sowohl als auch sein Begleiter eine ungewöhnliche Fertigkeit besitzt.]
4. Ausser den Promenaden und Spielen werden täglich zwei Stunden den Leibesübungen gewidmet, die eine mit Hülfe eines Tanzmeisters, die andere, indem man selbst allerlei Uebungen im Laufen, Springen, Exerciren etc. veranstalte, wobei zugleich die französische Sprache auf eine unmerkliche Weise eingeflösst werden kann. Könnte man eine Wohnung mit einem Garten haben, so würde die Bequemlichkeit zu solchen Leibesübungen und Spielen um so viel grösser sein.
5. In Ansehung der fremden Sprachen muss in diesen zwei Jahren keine andere, als allein die französische und zwar anfangs bloss als Muttersprache durch Plaudern und Spielereien erlernt und das Grammatikalische derselben bis auf ein reiferes Alter verschoben werden. Wenn der Lehrer sich das Ansehen giebt, dass er selbst ganz und gar kein Deutsch versteht, von Anfang an nichts als Französisch redet und dem Verstande des Kindes nur durch Pantomime und sinnliche Zeichen zu Hülfe zu kommen sucht: so wissen wir, aus einer vielfältigen Erfahrung, dass man in einigen Mona-

ten es dahin bringen könne, dass das Kind das Meiste von dem, was man sagt, versteht und selbst anfängt sich in eben derselben Sprache auszudrücken. — Auf eben diese Weise werden nach einigen Jahren auch die übrigen zu erlernenden Sprachen, eine nach der anderen, erst wie die Muttersprache durch Plaudern, dann grammatikalisch gelehrt.

6. Indem man aber, nach dieser Methode, Sprachkenntniss mitzutheilen sucht, bestrebt man sich zu gleicher Zeit dem Kinde richtige Begriffe über die nächstliegenden Dinge im gemeinen Leben und in der Natur beizubringen, indem man ihm diese Dinge, wenn es immer möglich ist, in der Natur selbst, und, wenn dieses nicht gleich möglich ist, in Bildern zeigt und erklärt. Alle vorbereitenden Kenntnisse aber, welche dem Kinde in den nächsten beiden Jahren nöthig sind, können ihm durch Vorzeigung und Erklärung der Basedow'schen Elementarbilder beigebracht werden.

7. Sobald das Kind die nächsten Gegenstände der Natur, der Kunst und des gemeinen Lebens kennt, fängt der Lehrer an, ihm auf eben dieselbe Weise diejenigen Vorbegriffe mitzutheilen, welche erst gehörig entwickelt sein müssen, ehe man die Erdbeschreibung lehren kann, die, meiner Meinung nach, die erste unter allen Wissenschaften ist, mit der man anfangen muss. Zu diesen Vorbegriffen gehören zum Exempel die Fragen: was Flüsse, Ströme, Seen, Meere, Meerengen, Meerbusen, Inseln, Halbinseln, festes Land, Grenzen u. s. w. sind? Was man Osten, Süden, Westen und Norden nennt? Wie man grosse Gegenstände, ja ganze Länder,

durch Hülfe des verjüngten Maassstabes, im Kleinen abbildet? Was eine Monarchie, Aristokratie, eine Republik u. s. w. sind?

8. Sind diese Vorbegriffe gehörig entwickelt und anschaulich gemacht worden: so nimmt der erste geographische Cursus seinen Anfang, indem der Lehrer
 a) einen Abriss des Gartens oder Hofraums macht, und das Kind eine Zeit lang übt, jeden Fleck desselben, den man ihm in der Zeichnung anweiset, in der Natur sogleich zu finden;
 b) ebenso mit dem Grundriss der ganzen Stadt, dann der ganzen Gegend verfährt; und endlich
 c) wenn das Kind hierdurch hinlänglich geübt worden ist, ein Land nach dem anderen und zwar dergestalt mit ihm durchgeht, dass er nur sehr wenige Namen von Städten und Flüssen nennt, aber desto mehr Angenehmes und Unterhaltendes von dem Eigenthümlichen eines jeden Landes und seiner Bewohner erzählt. —

9. In eben dieser ersten Periode der Kindheit füllt der Lehrer manche halbe Stunde mit Erzählungen solcher — wahren oder erdichteten — Geschichten und solcher Merkwürdigkeiten aus der Naturhistorie aus, welche dem Kinde vollkommen verständlich und zugleich unterhaltend sind.

10. Zwei von einander getrennte halbe Stunden werden täglich dem deutschen Lesen gewidmet und nur dann erst, wenn das Kind hierin zu einiger

Fertigkeit gelangt ist, fängt man an, es auch französisch lesen zu lehren.

11. Auf gleiche Weise werden täglich zwei von einander getrennte halbe Stunden auf die Schreibekunst verwandt, auch nach und nach spielend der Anfang im Zeichnen gemacht.

12. Erst nach Verlauf eines Jahres flösst man dem Kinde spielend das Ein mal Eins ein und lässt hierauf die vier Rechnungsarten folgen. In eben diesem zweiten Jahre kann man auch schon einige Vorbereitungen zu dem künftigen mathematischen Unterrichte eintreten lassen, indem man nämlich dem Kinde verschiedene mathematische Figuren bekannt macht und es übt, sie nachzumachen.

13. Der Religionsunterricht wird in dieser ersten Periode der Kindheit nicht nach festgesetzten Stunden, auch nicht mit dem Buche in der Hand gegeben: beides würde dem Kinde einen Widerwillen dagegen erwecken. Der Lehrer bemüht sich vielmehr bei seinen Spaziergängen und bei rührenden Veranlassungen, dem Kinde Ehrfurcht und Liebe gegen das höchste Wesen einzuflössen und es nicht papageienmässig, durch Nachplaudern auswendig gelernter Worte, sondern mit wirklicher Empfindung und aus dem Herzen beten zu lehren.

14. Endlich beobachtet der Erzieher mit der äussersten Sorgfalt jede kleine Charakteräusserung des Kindes, um jedem unsittlichen Auswuchse vorzubauen; giebt ihm selbst ein beständiges Beispiel von Sanftmuth, Billigkeit, Ordnung, Mässigkeit, Gerechtigkeit und Edelmuth und sucht ihm diese Tugenden, nicht durch vieles Predigen, denn das

würde fruchtlos sein, sondern durch öftere zweckmässige Uebungen einzuflössen.

Dies, wie mich dünkt, ist alles, was in den nächsten beiden Jahren mit dem Kinde vorgenommen werden muss. Sollte dieser kurze Entwurf so glücklich sein, Sr. Königl. Hoheit gnädigsten Beifall zu erhalten: so werde ich nicht ermangeln, Höchstdenenselben zu seiner Zeit auch die Fortsetzung dieses Erziehungsplanes unterthänigst zu Füssen zu legen. —

Zu einer Fortsetzung dieses Erziehungsplanes ist es nicht gekommen, da das Verhältniss Campe's zum preussischen Hofe sich bald wieder gelöst hat und zur Zeit der Wöllner'schen Verfinsterungsversuche selbst ein gespanntes geworden ist. Seit Xenophon's Cyropädie die Kunst zu herrschen an einem geschichtlichen Beispiel in Wahrheit und Dichtung dargelegt hat, hat es niemals in der Literatur an Schriften über Prinzenerziehung gefehlt, das vorige Jahrhundert ist besonders reich daran gewesen. Wir mögen es gleichwohl beklagen, dass jener Erziehungsplan Campe's einer Schöpfung gleicht, die nicht zum siebenten Tage gelangt ist. Campe's Charakter, der stets getragen wurde von den Ideen der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe, bürgt uns dafür, dass seine Prinzenerziehung in dem Worte des genialen Dichters sich zusammengefasst hätte, der den Himmel in sich trug, von dem er gezeugt hat: Um den Kühnsten zu bilden, bilde kühn! — [1]).

Es liegt die Frage nahe, wie sich Campe zu Pestalozzi gestellt hat, der seine pädagogische Heldenbahn bereits betreten hatte, als Campe auf der Höhe seines Ruhmes stand. Im Jahre 1805 hatte Campe sich ent-

[1]) Jean Paul's Levana S. 248.

schlossen nach Burgdorf zu reisen, um Pestalozzi's Elementarschule aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Reise selbst ist nie zur Ausführung gelangt. Dagegen findet sich in Campe's Papieren eine Notiz, aus welcher hervorgeht, dass seine Stellung vorerst eine zuwartende blieb. Campe war von einem Freunde aufgefordert worden, die Anstalt zu Buchsee öffentlich zu empfehlen. Bei aller Theilnahme für den „edlen Schwärmer" kann sich Campe dazu nicht entschliessen, die von Pestalozzi's Erziehungsweise gehofften Früchte schon jetzt zu brechen, da sie noch nicht reif seien. Nach Allem — schreibt Campe — was ich von dieser Lehrart und ihrer Wirkung in Erfahrung gebracht hatte und in Ihrem Berichte bestätigt fand, konnte ich nicht umhin zu besorgen, dass die darnach unterwiesenen Kinder in hohem Grade einseitige, beschränkte und nur maschinenmässig wirkende, folglich für die allermeisten Geschäfte des bürgerlichen Lebens nicht sehr brauchbare und für die höheren Grade der menschlichen Ausbildung und Veredelung beinahe verlorene Wesen werden müssten. Die Vollkommenheit und Brauchbarkeit des Menschen erwächst ja, wie wir Alle wissen, aus der gleichmässigen Ausbildung und Verstärkung aller seiner angebornen Fähigkeiten und Kräfte. So wichtig und nöthig es daher auch ist — wie wir Anderen, die man vor einigen Jahren noch, wenn man sie schelten wollte, die neuern Erzieher nannte, zu predigen nicht aufgehört haben —, die Anschauungsfähigkeit der Kinder auf alle Weise zu üben, zu schärfen und zu verstärken: so ist dieses doch nicht die einzige ihrer Fähigkeiten, welche bearbeitet und verstärkt werden muss. Der Mensch soll nicht bloss anschauen, sondern auch das Angeschaute vergleichen, darüber nachdenken und Folgen daraus hinleiten, welche

nicht unmittelbar durch die Anschauung selbst gegeben werden. Geht man nun aber vollends so weit in der Einseitigkeit der Anschauungsübungen, dass man die Kinderseelen ganze Tage, Wochen, Monate und Jahre hindurch grösstentheils nur auf die Betrachtung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers und einiger Linien und Figuren beschränkt: so werden sie zwar, was sie allerdings sein sollen, Spiegel werden, aber unthätige und beschränkte Spiegel, welche nicht Alles, was in ihre Sinne fällt, sondern nur dasjenige, was Bezug auf ihre gewöhnlichen Uebungsgegenstände hat, klar und bestimmt darstellen, aber auch selbst dieses nicht selbstthätig bearbeitet und zur Hervorbringung eigener, neuer und nützlicher Gedankenreihen anwenden werden. Was sollen uns solche Spiegel in der bürgerlichen Gesellschaft? Was sollen sie für sich selbst? Ferner wie Pestalozzi's Kinder nothwendig alle genau eine und eben dieselbe Hand schreiben lernen; so müssen sie auch, scheint es, alle, ihrer geistigen Ausbildung und ihren inneren Fähigkeiten nach, einander eben so ähnlich sehen, als ihre Handschriften. Ihre Seelen werden ja so unwiderstehlich in eine und ebendieselbe knappe Form eingezwängt, dass sie nothwendig alle eine und dieselbe Gestalt gewinnen müssen, es wäre denn dass etwa eine oder die andere mit ungewöhnlichen Naturkräften begabte die Form zerbrächen. Würde das aber ein Glück für die menschliche Gesellschaft sein, welche einer so grossen Mannigfaltigkeit an Kräften bedarf? —

Wir ersehen leicht, dass Campe an dem Anschauungs- und Sprachunterricht Anstoss nimmt, wie ihn Pestalozzi im „Buch der Mütter" an den menschlichen Körper geknüpft hat. Auch nach Campe hat man es gerügt, dass der grosse Schweizer sich hier in anatomische

Demonstrationen verliere, statt das Kind auf seine Umgebung zu leiten, da alles Leben nicht mit dem Wissen, sondern mit dem Thun beginnt. Auch Campe's Ausstellungen würden sich in dem bekannten Urtheil zusammengefasst haben: Vous voulez mechaniser l'education — das gegen jenes Paradoxon Pestalozzi's sich richtet, dass es eine Unterrichtsweise gebe, in welcher alle Fundamente des Wissens und Könnens so vereinigt seien, dass es genüge, wenn der Lehrer nur die Methode ihres Gebrauches erlerne, um sich und die Schüler zu den höchsten Unterrichtszwecken zu erheben. — —

Es erübrigt jetzt noch, auf den Plan einer grossen Schulencyclopädie einen Blick zu werfen. Campe hatte für dies so grossartig angelegte Unternehmen hervorragende Gelehrte gewonnen, darunter den genialen Georg Forster, den scharfsinnigen Beobachter von Natur- und Völkerleben, und Chr. Gottlob Heyne, den berühmten Begründer der echten Alterthumswissenschaft. Leider sollten gerade diese zwei Namen ersten Ranges dem Unternehmen verloren gehen, da Heyne, der nie ganz frei war von Missgunst und Herrschsucht, sich bald wieder zurückzog, und Forster sich bald darauf anschickte, einer Einladung der Kaiserin von Russland zufolge zum zweiten Male ins Südmeer zu schiffen [1]). Zwar die Auszüge aus den deutschen Classikern kamen nicht über den ersten Versuch hinaus, da Klopstock sich unzufrieden über die Art und Weise aussprach, wie man die Messiade gekürzt hatte; dagegen die Auswahl und Erläuterung der gelesensten römischen Classiker, von tüchtigen Schulmännern bearbeitet, verdient alles Lob. Campe ging dabei von folgenden Erwägungen aus:

[1]) Vergl. in Abschnitt VIII. die betr. Briefe.

1. Kein einziges der classischen Werke ist dazu gemacht, Kindern als das erste Lesebuch zur Erlernung der lateinischen Sprache in die Hände gegeben zu werden. Man sollte diese ehrwürdigen Denkmäler des Alterthums, voll hohen Geistes und Sinnes, nicht zu der Schmach verdammen, Joachim Langen's, grammatikalischen und streitsüchtigen Andenkens, elenden Gesprächen an die Seite gesetzt und zur Marter für die armen Knaben gemacht zu werden.

2. Man sollte also lateinische Elementarbücher, im rechten und eigentlichen Sinn des Wortes, verfertigen, um die Knaben, so lange sie Knaben sind, das ist bis in ihr zwölftes bis vierzehntes Jahr, damit hinzuhalten, und sie auf die künftige Lesung der classischen Autoren dadurch vorzubereiten. Solcher Elementarbücher müsste man wenigstens vier haben, jedes ungefähr 12 bis 16 Bogen stark, um vom achten bis zwölften, oder besser vom zehnten bis vierzehnten Jahre täglich eine Stunde damit auszufüllen.

3. Der Charakter dieser Elementarbücher, besonders des allerersten, müsste, bei aller Echtheit des lateinischen Ausdrucks, die grösstmögliche Simplicität im Styl und Inhalt sein. Letzterer müsste ganz der kindlichen Fassungskraft und den Bedürfnissen dieses Alters entsprechen; ersterer müsste mehr in kurzen leicht verbundenen Sätzen, als in periodischen Zusammensetzungen bestehen. Die Verbindung und Stellung der Wörter müsste in dem ersten dieser vier Elementarbücher, so viel der Genius der Sprache es nur immer erlaubte, sich der deutschen Wortverbindung nähern. In den folgenden drei Büchern wiche die lateinische Wortfügung nach und nach von der deutschen ab, und der Styl finge an, einigen Periodenbau, doch ohne schwere Verwickelung, zu

bekommen, so, dass der Uebergang von dem letzten dieser Bücher zu dem Auszuge aus einem der leichtesten Classiker, etwa aus dem Justin, nicht merklicher und schwerer wäre, als der Uebergang von dem einen dieser Elementarbücher zum anderen.

4. In Ansehung des Inhalts dieser Bücher dürfte noch Folgendes zu beobachten sein. Er müsste zwar nur von solchen Sachen handeln, welche dem Kinde nahe liegen, deren Kenntniss für dieses Alter schon gehört und ihm schon jetzt nützlich werden kann; aber da man nicht deswegen Latein lernt, um über die Gegenstände des häuslichen und bürgerlichen Lebens Lateinisch schwatzen zu können, sondern um die alten Schriftsteller und einen lateinischen Vortrag über wissenschaftliche Gegenstände zu verstehen, und erforderlichen Falls zu einem solchen Vortrage selbst geschickt zu sein: so müsste in diesen Elementarbüchern alles Detail von solchen Dingen, welche weder in den alten lateinischen Schriften vorkommen, noch in dem Umfange unserer Schulwissenschaften liegen, gänzlich vermieden werden. Also keine detaillirte Beschreibung und Nennung der einzelnen häuslichen Dinge und Geräthschaften, wozu uns, weil sie neueren Ursprungs sind, echtlateinische Namen und Ausdrücke fehlen; also auch keine Beschreibung und Erzählung der verschiedenen Werkzeuge und Verfahrungsarten unserer Künstler und Handwerker! Dinge dieser Art gehören vielmehr recht eigentlich in ein französisches Elementarwerk, weil bei diesem wirklich derjenige Zweck eintritt, den wir dort nicht anerkennen konnten, nämlich der, die Kinder, über alle Gegenstände des häuslichen und bürgerlichen Lebens Französisch plaudern zu lehren; und weil man in einer lebendigen Sprache, und zwar in der Sprache des Volks, welches einerlei Künste, auch unge-

fähr einerlei Sitten, Gebräuche und Verfassung mit uns hat, über solche Dinge plaudern kann.

5. Demzufolge müsste der Inhalt dieser Bücher, theils in solchen anthropologischen Kenntnissen, welche dem kindischen Alter angemessen sind, theils in solchen Beschreibungen natürlicher und häuslicher Dinge und Einrichtungen bestehen, wozu wir echtlateinische Wörter und Redensarten haben, und wovon in den Schriften der Alten gleichfalls die Rede ist, so, dass die Erlernung dieser Wörter und Redensarten für eine Vorbereitung auf die nachherige classische Lectüre gelten könnte. Das letzte Elementarbuch hingegen müsste, um sich an die alten Historiker anzuschliessen und darauf vorzubereiten, irgend eine merkwürdige und interessante Periode aus der neueren Geschichte beschreiben, welche für sich ein Ganzes ausmachte, und welche eine grosse Mannigfaltigkeit von solchen Gegenständen, Handlungen, Auftritten und Weltbegebenheiten darböte, als in den Schriften der Alten gleichfalls beschrieben werden.

6. Dieser Theorie zufolge müsste der Inhalt der vier Elementarbücher folgender Gestalt bestimmt werden. Der erste und zweite Theil enthielten anthropologische und Naturkenntnisse, nur dass man das Aufzählen vieler Thierarten, Pflanzen, Werkzeuge und anderer Gegenstände, welche den Alten zum Theil unbekannt waren, vermiede; dafür aber allerlei anderweitige, das menschliche Leben, die menschliche Wirksamkeit, unseren irdischen Wohnplatz, unser Wohl- und Uebelsein betreffende Kenntnisse einwebte, insofern dieselben sich mit echtlateinischen Wörtern und Redensarten ausdrücken lassen und für das kindische Alter gehören. Dazwischen müsste man, um für Mannigfaltigkeit und Interesse zu sorgen, leichte Fabeln, kleine Erzählungen und Gespräche

einweben, welche auf die jedesmaligen Gegenstände irgend eine Beziehung hätten. Der dritte Theil könnte in einer mit möglichster Sorgfalt verfertigten lateinischen Uebersetzung der zu diesem Behuf umgearbeiteten und für den lateinischen Ausdruck bequemer eingerichteten „kleinen Seelenlehre für Kinder“, und der vierte Theil in einer mit gleicher Sorgfalt bearbeiteten Uebersetzung des „Columbus“ bestehen.

7. Durch Hülfe dieser vier Bücher und durch Anwendung einer künftig zu beschreibenden zweckmässigen und durch Erfahrung bewährten Methode würden nun die Kinder innerhalb vier Jahren und indem man täglich nur eine einzige Stunde auf dieses Geschäft verwendete, ohne marternde Anstrengung und unter beständiger Einsammlung nützlicher Sachkenntnisse, ganz bequem so weit gebracht werden, dass sie einen mündlichen lateinischen Vortrag über solche Dinge, als in diesen Büchern vorkommen, verständen, ohne Schwierigkeit zur Lesung leicht geschriebener Classiker übergehen könnten, und dabei keiner anderen Mithülfe bedürften, als der, dass der Lehrer ihnen die vorkommenden schweren Stellen durch leichteres Latein erklärte.

8. Bevor aber die jungen Leute zur Lesung der classischen Autoren übergingen, müssten sie sich eine kleine, ihnen zu erklärende lateinische Grammatik, als den fünften Theil der lateinischen Encyclopädie, bekannt machen; welches nunmehr, da sie das grammatikalische Alter erreicht haben und Vieles schon ex usu wissen, keine grosse Schwierigkeit mehr machen kann. Auf die Grammatik folgte ein kurzer Unterricht in den Alterthümern, und weiter hin, wenn man zu den Dichtern schreiten wollte, ein Compendium der Mythologie. Und

nun träten die classischen Autoren ein, aber nicht ganz, sondern zweckmässig abgekürzt [1]). —

Campe liess ein solches Elementarbuch ausarbeiten, das dem Schüler die entsprechenden sprachlichen und sachlichen Kenntnisse zuführen sollte [2]). Ein Philologe von Fach, ein Schüler Heyne's, Professor Buhle zu Göttingen, führte sodann das Unternehmen in die gelehrte Welt ein [3]).

Die Ansichten Buhle's über die Verbesserung der Methode des Unterrichts in der lateinischen Sprache und Literatur sowie über die Bearbeitung der lateinischen Classiker für den Schulgebrauch verdienen noch heute alle Beachtung. Folgendes seine Ansichten und Vorschläge.

Bei der Erklärung der alten römischen Schriftsteller auf Schulen lässt sich nur ein dreifacher Zweck denken, worauf alles hinzielen muss: 1) dass die Schüler die lateinische Sprache, als Sprache, gründlich und vollständig lernen; 2) dass sie sich eine richtige Kenntniss des Geistes und der Manier der alten Schriftsteller erwerben, und diese zur Bildung und Verfeinerung ihres eigenen Geschmacks anwenden; 3) dass sie sich die mannichfaltigen wissenschaftlichen Notizen sammeln, die in ihren Werken enthalten sind.

Dieses vorausgesetzt, glaubt Buhle gleichwohl annehmen zu dürfen, dass auf den meisten Gymnasien, ungeachtet darin die classische Literatur einer der vorzüglichsten Gegenstände des Unterrichts ist, und oft ein grösserer Theil der bestimmten Zeit darauf gewandt wird,

1) Braunschw. Journal I, 261 ff.

2) Rizhaub, Elementarwerk zur leichteren Erlernung der lateinischen Sprache. 5 Bändchen.

3) Braunschw. Journal I, 270 ff.

als wegen der Menge anderer, eben so nothwendig zu erlernenden Kenntnisse darauf gewandt werden sollte, doch die Art und Weise, wie man sie betreibt, noch einer sehr grossen Verbesserung oder Vervollkommnung fähig sei. Denn wenn sie es nicht wäre, so lässt sich gewissermaassen nicht begreifen, warum gerade die wenigsten jungen Leute von dieser Gattung der Schulstudien, die doch so vorzüglich eifrig betrieben wird, diejenigen Früchte einernten, die sie eigentlich davon einernten sollten; warum eine gemeiniglich dürftige und mangelhafte Kenntniss der lateinischen Sprache die ganze Ausbeute ist, welche die meisten von der Schule mitnehmen; und warum endlich sehr Vielen nach geendigten Schuljahren zum grossen Nachtheil ihrer völligen Ausbildung ein gewisser Widerwillen gegen alte Literatur so eigenthümlich wird, dass sie, sobald sie angefangen haben, andere Wissenschaften zu bearbeiten, sich gar nicht mehr darum bekümmern mögen, wenn es auch ihnen an Musse und Veranlassung dazu nicht fehlt. Wenigstens kann hiervon die Ursache nicht immer in der Schwäche der Geisteskräfte oder der Trägheit und Unempfindlichkeit der jungen Leute liegen; sondern sie ist gewiss eben so oft in der planlosen, unzweckmässigen und verkehrten Methode zu suchen, die beim Unterricht in der Schule gewöhnlich befolgt wird.

Die ursprüngliche Anlage pflegt immer diese zu sein, dass der Unterricht stufenweise vom Leichteren zum Schwereren fortgehen soll, und dass in den niederen Classen nur solche Schriftsteller gelesen werden, die man mit Wahrheit oder nach einem Vorurtheil für die verständlichsten hält; und in den höheren wiederum andere, bei denen grössere Schwierigkeiten des Inhalts sowohl als der Sprache anzutreffen sind. An und für sich gründet

diese Idee einen sehr guten und lobenswürdigen Unterweisungsplan; es kommt aber natürlicherweise alles darauf an, wie sie in Ausübung gebracht wird, weil hierin eben die wichtigsten Fehler begangen werden können. Und so ist es denn auch wirklich am häufigsten der Fall, dass die Schriftsteller, welche zuvörderst in den niederen Classen erklärt werden, gar nicht so gewählt sind, wie es das Maass der Fähigkeiten und die Bedürfnisse der Knaben erfordern. Es giebt überhaupt schwerlich einen alten Schriftsteller, der sich so leicht, so natürlich, so gemeinfasslich ausdrückte, dass ein Knabe nicht erst eine ansehnliche Reihe von Hindernissen überwinden müsste, um ihn zu verstehen; im Gegentheil ist der Vortrag der meisten so beschaffen, dass der Knabe, ehe er zum Verständniss derselben gelangt, ermüdet wird, und mit der Ermüdung seinen bei der Flüchtigkeit des kindischen Alters ohnehin geringen Eifer für die Sache gänzlich verliert.

Um dieses zu beweisen, beruft sich Buhle auf die sogenannten Schulautoren, die dazu bestimmt sind, dass aus ihnen die erste Wörterkenntniss auf den Schulen gelernt werden soll. Nach seiner Annahme gehören zu der Zahl derselben die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos, der Auszug des Justins aus dem Trogus Pompejus, die Briefe des Cicero an seine Freunde, das Compendium römischer Geschichte von Eutropius, die Schilderung der Feldzüge Alexander's des Grossen von Curtius u. A. Eins von diesen Büchern hat gewiss allemal jene Bestimmung. Jeder, welcher diese Schriftsteller nachher in reiferen Jahren, und mit vollständigen Sachkenntnissen ausgerüstet, gelesen hat, wird bei einigem Nachdenken eingestehen müssen, dass sie zu nichts weniger als zu Elementarbüchern der

lateinischen Sprache tauglich sind. Cornelius Nepos ist kein leicht verständlicher Schriftsteller von Seiten der Sprache; das lehrt schon die gedrungene Kürze seines Ausdruckes. Warum man ihn für so leicht hält, rührt wohl daher, weil alle seine Biographien nach einem Leisten gemodelt sind, und alle auf eine sehr simple einfältige Art anfangen. Noch schwerer aber ist er in Rücksicht auf den Inhalt. Wie ist es möglich, dass Knaben mit Nutzen Lebensbeschreibungen lesen können von einzelnen grossen Männern, die an der Spitze der Völker standen, unter welchen sie lebten, die an den vornehmsten öffentlichen Begebenheiten den stärksten Antheil hatten, und deren Privatgeschichte in den Zustand der Verfassung und in die Beschaffenheit der Verhältnisse ihres Staates auf das Innigste verwebt ist, ohne vorher mit der Geschichte der Zeit, in welcher sie lebten, und mit Alterthumskunde überhaupt sich schon beschäftigt zu haben? Der Lehrer kann der Unwissenheit des Knaben durch seine Erklärung nicht zu Hülfe kommen; er müsste sich sonst zu lange bei jeder einzelnen Stelle verweilen, da ihn überdies Erläuterung der Sprache, die, so lange er Knaben unterrichtet, sein vornehmstes Augenmerk sein muss, lange genug aufhält.

Mit dem Justin ist es eben so. Nicht zu gedenken, dass seine Geschichte ein gar trockener und mangelhafter Auszug aus einem ohne verhältnissmässigen Plan, und ohne sorgfältige historische Kritik angelegten grösseren Werke des Trogus ist: so enthält sie auch sehr viel Fabeln, Ungereimtheiten und anstössige Erzählungen; erfordert zum Verständniss, da sie als ein Stück von Universalhistorie betrachtet werden muss, und also mancherlei Gegenstände umfasst, mehr Nebenkenntnisse, als bei den Knaben vorausgesetzt, oder von dem Lehrer unter

den Umständen beigebracht werden können, und ist aus diesem Grunde zur ersten Lectüre im Lateinischen nicht zweckmässig. Dass die Briefe des Cicero an seine Freunde gar nicht zu diesem Behufe dienen, darüber wird kein Kenner den Beweis von mir verlangen, eben so wenig, als ein sachverständiger Schulmann die trockene Skizze des Eutropius von der römischen Geschichte, und die Erzählung der Thaten Alexander's des Grossen von Curtius zum ersten Gebrauche empfehlen möchte; jene nicht, weil sie einen lebhaften Knaben nicht interessirt, und eben wegen ihrer Kürze dunkel und unverständlich ist; diese nicht, weil gerade der blendende, bilderreiche Styl des Curtius einen noch ungebildeten Geschmack am leichtesten verführen kann, und ein Lobredner nie ein guter historischer Erzähler ist.

Auch die Wahl der Schriftsteller, die in den höheren Classen gelesen werden, ist jenen angegebenen Zwecken nicht völlig angemessen; wenn sich gleich im Ganzen weniger dagegen erinnern lässt. Man pflegt da einige Bücher des Livius, des Tacitus, irgend ein paar philosophische Schriften des Cicero zu erklären, und krönt am Ende die Arbeit durch Erläuterung der Oden des Horaz, der Metamorphosen des Ovid, und der Eklogen oder der Aeneis des Virgil. Wie viel nun hierdurch, sowohl für die Kenntnisse der Sprache, als der alten römischen Literatur und Alterthumskunde überhaupt, gewonnen wird und gewonnen werden kann, ist leicht abzusehen.

Gesetzt nämlich, dass die bisherige Auswahl der Schulautoren auch untadelhaft wäre: so ist doch ihre Zahl viel zu beschränkt und zu klein, als dass durch Erklärung derselben den Absichten, warum alte römische

Literatur auf Schulen getrieben werden muss, ein Genüge geschähe. Sie ist erstlich zu klein, weil die Schüler aus ihnen sich keine einigermaassen vollkommene Kenntniss der Sprache erwerben können. Wer im gemeinen Leben sich nur in einem kleinen, und zwar immer in einem und eben demselben Cirkel von Menschen aufhält, nur diesem seine Ideen mittheilt und gegen die seinigen austauscht, lernt auch nur die Sprache und die Denkungsart dieses Cirkels kennen; versetzt ihn der Zufall einmal in eine andere Gesellschaft, wo in Rücksicht auf die Art zu denken und die Manier des Ausdrucks ein anderer Ton herrscht: so wird er sich gleich als Fremdling fühlen, und die Absichten vielleicht gar nicht, oder doch in weit geringerem Grade erreichen, die er darin zu erreichen hoffte. Bloss der Umgang mit Menschen aus allen Ständen, von verschiedenem Alter, von mannichfaltigen Charakteren u. s. w. giebt uns erst jene Gewandtheit, vermöge deren wir uns überall zu finden wissen, und die das sicherste Mittel ist, von einer jeden neuen Bekanntschaft den rechten Nutzen zu ziehen. Gerade so geht es auch bei der Erlernung einer fremden Sprache, der wir darum unseren Fleiss widmen, um mit den Schriftstellern, die darin schreiben, uns zu unterhalten, und ganz in ihre Ideen einzudringen. Wer in der Schule nur einige wenige lateinische Schriftsteller studirt hat, kennt auch nur den Ideengang dieser, und das Colorit, welches sie ihren Ideen gaben; geht er nachher zu anderen über, die auf eine andere Weise denken und sich ausdrücken: so stösst er auf neue unerwartete Schwierigkeiten, ohne gleich zu wissen, wie sie zu heben sind, weil sie in der Schule nicht vorkommen. Erst durch mühsames Privatstudium und mit weit grösserem Zeitverlust lässt sich diese Lücke des

jugendlichen Unterrichts ausfüllen, und wie selten kann sie noch wirklich ausgefüllt werden?

Die Zahl der Schulautoren ist zweitens zu klein, um den Schülern eine richtige und vollständige Einsicht in die classische Literatur überhaupt beizubringen. Da der kleinste Theil von denen, welche sich auf den Gymnasien zum Gelehrtenstande vorbereiten, in der Folge alte Literatur zum Hauptgegenstande seiner Studien macht, und der andere, bei weitem grössere, nicht Musse oder Interesse genug dafür hat: so muss billig darauf gedacht werden, die Kenntniss, welche sich auf den Schulen davon mittheilen lässt, so ausgebreitet als möglich zu machen. Die Wenigen ausgenommen, welche sich zu eigentlichen sogenannten Philologen bilden, können die meisten, wenn sie die Schule verlassen haben, sich bei ihren akademischen Studien und hernach bei ihren Amtsarbeiten wenig mehr mit alter Literatur beschäftigen, und daher schränken sich ihre Kenntnisse davon gemeiniglich auf das ein, was sie in der Jugend fassten. Wer hieran zweifelt, frage nur die meisten Prediger, Rechtsgelehrten und Aerzte, wie viele Fortschritte sie seit ihren Schuljahren in der alten Literatur gemacht haben, und ob sie nicht vielmehr seit der Zeit darin zurückgekommen seien? Bei dem Umfange, den unsere Wissenschaften jetzt haben, bei dem unaufhörlichen Zuwachse der einheimischen Nationalliteratur, um die sich doch ein Jeder am ersten zu bekümmern pflegt, und bei den Geschäften und Pflichten, die einem Jeden nach seinem Verhältnisse in der Gesellschaft obliegen, ist es auch nicht wohl möglich, das, was etwa in der Jugend hierbei versäumt ist, noch nachzuholen. Wenigstens gehört ein ausserordentlicher Kopf und ungewöhnliche Wissbegierde,

oder eine Lage des Lebens dazu, die einen ganz ungestörten und freien Umgang mit der Muse erlaubt; und wie einzeln die Fälle sind, wie diese Umstände zutreffen, lehrt die Erfahrung.

Da also der grösste Theil der Zöglinge auf Schulen nur seine gegenwärtigen Jugendjahre dem Studium der alten römischen Literatur zu widmen pflegt und widmen kann, so ist der Wunsch sehr gerecht, dass auch beim Schulunterricht alles gethan werde, um die Kenntniss davon möglichst zu erweitern und zu vervollkommnen. Dass aber für dies unstreitige Bedürfniss durch die kleine Reihe der Schriftsteller, die auf Schulen gewöhnlich erklärt werden, nicht gesorgt ist, bedarf jetzt wohl keines weiteren Beweises; oder man müsste glauben, dass derjenige richtige Begriffe von römischer Literatur habe, der etwa vom Cornelius Nepos ein paar Lebensbeschreibungen, vom Justin, vom Livius, vom Tacitus ein paar Bücher gelesen hat, und sich überdies vielleicht noch den Horaz oder Virgil hat vorübersetzen oder voranalysiren lassen.

Man stelle sich Knaben vor, die einen planmässigen Unterricht im Lateinischen und in der alten römischen Literatur erhalten sollen, etwa von ihrem sechsten Jahre an. Hier kann man zuvörderst sicher darauf rechnen, dass ein paar Jahre hingehen, ehe sie das Lesen recht lernen und die ersten deutlichen Begriffe der Grammatik fassen. Man merke wohl, ehe sie deutliche Begriffe der Grammatik fassen; denn wenn sie die blossen Namen derselben lernen sollen, was man gewöhnlich in den unteren Classen allein beabsichtigt, so kann das freilich in weit kürzerer Zeit bewirkt werden. Zu diesen ersten grammatischen Begriffen, womit die Knaben vor allem anderen vertraut gemacht werden müssen, gehören aber nur die

wesentlichen Formen und Regeln der Declinationen und Conjugationen der Wörter; nichts von der Syntaxis. Erst vom achten bis zum zwölften Jahre müssen die Knaben zur Kenntniss der Sprache selbst angeleitet werden. Dieses kann nun erstlich dadurch geschehen, dass man sie Wörter auswendig lernen lässt, was nicht so ungereimt ist, wie Einige es ansehen; es kömmt nur darauf an, dass man jedes Wort, welches der Knabe lernen soll, ihm auf gewisse Art interessant zu machen weiss. Zweitens auch und noch besser kann es dadurch geschehen, dass man sie anfangs leichte, einfache lateinische Sätze erklären lässt, und sie dabei auf den Sinn jedes Worts, auf die grammatische Form desselben und auf die Stelle, welche es in dem Satze einnimmt, aufmerksam macht. Von den simpeln Sätzen geht man dann nach und nach zu complicirteren fort und entwickelt diese immer auf dieselbe Weise, so dass man bei einer längeren Periode auch noch den Zusammenhang der einzelnen Redetheile, und die dadurch bewirkte Verbindung der Gedanken genauer zeigt.

Sind die Knaben so weit gekommen, dass sie eine ganze Periode ohne grosse Schwierigkeiten fassen und verstehen können, dann mag man anfangen, mit ihnen ein zusammenhängendes lateinisches Buch zu lesen. Nur nehme man dazu keinen alten classischen Schriftsteller; es ist keiner, der dazu leicht genug wäre, und der Lehrer, der damit den Anfang der Lectüre macht, erschwert sich selbst und seinen Zöglingen die Sache unendlich. Uebrigens versteht es sich von selbst, dass auch bei den ersten lateinischen Lesebüchern eine Stufenfolge beobachtet werden muss; dass man zuerst leichtere und hernach immer schwerere nehme, und dass in eben dem Verhältnisse auch die Beschaffenheit des Inhalts den Be-

dürfnissen und Fähigkeiten der Knaben entsprechen müsse. Am besten scheint es, zum Inhalte dieser Lesebücher die alte Geschichte zu wählen, und darin die vornehmsten Begebenheiten in einem natürlichen leichten Erzählungstone und in einem fasslichen Zusammenhange vorzutragen. Dann würde die Lesung derselben als Vorbereitung zum Studium nicht nur der römischen Historiker, sondern aller classischen Schriftsteller überhaupt dienen. Nach dieser Vorbereitung hätte der Knabe wenigstens Sprachkenntniss genug, um den Uebergang zur Lesung der Classiker machen zu können. Wenn man nun rechnet, dass die meisten in ihrem achtzehnten, neunzehnten Jahre die Schule verlassen, so bleiben etwa fünf bis sechs Jahre übrig, wo eigentliche alte Literatur getrieben werden kann. Ferner wird in eben diesem Alter schon die Erwerbung einer grossen Menge anderweitiger Kenntnisse nothwendig, die einen beträchtlichen Theil der für den Schulunterricht festgesetzten Zeit für sich fordern, und daher können wöchentlich wohl kaum mehr als zehn Stunden dem Lesen lateinischer Schriftsteller gewidmet werden. Bei dieser Kürze der Zeit ist es aber unmöglich, die Jugend mit der Sprache, dem Geiste und dem Inhalte auch nur der vornehmsten und wichtigsten römischen Classiker hinlänglich bekannt zu machen, sobald man sie *ganz* mit ihnen lesen will; selbst ist es dann unmöglich, wenn auch nichts weiter geschieht, als dass der Lehrer sie nur übersetzen lässt, ohne sich auf Erklärung, weder der Sprache, noch des Inhalts, einzulassen. Es bleibt also hier nichts anderes übrig, als eine nach gewissen Zwecken geordnete Sammlung der römischen Classiker zu besorgen, wo bei jedem so viel abgekürzt ist, als abgekürzt werden muss und darf, damit der Schüler so viel Zeit gewinne, als möglich, und auch

nichts verliere, was für ihn von wesentlichem Nutzen sein kann.

„Also eine neue Sammlung von Ausgaben der römischen Classiker wie die in usum Delphini," wird man hier einwerfen, „die doch bekanntlich der humanistischen Literatur so viel Schaden gethan hat, und die gegenwärtig bei allen vorzüglichen Eigenschaften, welche man ihr zum Theil nicht absprechen kann, doch nicht brauchbar ist, weil sie nur Bruchstücke der alten Autoren enthält? — Wozu neue Ausgaben, worin die Autoren abgekürzt, oder, wie es heissen sollte, verstümmelt sind! Könnte der Lehrer nicht die Stellen selbst ausheben, die er zur Lection nützlich und dienlich findet, und sind gerade besondere Ausgaben nöthig, worin nur solche aufgenommen sind? Muss man, um den Charakter eines alten Schriftstellers von der rechten Seite kennen zu lernen, ausser dem guten Theile seiner Werke, nicht auch den schlechten lesen? Oder wird der sich eine richtige Idee z. B. vom Ovid, vom Horaz machen können, dem jede unehrbare oder schmutzige Stelle vorenthalten ist?"

Alle diese Einwürfe, und mehr dergleichen, die sich leicht erdenken lassen, haben nur beim ersten Blick und bei einer gewissen Eingenommenheit gegen die Sache etwas Scheinbares, können aber ohne grosse Mühe aus dem Wege geräumt werden. Es fragt sich erstlich, haben die Ausgaben in usum Delphini wirklich geschadet und wodurch? Ich weiss für mein Theil keine andere nachtheilige Folge derselben, als dass sie etwa in dem Zeitalter, wo sie erschienen, andere vollständige Ausgaben der Alten einige Jahre zurückhielten; weil das Publicum an jenen schon genug hatte, dass aber eine Sammlung abgekürzter Autoren jetzt in unserem Zeitalter dieselbe Folge haben würde, ist gar nicht zu erwarten. Diese

kann erscheinen, und eine gute kritische und vollständige Ausgabe eines alten Schriftstellers wird darum nicht weniger Verleger und Leser finden als sonst. Wenn die Editionen in usum Delphini wirklich geschadet haben, so war daran die Grundidee, wonach sie eingerichtet wurden, nicht schuld, sondern die Unwissenheit und Geschmacklosigkeit derer, welche sie zum Theil besorgten. Diese waren oft schlechte Kritiker, und noch schlechtere Ausleger, verdarben und verfälschten den Text, erklärten ihre Schriftsteller unrichtig, und so war es natürlich, dass sie der Literatur durch ihre Arbeit mehr schadeten, als nützten. Bei der Sammlung, die hier bezielt wird, ist das nicht zu fürchten. Denn es soll durchaus keine neue Recension irgend eines Schriftstellers vorgenommen, sondern immer der kritischbeste Text, so wie er sich in der Ausgabe findet, die als die vollkommenste anerkannt wird, zum Grunde gelegt werden; es sollen ferner gar keine Erklärungen hinzu kommen; diese zu geben, wird dem Lehrer überlassen.

Bei dem anderen Einwurf, dass der Schüler die abgekürzten Autoren in der Folge nicht brauchen könne, verkennt man ganz den Zweck der Unternehmung. Die Sammlung abgekürzter Autoren ist nicht für Männer, nicht für gelehrte Philologen, sondern für Knaben und Jünglinge, als solche, bestimmt; diesen will man Zeit ersparen, diese will man nur mit dem Nützlichen und dem Interessanten aus den Werken der alten römischen Schriftsteller bekannt machen. Es ist doch gar kein vernünftiger Grund da, warum sie ausserdem auch noch jeden Schmutz und jeden Unrath kennen lernen sollen, und warum man den Lehrer, wenn er ein Mann von Delicatesse und Gefühl für Wohlanstand und Sittlichkeit ist, gerade in die Verlegenheit setzen will, diesen Schmutz und

diesen Unrath seinen Schülern begreiflich und anschaulich machen zu müssen. Es aber überhaupt dem Lehrer überlassen zu wollen, dass er die nützlichen Stellen selbst aushebe, und die verderblichen weglasse, ist erstlich nicht rathsam und zweitens auch nicht thunlich. Nicht rathsam ist es, weil man sich nicht auf den Geschmack der pädagogischen Einsichten, und die Kenntnisse eines jeden Lehrers ohne Unterschied verlassen kann, und weil schwerlich, wenn jeder Lehrer für sich handelt, Harmonie der Lehrmethode stattfinden dürfte. Nicht thunlich ist es, weil oft die schmutzigsten und unmoralischsten Züge, in ein paar Worten, in Anspielungen liegen, die hier und da in einer Periode versteckt sind, und also von dem Lehrer nicht einmal übergangen werden können, falls er nicht zu viel aufopfern, und die Neugierde der jungen Leute, die gerade in solchen Fällen am lebhaftesten ist, noch mehr durch sein Ueberschlagen erwecken und reizen will. Uebrigens ist es für den Jüngling immer schon genug, wenn er den Charakter eines alten Schriftstellers fürs Erste auch nur von seiner guten Seite kennen lernt; sobald ihm in reiferen Jahren daran gelegen ist, seine Begriffe darüber vollkommen zu berichtigen: so darf er ja nur den Autor noch einmal ganz lesen. Dies letztere muss man ja ohnehin thun, auch wenn man den Schriftsteller in der Schule ganz hat erklären gehört, um von ihm wahren Gebrauch machen zu können; denn es wird ja in der Schule kein Schriftsteller mit gewissen individuellen Rücksichten oder Zwecken gelesen. — —

Wir haben nur noch hinzuzufügen, dass die neuen Ausgaben der Classiker, wie sie aus der Schulbuchhandlung hervorgingen, sich bald einer grossen Verbreitung durch ganz Deutschland erfreuten, zahlreiche Zuschriften gelangten nach Braunschweig, die Campen den Dank

und die Anerkennung der Lehrenden und Lernenden ausdrückten. — —

Und damit scheiden wir von Campe, dem Pädagogen. „Als ein Licht stand er unter den Pädagogen jener Zeit und ist in Vieler Andenken als ein Stern stehen geblieben“ [1]). Die glänzenden Vertreter der realistischen Opposition in England und Frankreich, Locke und Rousseau, waren seine Vorbilder; aber während Rousseau in seinem Emil im letzten Grunde doch nur ein lebloses Schattenbild entworfen hat, bereitet Campe seinen Zögling vor für die grossen Aufgaben und Kämpfe der wirklichen Welt. Wie Pestalozzi die Menschheit liebend hat auch er die Segnungen der Familie zu Segnungen der Schulstube zu machen gesucht. Auch er hat mit dem Feuer der Jugend und mit der Weisheit des Alters zu jenem ruhmvollen Aufschwunge beigetragen, durch den die deutsche Schule als Muster dasteht für alle Völker. Im grossen Saale seines Hauses hatte Campe Rousseau's Büste aufgestellt und darunter, ein Ausdruck seines eigenen Strebens, die Worte gesetzt: „Er zerknickte die Ruthen für Kinder und Völker.“ Und so hat sich auch an Campe, dessen Name unter den unsterblichen Wohlthätern unseres Geschlechtes stets genannt werden wird, Varnhagen von Ense's Urtheil erfüllt, dass die Art und Weise, wie Jemand über Rousseau urtheilt, der Prüfstein für viele Menschen ist [2]). — —

[1]) Gervinus, Gesch. d. deutsch. Dichtung. V, 321.

[2]) Die Notiz, die auch bei Hettner sich findet (Literaturg. II, 325), unter Rousseau's Büste hätten die Worte gestanden: „Mein Heiliger!“ ist unrichtig; diese von einem Schwager Campe's herrührende Inschrift befand sich unter einem Bilde Friedrich's des Grossen.

IV.

DER JUGENDSCHRIFTSTELLER.

„Kommt, lasst uns unsern Kindern leben!“

Fr. Fröbel.

„Campe ist der eigentliche Repräsentant der Kinderliteratur“ [1]) (K. Schmidt). Im Gefühle, dass man den neuen Zuständen auch neue Menschen entgegenbringen

[1]) 1. Kleine Kinderbibliothek (auch unter dem Titel: Hamburgischer Kinderalmanach). 12 Bdchen. Hamburg 1779 bis 1784. (Uebersetzt in's Französische: Petite bibliotheque des enfans traduite de l'Allemand par l'Abbé Grandmottet. Brunsv. 1800.)

2. Sammlung interessanter und zweckmässig abgefasster Reisebeschreibungen für die Jugend. 12 Thle. Hamburg 1285 bis 1793. (Uebersetzung: Recueil des voyages interessantes pour l'instruction et l'amusement de la jeunesse. Francof. 1786 bis 1794.)

3. Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend. 6 Thle. Braunschw. 1801 bis 1804. Reise von Braunschweig nach Karlsbad etc. Br. 1806.

4. Robinson der Jüngere, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder. Hamburg 1779. 27. Aufl. 1833. Der Robinson ist in alle europäischen Sprachen übersetzt, sogar ins Russische und Neugriechische. Unter den fünf französischen Uebersetzungen ist die beste: Le nouveau Robinson, traduit par l'Abbé Grandmottet. 7. édition. Brunsv. 1833. Unter fünf englischen Uebersetzungen zeichnet sich aus: Robinson the younger, translated from the german by John Timaeus. Brunsv. 1800. Eine italienische: Il nuovo Robinson, tradotto in Italiano dell' originale tedeseco. Halle 1787. Eine spanische: Robinson el nuovo traducida al Castellano por D. Tómas de Yriarte. En Hamburgo 1809. Eine lateinische: Robinson Secundus. Tironum causa latine vertit etc. Ph. J. Lieberkuhn. Zulichaviae 1785.

5. Die Entdeckung von Amerika. Hamburg 1781. 15. Aufl. Braunschw. 1831 (gleichfalls ins Französische und Englische übersetzt).

6. Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften. Ausgabe der letzten Hand. 30 Bde. Braunschw. 1817.

müsse, haben von jeher umgestaltende Geister sich an die Jugend gewandt. In der Jugendwelt steht die Nachwelt vor uns. Und welche Thätigkeit trüge einen köstlicheren Lohn in sich, als die Bildung unschuldiger Kinderseelen, die nach dem schönen Bilde des Dichters dem Rosenholze ähnlich sind, das Blumenduft ausstreut? Wenn der Herder'sche Satz richtig ist, dass ein Buch einen Menschen oft auf eine ganze Lebenszeit verdorben oder gebildet hat, dann ist die Jugendlectüre mehr als eine gelegentliche Zugabe im Dienste der Jugendbildung, sie ist dann vielmehr eine Macht, eine pädagogische Grossmacht.

Was die Jugendschriften seiner Zeit angeht, so machte Campe die Beobachtung, dass bei allen Fortschritten der betreffenden Literatur es immer noch an einem Lesebuch für Kinder fehle, das ebenso unterhaltend als lehrreich und dabei in jeder Hinsicht unschädlich wäre. Er stellt sich daher die Aufgabe, das vielfach zerstreute Gute zusammenzutragen, die Spreu zu sondern von dem Weizen. So entstand seine „Kleine Kinderbibliothek“. Er hat in dieselbe nur solche Stücke aufgenommen, die ihm ebenso verständlich als unterhaltend und lehrreich erschienen. Wo ihm ein Zweifel über die Brauchbarkeit entstand, da las er das betreffende Stück jungen Kindern vor; begann eines derselben während der Vorlesung zu gähnen, so war das Verdammungsurtheil gesprochen. Dabei hat er drei Abstufungen festgehalten, den Altersstufen bis zum siebenten, zum zehnten, zum zwölften Jahre des Kindes entsprechend. — Dabei hielt er den weiteren Grundsatz fest, die Menschen, die in den einzelnen Stücken auftreten, von einer möglichst liebenswürdigen Seite zu schildern, dagegen Thiere in passenden Fabeln zu Trägern der Thorheiten und der Laster zu

machen. Daher ist wenigstens in der ersten Abtheilung, welche für das jüngste Alter bestimmt ist, nie von bösen, hassenswerthen Kindern die Rede. Nicht als habe Campe den Kindern die schlimmen Seiten der Menschheit für immer verbergen wollen: aber er hielt es für unmöglich, in den zarten Herzen den Funken der Menschenliebe zu wecken, wenn die Menschheit mit den dunkelsten Farben ihnen gezeichnet würde.

Einen Theil der Aufsätze hat er selbst, einige haben mitarbeitende Freunde geliefert, Anderes ist gedruckten Schriften entnommen. Von bekannteren Namen erwähnen wir: Gleim, Eschenburg, Weisse, Pfeffel, Nicolai, Göz, Goekingk, Hagedorn, Gellert, Kleist, Lichtwehr, Zachariä, Claudius.

Zunächst mag ein Beispiel der Campe'schen Erzählungsweise folgen.

Der Nebel.

An einem schönen Herbstabend ging Lotte mit ihrem Vater spazieren.

Nicht sehr weit von ihnen stieg aus einer niedrigen Wiese eine dicke Nebelwolke empor, welche von fern das Ansehen eines weissen Sandhügels hatte.

„Vater, Vater!“ schrie Lotte, „o sieh doch, was ist das da unten auf der Wiese?“

Vater. Es ist Nebel, mein Kind.

Lotte. Aber es scheint ja ganz dicht zu sein, als wenn man es mitgreifen könnte!

Vater. Wenn wir da wären, würden wir ihn kaum bemerken.

Lotte. O, das sagst Du wohl nur so! Wenn wir da wären, würden wir ihn anfassen können.

Vater. Meinst Du? Komm, wir wollen hingehen.

Lotte. O, das ist schön. Ich will oben darauf klettern, da wird man recht um sich sehen können.

Sie liefen hin. Da sie an Ort und Stelle angekommen waren, bemerkte man kaum einen feinen Dunst, der nur von fern gesehen so dicht zu sein geschienen hatte.

Vater. Siehst Du, Lotte, dass ich die Wahrheit sagte! Wo ist nun der weisse Berg, den wir von dort sahen?

Lotte. Fort! — Aber das ist doch närrisch; es schien so viel hier zu sein, und nun ist fast gar nichts da.

Vater. Wundere Dich nicht darüber, liebe Lotte; es giebt in der Welt der Dinge mehr, die in einiger Entfernung wunder was zu sein scheinen, und kommt man zu ihnen, so sind sie nichts als ein leerer Dunst.

Lotte. Was sind das für Dinge, Vater?

Vater. Erinnerst Du Dich nicht an die schöne geputzte Dame, die uns gestern in der prächtigen Staatscarosse begegnete?

Lotte. Ach ja! das war einmal eine prächtige Kutsche! Und so schöne allerliebste Pferde davor; und der Kutscher und die beiden Bedienten, die hinten aufstanden, die schimmerten einmal recht von Silber!

Vater. Das muss wohl eine rechte Lust sein, so eine vergoldete Kutsche mit so raschen Pferden und so schön gekleidete Bedienten zu haben, und selbst so aufgeputzt zu sein, wie die Dame war. Nicht wahr, Lotte?

Lotte. Ja, das glaube ich.

Vater. Aber sahst Du nicht, wie verdriesslich und kränklich die schöngeputzte Dame in ihrer herrlichen Carosse dasass, recht als wenn sie zur Strafe darin eingesperrt gewesen wäre?

Lotte. Ja, das ist wahr, sie sah eben so aus, wie unsere Marie, da sie das Fieber hatte.

Vater. Sie musste ja also doch wohl nicht zufrieden sein, ungeachtet sie in der schönen Kutsche sass und so viel prächtige Sachen hat?

Lotte. Nein.

Vater. Siehst Du, Lotte? Alle die äussere Pracht also, die uns, von fern betrachtet, oft so sehr gefällt, muss sich ja wohl eben so verhalten als dieser Nebel, der uns von fern auch ganz anders vorkam als wir ihn jetzt sehen, da wir uns selbst darin befinden. Schöne Kleider, schöne Kutschen und Pferde, schöne Häuser und Gärten können uns nicht glücklich machen; man kann sie besitzen, und doch sehr unzufrieden dabei sein. Thöricht ist es also, sich solche Dinge eifrig zu wünschen. Wer darnach läuft, der läuft nach einem blossen Dunste, der ihm zu nichts hilft, sobald er ihn erreicht hat.

Erinnere Dich daran, mein Kind, so oft Du wieder einen Nebel aufsteigen siehst, und bedenke dann immer, was ich Dich oft gelehrt habe, dass nichts, als Güte des Herzens, wahre Rechtschaffenheit, und nützliche Geschäftigkeit uns eine dauerhafte Glückseligkeit gewähren können. Willst Du das, liebe Lotte?

Lotte antwortete mit einem stummen, herzlichen Kuss auf des Vaters Hand. — —

Den Gesichtspunkt der zweckmässigen Auswahl und Abstufung nach Form und Inhalt festhaltend, liess Campe der Kleinen Kinderbibliothek den Jüngeren Robinson folgen; beim Robinson werden demnach die Vorbegriffe vorausgesetzt, welche durch die Kinderbibliothek gewonnen waren; wo die Entwickelung des Robinson aufhört, da tritt der Columbus ein, der selbst wieder auf den Kortes und Pizarro vorbereitet. Immer höher ist

der Ton in jeder nächstfolgenden Schrift gestimmt. Endlich sollte die Entdeckung von Amerika auf eine Unterhaltungslectüre vorbereiten, welche Campe für die nützlichste erachtete, auf eine Sammlung zweckmässig abgefasster Reisebeschreibungen. Dies der Plan, nach welchem die Campe'schen Jugendschriften entstanden und verfasst sind. —

Die schönste und duftigste Blüthe im Kranze der Campe'schen Jugendschriften ist sein „Robinson der Jüngere".

Im Jahre 1719 war in England der Robinson Crusoë von Daniel Defoe erschienen. Bald begann das Buch seinen Siegeszug durch die Welt; in Deutschland, wo schon der Schluss des Simplicissimus den Reiz für ferne Gegenden geweckt hat, ward es nicht weniger bewundert als nachgeahmt. Aber in alle diesen deutschen Robinsonaden ist das hohe englische Urbild zu platten und dürftigen Ausgeburten verzerrt. Erst Campe hat unter der Einwirkung des englischen Robinson ein Buch geschaffen, das durch glückliche Verwendung des überkommenen Stoffes fast in alle Sprachen übersetzt, von Cadix bis Petersburg gelesen, selbst als lateinisches Elementarbuch in vielen Anstalten eingeführt wurde und für Campe's Ruhm und selbst seine Wohlhabenheit das eigentliche Piedestal abgegeben hat.

Durch Rousseau's Anregung entstanden in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts unzählige Kinderschriften, wie Rochow's und Weisse's Kinderfreund, wie Schummel's und Pfeffel's Kinderspiele. Da versuchten sich gleichzeitig, im Jahre 1779, zwei deutsche Schriftsteller an dem vielbewunderten Buche des englischen Autors, Wezel und Campe; die Schrift des Ersteren sollte bald in dem fluthenden Strom der Litera-

tur untergehen; das Werk des Letzteren ist unermesslich populär geworden. —

Das Urbild des Robinson ist ein Schottländer, Alexander Seldcraig, geboren zu Largo in der Grafschaft Fife im Jahr 1676. Ein wilder Bursche war er Sonntags von der Kanzel herab öffentlich vermahnt worden. Darauf nahm er Matrosendienste. Nach sechsjährigen Irrfahrten heimgekehrt, verwandelt er seinen Namen in Selkirk. Bald darauf ging er mit dem berühmten Seefahrer Dampier ins Südmeer. Wegen offener Widersetzlichkeit gezüchtigt, verbarg er sich in die Wälder der Insel Juan Fernandez, als das Schiff dort anlegte. Auf der unbewohnten Insel brachte er vier Jahre und vier Monate zu [1]. Nach einem mühevollen Leben wurde er im Jahr 1709 wieder erlöst aus seiner Einsamkeit durch den Capitain Woodes Roger und nach England zurückgebracht. Selkirk beschrieb hierauf seine Erlebnisse und übergab seine Papiere dem überaus fruchtbaren Schriftsteller Daniel Defoe zur Durchsicht. Defoe entnahm daraus die Materialien zu seinem Roman; er änderte nur Zeit, Ort und Namen, verlegte die Handlung von jener Insel der Südsee auf eine der Caraiben am Ausfluss des Orinokko, nannte seinen Helden Robinson, liess ihn durch Sturm und Schiffbruch dahin verschlagen werden und versetzte die Begebenheit in das siebenzehnte Jahrhundert. Rousseau fand das Defoe'sche Buch ganz besonders empfehlenswerth für seinen Emil [2]. In

[1]) Vergl. H. Hettner: Robinson und die Robinsonaden, Berlin 1854; wieder abgedruckt in seiner „Geschichte der englischen Literatur" S. 291 bis 316.

[2]) Emile livre III, S. 45 (wir citiren nach der Pariser Ausgabe, Pougin 1839): Puisqu'il nous faut absolument des livres, il en existe un qui fournit, à mon gré, le plus heureux traité d'education naturelle. Ce

der That ist das Buch, wie Rousseau's Scharfblick erkannte, wohl geeignet die Jugend an Abhärtung des Körpers, an Fleiss, an Unabhängigkeit, an Werthschätzung des gesellschaftlichen Lebens, an Vertrauen auf die Vorsehung zu gewöhnen. Nur widerstrebte Defoe's Schreibart und Einkleidung dem deutschen Geschmack. — Wezel's [1]) Bearbeitung bleibt in ihrem ersten Theile dem englischen Original möglichst treu, im zweiten Theile hat der Verfasser einen politischen Roman eigener Erfindung geliefert, der kaum nach dem englischen Vorbild die Staffage entlehnte — Campe hat den Defoe'schen Robinson vielfach umgeändert, der ja selbst mehr Roman ist als Geschichte. Er macht seinen Robinson zu einem gebornen Hamburger, um ihn der Theilnahme deutscher Leser näher zu bringen, er versetzt die Geschichte in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, er lässt ihn durch einen Sturm auf seine Insel geworfen werden, nachdem die übrige Mannschaft zu Grunde gegangen, er übergeht die Gefangennehmung Robinson's durch Seeräuber, seine Flucht aus der Sclaverei, seine Niederlassung in Brasilien. Und während der alte Robinson sich mit Werk-

livre sera le premier, que lira mon Emile; seul il composera durant longtemps toute sa bibliothèque, et il y tiendra toujours une place distinguée Quel est donc ce merveilleux livre? Est-ce Aristote? est-ce Pline? est-ce Buffon? Non; c'est Robinson Crusoé.

Robinson Crusoé dans son île, seul, depourvu de l'assistance de ces semblables et des instruments de tous les arts, pourvoyant cependant à sa subsistance, à sa conservation, et se procurant même une sorte de bienêtre; voilà un objet intéressant pour tout âge et qu'on a mille moyens de rendre agréable aux enfants Ce roman, débarassé de tout son fratras, commençant au naufrage de Robinson près de son île, et finissant à l'arrivée du vaisseau qui vient l'en tirer, sera tout à la fois l'amusement et l'instruction d'Emile durant l'époque dont il est ici question

[1]) Robinson Crusoe, neu bearbeitet. Leipzig 1779.

zeugen, Waffen und Lebensmitteln aus dem gescheiterten Schiffe versieht, lässt Campe ihn entblösst von Nahrung und Geräthe ans Land sich retten, wodurch allerdings den jungen Lesern die Bedürfnisse des Menschen und das Glück des Zusammenlebens in grösserer Gemeinschaft viel mehr veranschaulicht wird. Endlich legt Campe die Geschichte einem Hausvater in den Mund, der sie in einer Reihe von Sommerabenden der versammelten Familie unter freiem Himmel erzählt. Auf dem Titelkupfer der ersten Auflage sitzt Campe nebst seiner Frau, nebst Lotten und den Zöglingen unter einem Baume, diese der Erzählung des Hausvaters lauschend. — Der zweite Theil des Campe'schen Robinson, der im nächsten Jahre (1780) erschien, schildert den Einsiedler in der Gesellschaft des erretteten Freitag, im Besitz der unentbehrlichsten Geräthe, einem gescheiterten Schiffe entnommen, und endigt mit Robinson's Heimkehr. —

Hören wir nun den Verfasser des deutschen Robinson selbst.

Im Vorbericht zur ersten Ausgabe spricht Campe sich eingehend aus über die Zwecke, die er bei der Ausarbeitung dieses Werkchens vor Augen hatte. Erstlich wollte er die jungen Leser auf angenehme Art unterhalten, sodann an dem Faden der gewählten Erzählung der lesenden Jugend die Vorbegriffe des gelehrten Wissens vermitteln [1]), drittens ihre naturkundlichen Kenntnisse erweitern [2]), viertens in den jugendlichen Herzen fromme

1) So werden auf fassliche Art erklärt die Begriffe: Mündung, Ebbe und Fluth, Erdzunge, Wolkenbruch, feuerspeiender Berg, wagerecht, Nothwehr, Stapel, Horizont, Stranden, Floss, Strandrecht, Wrack, Bankerott, Pallisaden, Sclavenhandel u. s. w.

2) In dieser Hinsicht werden z. B. besprochen: der Campeschen-

und tugendhafte Empfindungen [1]) erwecken. Daher will er auch sein Büchlein nicht zu Leseübungen gebraucht wissen, erwachsene Kinderfreunde sollen daraus vorlesen, nur reiferen Kindern soll es in die Hand gegeben werden. Endlich will er durch dies Buch, das die Kinderseelen aus der eingebildeten Schäferwelt in die wirkliche Welt zurückführt, das jede körperliche und geistige Menschenkraft weckt, das nicht zu müssiger Rührung, sondern zur Selbstthätigkeit reizt, dem leidigen Empfindsamkeitsfieber entgegentreten, dieser garstigen Seuche, die zwar nicht mehr am hellen Mittag verderbt, die aber noch im Finstern schleicht und die junge Nachkommenschaft an Leib und Seele zu schwächen droht [2]). Indem

baum, die Austerbank, die Kokosnuss, das Lama, das Salz, der Hebel, die Muskitos, der Mais, der Brotfruchtbaum, die Magnetnadel.

[1]) Der Barmherzigkeit (S. 13), der Ergebung (S. 21), des Gebets (S. 28), der Standhaftigkeit (S. 69), der Selbstüberwindung (S. 87), des Gottvertrauens (S. 93) u. s. w.

[2]) Daher Rückkehr von solcher Unnatur zur Natur. Daruaf beziehen sich Stellen wie folgende (S. 28): Wenn Ihr nach unserem Beispiel Euch mit einem mässigen Genusse gesunder, einfacher und ungekünstelter Speisen zu begnügen und das süsse Gift der Leckereien immer mehr und mehr zu verschmähen lernt; wenn Ihr den Müssiggang als eine Pest des Leibes und der Seele flieht, und, so viel es immer möglich ist, bald durch Kopfarbeit — durch Lernen und Nachdenken —, bald durch Handarbeit beschäftigt seid; wenn Ihr Euch oft freiwillig übt, etwas sehr Angenehmes, das Ihr gar zu gern haben möchtet, und auch haben könntet, aus eigener Entschliessung zu entbehren, und etwas sehr Unangenehmes, das Euch äusserst zuwider ist, und das Ihr auch von Euch abwehren könntet, mit Vorsatz zu übernehmen; wenn Ihr Euch der Hülfeleistungen anderer Menschen so wenig als möglich bedient, und vielmehr durch Euren eigenen Verstand und durch Eure eigenen Leibeskräfte Eure Bedürfnisse jedesmal selbst zu befriedigen, Euch selbst zu rathen und aus Verlegenheit zu ziehen sucht; wenn Ihr endlich in Eurem ganzen Leben den grossen Schatz eines guten Gewissens zu bewahren, und dadurch Euch des Beifalls und der Liebe unseres allmächtigen und allgütigen himmlischen Vaters zu versichern trachtet: dann, liebste Kinder, werdet Ihr gesund an Leib und Seele sein; dann werdet Ihr bei

sich Campe das Ideal eines solchen Buches ausmalt, fällt ihm die Stelle aus Rousseau ein und der Robinson sprang in blanker Rüstung aus seinem Haupte, wie Minerva aus dem Haupte des Zeus.

Die ganze Geschichte des Aufenthaltes des jüngeren Robinson auf seiner Insel zerlegt Campe in drei Zeiträume. Im ersten Zeitraum ist Robinson allein, er muss sich helfen mit seinem Verstand und die fehlenden Werkzeuge durch seine Hand ersetzen; im zweiten wird ihm ein Gefährte beigesellt, zu zeigen den Werth des gesellschaftlichen Lebens; im dritten wird er durch ein gescheitertes Schiff mit den nöthigen Werkzeugen und anderen Annehmlichkeiten des Lebens versehen. —

Die „Entdeckung von Amerika" ist nach ähnlichen Grundsätzen gearbeitet wie der Robinson. Das Buch zerfällt in drei Theile: Kolumbus — Kortes — Pizarro. Auch hier war es eine Hauptabsicht des Verfassers, theils den Verstand seiner Leser durch nützliche und angenehme Kenntnisse aufzuklären (hier insbesondere aus der politischen und mathematischen Geographie), theils neuen Muth ihnen einzuhauchen, der allen Drangsalen des menschlichen Lebens sich männlich entgegenstemmt [1]. Am Schlusse des Pizarro fragen die Kinder, ob auch diese Geschichte gedruckt und die Namen der Kinder darin genannt werden, wie im Robinson. Der Vater entgegnet: Was ich hier erzählt und mit Euch gesprochen habe, wird, sobald es gedruckt worden ist, von einigen tausend Menschen gelesen . . . wenn Ihr nun künf-

jeder Abwechselnng des Schicksals ruhig bleiben, weil Ihr alsdann fest überzeugt seid, dass Euch nichts begegnen könne, was Euch nicht von einem weisen und liebevollen Gotte zu Eurem wahren Besten zugesandt werde.

[1] Vorrede S. IX.

tig einmal nach Bremen, oder nach Stade, oder nach Ritzebüttel kommen werdet, gleich wird man sich auf allen Strassen, wo Ihr Euch nur blicken lasst, ins Ohr zischeln: Seht, seht, das ist einer von Campe's Pflegesöhnen! — Nun, das soll mich doch wundern, wird ein Anderer hinzusetzen, zu sehen, was aus dem geworden ist! — Wir wollen einmal Acht geben, werden dann Alle sprechen, wie er sich wohl betragen wird? — Und nun werden Aller Augen auf Euch gerichtet sein. Man wird jeden Eurer Schritte und Tritte beobachten, wird auf Alles aufmerksam sein, was Ihr redet und thut. Und erfüllt Ihr dann, wie ich mit Zuversicht zu hoffen wage, die Erwartung, die man sich von Euch gemacht hat, o, dann wohl Euch! dann werden alle Menschen mit Liebe und Freundschaft Euch zuvorkommen!

Aber sollte man auch — welches der liebe Gott verhüten wolle! — an irgend Einem unter Euch nicht die Geschicklichkeiten, nicht die anständigen Sitten, nicht das warme, menschenliebende, für jedes Gute offene Herz entdecken, welche man bei Euch Allen künftig zu erwarten berechtigt ist: o, dann wehe ihm! wehe seinem guten Namen und seiner ganzen irdischen Glückseligkeit! Alle Menschen werden mit Fingern auf ihn weisen, werden mit Unwillen und Verachtung zu einander sagen: ist das der — indem sie seinen Namen nennen — den wir aus dem Robinson und aus der Entdeckung von Amerika kennen? Das eins von jenen glücklichen Kindern, welche Gott dazu bestimmt zu haben schien, so ganz vorzüglich treffliche und brave Männer zu werden? Und kann nun weiter nichts als das?

Seht, Kinder, so würden die Leute in diesem Falle von Euch sprechen, und was würde dann aus mir, Eurem alsdann schon alten und grauen Vater, werden, der Euch

Alle so herzlich liebte, der so manche sorgenvolle Stunde für Euch durchlebte, und der Euch Alle nicht nur hier, sondern auch im ewigen Leben so gern beglückt sehen möchte! Was würde aus mir werden, wenn ich so etwas auch nur an einem Einzigen unter Euch erleben müsste? O, ich kann mir nicht einmal die blosse Möglichkeit davon denken, ohne dass mir das Herz vor Bangigkeit zerspringen will! — —

Wie das Reisen mit Verständniss zu den vorzüglichsten Bildungsmitteln des erwachsenen Menschen gehört, so das Lesen von Reisebeschreibungen für das jugendliche Alter. Wie bunt, wie wechselnd, wie anregend sind die Bilder, welche eine gute Reisebeschreibung an dem kindlichen Auge vorüberführt, das Meer im Sturm und in der Ruhe, die Wunder der Tropenländer, der Zauber einer Eislandschaft, Prärien, Hafen- und Residenzstädte, in der scheinbar leblosen Natur Thiere und Menschen, das Leben des Einzelnen und der Völker mit seinen Kämpfen und Sorgen! Campe hat vor Anderen die hohe Bedeutung zweckmässiger Reisebeschreibungen für die Jugend erkannt und gewürdigt, er hat wie Wenige es verstanden, das Material zu sammeln und zu gruppiren, sich fühlend und sinnend in dasselbe zu versenken, bis es Gestalt und Leben gewann.

Schon in seiner Flugschrift über „Empfindsamkeit und Empfindelei“ hatte Campe es ausgesprochen, dass vielleicht keine Lectüre für die Jugend nützlicher sein dürfte als eine Sammlung anziehender und durchgängig zweckmässig abgefasster Reisebeschreibungen, wie sie damals noch nicht vorhanden waren. Denn — setzt er hinzu — wenn irgend etwas recht eigentlich dazu geschickt ist, in einem jungen Kopfe aufzuräumen, seine Welt- und Menschenkenntniss auf eine leichte und ange-

nehme Weise zu erweitern, den Hang zu abenteuerlichen Ansichten des menschlichen Lebens und zu arkadischen Träumereien, zu welchen so viele andere Modebücher ihn einladen, zu schwächen, ihm frühzeitig einen heilsamen Ekel gegen das faselnde, schöngeisterische, empfindelnde, Leib und Seele nach und nach entnervende Geschwätz der besagten Modebücher, und dagegen einen wünschenswürdigen Geschmack an ernsthaften und nützlichen Unterhaltungen einzuflössen: so sind es gewiss solche Reisebeschreibungen, bei deren Auswahl und Verfertigung man sowohl in Ansehung der Sachen, als auch des Vortrages, dieses jugendliche Alter und jene Zwecke einzig und allein im Gesicht gehabt hätte. —

Aber noch eine andere, eine pädagogische Rücksicht war es, die Campe bei der Herausgabe seiner Reisebeschreibungen leitete. Seine „Kinderbibliothek" war nunmehr zu sechs Bänden angewachsen, und wiewohl man die Fortsetzung derselben von vielen Seiten wünschte, so achtete er dafür, die Jugend sei nun mit kleinen dichterischen und prosaischen Stücken sittlichen Inhalts hinreichend versorgt. Denn so sehr er sich bemüht hatte, in diese kleinen Aufsätze eine gesunde und nahrhafte Seelenspeise zu legen, so musste er sie doch auch mit Naschwerk würzen, um den Appetit der kleinen Menschen zu reizen. Da man aber Naschwerk nicht zur täglichen Speise machen darf, so hielt er sich im Gewissen verpflichtet, den künftigen Theilen der Kinderbibliothek einen anderen Inhalt unterzuschieben.

So entstand die Campe'sche Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend, geschöpft aus den besten deutschen, englischen und französischen Quellen und ausgewählt in der Absicht, zu gleicher Zeit zu vergnügen und zu unterrichten, aber dabei an den Faden

einer jeden Erzählung so viel gemeinnützige Kenntnisse zu knüpfen, als es ohne Ermüdung der jugendlichen Leser geschehen kann. Aber nicht bloss in die Tropenwelt Ostindiens, in die Einöden des heissen Afrika oder in die Zaubernacht der Nordpolarländer wollte er die Jugend führen: auch auf die Bühnen der Welt, auf die damals die Blicke Europas sich richteten, nach England und Frankreich führt er seine Leser, immer des Grundgedankens eingedenk, dass diese Sammlung eine belebende Begleiterin des Unterrichts in der Erdbeschreibung werde. Mit dem zwölften Bändchen der ersten Sammlung liess Campe den Plan einstweilen fallen, um ihn später (1801) wieder aufzunehmen mit reicheren Mitteln der Sprache und der Erfahrung, aber doch im Gefühle, dass die Welt seitdem sich sehr geändert, dass auch seine Tage, wenn auch nicht unfreundlich und rauh, doch schon kühl und neblig zu werden begonnen hatten. Was Campe gewollt und verheissen, hat er geleistet, glücklich und feinfühlend in der Auswahl, mit einer Gabe der Darstellung, nicht oft erreicht, vielleicht nie übertroffen.

Aus Campe's
„Reise durch England und Frankreich“[1]).

(Das Wiedersehen in Hamburg.)

.... Hamburg! Welche süsse Erinnerungen, und welche warme Dankgefühle weckt dieser, mir ewig unvergessliche Name in meiner gerührten Seele! Hier war es, wo ich zu einer Zeit, als ich aus Gewissensdrang Amt und Brot und Alles aufgegeben hatte, was einem Familienvater beruhigende Aussichten in die Zukunft gewähren

1) In Briefen an einen jungen Freund in Deutschland. S. 6 bis 10.

kann, und meine ganze kleine Habe sich nun nur noch auf einen Kopf mit mittelmässigen Fähigkeiten und auf eine an rastlose Arbeitsamkeit gewöhnte Hand beschränkte, — hier war es, wo ich damals die edelste Gastfreundschaft, zuvorkommende, treue Liebe und ein eben so seltenes als ehrenvolles Vertrauen fand, wodurch ich in den Stand gesetzt, oder vielmehr wider meinen Willen gleichsam gezwungen wurde, eben dieselbe Laufbahn, aus welcher das Verhängniss mich weggeschleudert hatte, noch einmal, und zwar unter glücklicheren Vorbedeutungen, zu betreten. Habe ich auf dieser Laufbahn, der mühseligsten, aber auch zugleich der verdienstlichsten von allen, die ein Sterblicher einschlagen kann, nicht ohne allen Beifall der Weiseren und Besseren unter meinen Zeitgenossen, und nicht ohne alle Erfolge, nach einem hohen und herrlichen Ziele gestrebt, und ist es mir durch diese Bestrebungen und durch jene Erfolge, wie meine Freunde mich überreden wollen, gelungen, zu der anerkannten Verbesserung des deutschen Schul- und Erziehungswesens, welche uns die Aufmerksamkeit und die Achtung des Auslandes zugezogen hat, auch mein geringes Scherflein beizutragen: so verdanke ich das lediglich der liebevollen Aufnahme und dem fast beispiellosen Vertrauen, womit hier Menschen mich beehrten, welchen ich bis dahin völlig unbekannt gewesen war.

Du begreifst, lieber Eduard, dass ich ein Land, in welchem ich als Fremdling solche Aufnahme, solche Liebe und solch Vertrauen fand, nicht ohne die innigste Rührung wiedersehen konnte. Wir fuhren durch die reichen sogenannten Vierlande, sonst auch das Erdbeerenland genannt, weil die fleissigen Bewohner dieser der Elbe entrissenen fetten Marschgegend unter anderen auch eine Menge der schönsten Erdbeeren bauen; und meine Rüh-

rung wuchs, je näher wir dem grünen Deiche kamen, diesem mir heiligen Fleckchen, auf welchem ich die schönsten, fruchtbarsten und glücklichsten Abschnitte meines Daseins verlebt hatte. Jetzt waren wir da. Dem Kutscher zurufen, dass er halten sollte, den Pelz abstreifen, aus dem Wagen springen und dem schönen Garten zueilen, worin ich einst meiner herrlichen menschlichen Pflanzschule wartete, war das Werk einer Secunde. Ob der jetzige Besitzer dieses Gartens, der Rathsherr Valentin Meyer, mein würdiger Freund, da sei oder nicht; ob er Gesellschaft habe oder nicht; ob er mich annehmen könne oder nicht; das galt mir in diesem Augenblicke völlig gleich; darnach mich erst zu erkundigen oder fragen zu lassen, fiel mir gar nicht ein. Ich war in meinem Eigenthume; ich nahm wieder Besitz von jedem Fleckchen und jedes Fleckchen weckte tausend unaussprechliche wehmüthig-süsse Gefühle und Erinnerungen in mir. Hier hatte ich mit meinem Häuflein Dies, dort Jenes vorgenommen; hier hatte ich Tugendübungen, dort Körperübungen mit ihm angestellt. Hier hatten die trefflichen Knaben an meinem Nacken, an meinen Armen, an meinen Schössen gehangen, wenn vom Robinson oder Kolumbus erzählt werden sollte, dort hatten wir dem Allvater unser kindliches Dankopfer an manchem schönen Sommerabend unter dem Sterngewölbe seines unermesslichen Naturtempels dargebracht. Hier hatte mein verewigter frommer Gottlieb mich mit irgend einer neuen Seite seines engelreinen Herzens durch irgend eine tugendhafte Handlung überrascht, die weit über sein zartes Alter ging; dort hatten mein lieber Hans, mein edler Johannes, mein treuer John, mein guter Nikolas, mein wackerer — ach! dem Weltmeere zur Beute gewordener Konrad u. s. w. mir Fähigkeiten, Fertigkeiten und Gemüths-

eigenschaften entfaltet, welche mir mit überschwänglichen Gefühlen der Freude und des Dankes gegen die meine schwachen Bemühungen so väterlich segnende Vorsehung lohnten. Hier war es auch, wo Deine gute Mutter, als fünf- oder sechsjähriges Mägdlein, mir verhiess, was sie so treu und brav geleistet hat. Lass mich erst ausweinen, lieber Junge, und sorge dafür, dass das Andenken an Deine Jugend mir einst, wann Du Mann sein wirst, falls ich dann noch leben sollte, eben so süsse Freudenthränen auspressen möge! —

Mein Eintritt in diesen Garten, sowie nachher mein Einzug in die gute Stadt Hamburg selbst, kamen mir wie eine Auferstehung vor. Alle Gefühle und Erinnerungen, welche bis dahin geschlummert hatten, wachten wieder auf in mir; Alles, was ich hier erlebt, empfunden und gethan hatte, wurde in und vor mir plötzlich wieder so lebendig, als hätte ich es in diesem Augenblicke erst erlebt, empfunden und gethan. Die seit meiner Abreise aus dieser Gegend bis heute verflossene Zwischenzeit schien mir jetzt ein kurzer Traum zu sein. Ich hatte von jener Zeit an — so kam es mir vor — bis heute geschlafen; jetzt war ich erwacht. Ich begrüsste die Bäume, die ich einst gepflanzt hatte, die Stellen, auf welchen mir wohl gewesen war, die Häuser, in welchen mir einst Freundschaft und Liebe erwiesen wurde, mit den Hochgefühlen eines Erstandenen. Und als ich nun vollends die biederen, herzigen und edeln Menschen, meine sich immer gleichen, treuen und lieben Freunde, so viele ihrer noch am Leben sind, wieder sah, als ich in ihre Arme flog, und sie mit den ihrigen mich umschlangen: o, da war ich nicht bloss ein Erstandener mehr; da war ich ein Seliger, von Seligen zum Genuss der Freuden des Himmels eingeführt! Heilige Empfindungen wahrer Freundschaft, treuer Liebe

und tiefgefühlter Dankbarkeit, was sind die üppigsten Genüsse der Sinne, was alle die erkünstelten Vergnügungen des Gaumens und der Einbildungskraft gegen eure höheren und reineren Beseligungen!

Meine Gefühle sollten, wo möglich, noch höher steigen. Ich sah diejenigen meiner lieben Zöglinge wieder, welche in und neben Hamburg leben. Der Ruf: Vater Campe sei gekommen, hatte kaum sich zu verbreiten angefangen, als sie herbeieilten, um Freude gegen Freude, Liebe gegen Liebe bei mir auszutauschen. Es wurde ein Tag bestimmt, an welchem wir, vereinigt mit einigen Freunden, die es werth waren, einem solchen Familienfeste beizuwohnen, auf einem der schönsten Flecke, die es in Deutschland geben mag, das Fest der väterlichen und kindlichen Liebe und die Freude des Wiedersehens feiern wollten; und schwerlich werde ich auf meiner ganzen Reise Etwas erleben, was mit den Freuden dieses Festes irgend eine Vergleichung aushalten kann. — —

Ziehen wir die Bilanz! Von der zünftigen Gelehrsamkeit hat Campe, der Jugendschriftsteller von so staunenswerther Fruchtbarkeit, nicht allzu grosse Gunst erfahren. Man gesteht zwar zu, dass Campe's Kinderschriften den Gesichtskreis der Jugend erweitert, sie mit manchen nützlichen Kenntnissen bereichert haben, aber um dann in allen Tonarten das abfällige Urtheil zu wiederholen, das Schlosser über die gesammte Kinderliteratur jener Zeit aussprach [1]: sie habe zwar dazu beigetragen, der alten, pedantischen und pietistischen Erziehungsart ein Ende zu machen, aber sie habe auch der Ober-

[1] Weltgeschichte XVII, 137. Aehnlich Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, V, 320 ff.; Schmidt, Geschichte der Pädagogik, III, 561; Bauer in Schmid's Realencyclopädie Art. Campe; Kühner, Pädagogische Zeitfragen, S. 126 u. a. m.

flächlichkeit und der Anmaassung den Weg bereitet und den Sinn für wahre Poesie und für gediegene Bildung abgeschwächt. Wenn Gervinus hier Alles langweilig, saftlos, läppisch und kindisch findet, so muss, abgesehen von manchen allerdings höchst seichten, fabrikmässigen Producten in jener Fluth von Kinderschriften, dem Kenner der Campe'schen Werke der Gedanke sich aufdrängen, ob diese weitgehenden Urtheile wirklich auf eine genaue Kenntniss dieser auf den literarischen Index gesetzten Jugendschriften sich gründen, oder ob dieselben vielmehr nur ein Nachklang sind jener bittren Sarkasmen, wie sie in dem tollen Wagestück der Xenien oder in der kraftgenialischen Satyre eines Lichtenberg, eines Merck die Trojer bekämpft, aber auch manchmal ins Blaue geschossen haben. Wenn Dahlmann (Politik S. 290) den Satz aufstellt, ein Kinderbuch müsse neben dem Verständlichen noch einen stachelnden Zusatz von nichtverständlichen Dingen enthalten, wenn Kästner einst gesungen hat:

„Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
Da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm heran.
Jetzt kauern hin zum lieben Kindlein
Die pädagogischen Männlein“ —

so muss die hier zu Grunde liegende Anschauung als eine pädagogische Verkehrtheit bezeichnet werden; denn die Aufstellungen des berühmten Historikers und des berühmten Epigrammatisten verstossen gegen Hauptgrundsätze der Erziehung, die für den Pädagogen jenseit allen Streites liegen: dass der Erzieher nichts fordere, was die Kräfte des Zöglings übersteigt, dass er die Individualität desselben beachten müsse. Und damit scheint uns die Instruction zur Lösung dieses Streites gegeben zu sein: es ist der Gegensatz der rein **ästhetischen** und der rein **pädagogischen** Betrachtungsweise, die

hier schliesslich zu so verschiedenen Ergebnissen gelangt. „Wer aber auf gelichtetem und geebnetem Wege fest und sicher dahinwandelt, sollte die Bahnbrecher nicht schmähen, dass sie in der Dunkelheit und Wildniss nicht die gleiche Sicherheit hatten.“

Was den Robinson insbesondere betrifft, so hat man in der neuesten Zeit den Versuch gemacht, im Gegensatz zu Campe's Jugendschrift das Originalwerk des De Foë'schen Robinson in möglichst ursprünglicher Gestalt der lesenden Jugend wieder vorzuführen [1]). Auch dieser „erste und älteste Robinson“ hat es doch auch für nöthig gefunden, den ganzen dritten Theil des Originals, die nicht mehr zutreffenden geographischen Mittheilungen, die Behandlung religiöser Streitfragen und anderes Beiwerk wegzulassen, zum unabwendbaren Zeugnisse, dass unser Bedürfniss und unser Geschmack eine Bearbeitung des Originals erheischt, eine Beseitigung alles Wustes, wie schon Rousseau es gefordert hat [2]). Aber man tadelt die in Gesprächsform von Campe eingestreuten Betrachtungen, als welche zwischen den spannenden Ereignissen sich schal und altklug ausnähmen. Und doch, wir dürfen hier nicht übersehen, dass Campe, von dem Vorlesen zur freien Erzählung übergehend, ein Werk uns gegeben hat, wie es geschichtlich entstanden und erlebt worden ist, wie er selbst sich darüber mit bewusster Absichtlichkeit erklärt: „Ich war damals nur der Aufschreiber und Aufzeichner dessen, was meine Kinder mir vorsagten und was sie unter meinen Augen thaten; und wenn an und in jenen kleinen Schriften etwas Verdienstliches ist, so ist es dieses: dass ich treu und ge-

1) Robinson Crusoë. Leipzig, Spamer. 1873.

2) Débarassé de tout son fratras.

wissenhaft nach der Natur gezeichnet und Alles so wiedergegeben habe, wie diese es mir vorhielt" [1]). Darum sind auch in der „Entdeckung von Amerika" [2]) der Zwiegespräche weniger geworden, weil den in ihren Kenntnissen bereicherten Kindern seltener etwas aufstiess, das der Erklärung bedurfte. Sodann aber können wir das nicht als zureichenden Grund erachten, durch welchen die ganz ausserordentliche Verbreitung des Campe'schen Robinson erklärt würde (1872 die zweiundachtzigste Auflage), dass man immer wieder sagt, auch in der Verwässerung behaupte der De Foë'sche Stoff eine hinreissende Anziehungskraft. Endlich glauben wir den Versuch wagen zu dürfen, dem „ersten und ältesten Robinson" den „Robinson den Jüngern" gegenüber zu stellen, dem unbefangenen Urtheil es überlassend, ob durch die Campe'sche Behandlung in der That die Anschaulichkeit der Handlungen durch trockene Erläuterungen abgeschwächt werde. Wir wählen dazu den Moment der Erzählung, da Robinson mit den Cannibalen und mit seinem Freitag zusammentrifft.

Aus

Robinson Crusoë der Aeltere.

Reisen, Abenteuer und Erlebnisse [3]).

(S. 98 ff.)

Plötzlich aber erwachte in dem Unglücklichen die Lust zum Leben; er ergriff die Flucht und rannte mit unglaublicher Schnelligkeit das Ufer entlang, gerade auf meine Wohnung zu. Ich war auf den Tod erschrocken,

[1]) Schreiben aus Algier etc. S. 79. — [2]) Vorrede S. VI.

[3]) Leipzig, Spamer. 1873.

als ich ihn diese Richtung nehmen sah, zumal da eine ganze Schaar ihm nachlief. Dennoch rührte ich mich nicht und schöpfte erst dann wieder frischen Muth, als ich bemerkte, dass nur noch drei Männer den Flüchtling verfolgten, der indess einen so beträchtlichen Vorsprung hatte, dass, wenn er diesen schnellen Lauf nur eine halbe Stunde aushielt, jene ihn nicht einzuholen vermochten.

Zwischen ihnen und meiner Festung lag die Bai, deren ich früher öfter erwähnt habe. Wollte der Flüchtling seinen Verfolgern entrinnen, so musste er diesen Meeresarm durchschwimmen. In der That warf er sich ohne Zaudern in die Fluth und nach etwa dreissig oder vierzig kräftigen Stössen gelangte er an das andere Ufer, erkletterte behend das Gestade und setzte dort seinen Lauf mit ausserordentlicher Schnelligkeit fort. Als die drei Verfolger an das Wasser kamen, kehrte sich einer bedächtiglich um und ging zu seinen schmausenden Gefährten zurück; die beiden anderen dagegen schwammen dem Flüchtling nach, brauchten aber noch einmal so viel Zeit dazu als dieser.

Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo mein Traum sich erfüllen sollte, und ich glaubte mich von der Vorsehung dazu berufen, diesem Unglücklichen das Leben zu retten. In grösster Eile stieg ich von meiner Warte hinab, nahm die beiden Gewehre, die ich am Fusse der Leiter gelassen, und ging nach dem Meere zu, indem ich einen kürzeren Weg einschlug; bald befand ich mich denn auch zwischen dem Entflohenen und den Verfolgern. Jenen rief ich laut zu, allein der Arme erschrak ebenso über mich wie er über seine Feinde erschrocken war. Ich gab ihm deshalb mit der Hand ein Zeichen, zu mir zu kommen, und ging sogleich den beiden Nachsetzenden entgegen. Plötzlich stürzte ich auf den Einen los und

schmetterte ihn mit einem Kolbenschlage zu Boden. Ich wagte nämlich nicht, meine Flinte abzufeuern, aus Furcht, durch den Knall auch den übrigen Schwarm herbeizulocken, obgleich die Entfernung so bedeutend war, dass schwerlich der Schuss gehört oder der Pulverrauch gesehen werden konnte. Der Gefährte des Erschlagenen blieb entsetzt stehen; als ich mich aber ihm nahete, legte er einen Pfeil auf den Bogen, um auf mich loszudrücken. Ich kam ihm indess glücklich zuvor und streckte ihn durch einen Flintenschuss nieder.

Dieser Knall, das Feuer und der Rauch machten den armen geretteten Wilden so bestürzt, dass er wie angewurzelt stehen blieb. Doch schien er mehr geneigt, vor mir zu fliehen, als sich mir zu nähern. Wieder winkte ich ihm mit der Hand, zu mir zu kommen. Er schien meine Zeichensprache zu verstehen, that einige Schritte vorwärts, stand still, kam dann noch näher und hielt wieder inne. Ich konnte es dem armen Teufel ansehen, dass er zitterte wie Espenlaub, denn er mochte ohne Zweifel denken, dass er nun mein Gefangener geworden sei und dass jetzt doch an ihn die Reihe kommen würde, getödtet zu werden. Ich fuhr jedoch fort, ihm zuzuwinken, und suchte ihm durch freundliche Worte und Geberden seine Angst zu benehmen. Dies bewog ihn, sich allmählich zu nähern, aber nach je zehn oder zwölf Schritten kniete er nieder, um mir seine Dankbarkeit und Unterwürfigkeit auszudrücken. Ich lächelte ihm zu und winkte ihm nochmals; endlich kam er ganz nahe, kniete nieder, küsste die Erde, ergriff meinen rechten Fuss und setzte ihn auf seinen Kopf. Vermuthlich wollte er mir dadurch zu verstehen geben, dass er von diesem Augenblicke an mein Sklave sei. Ich richtete ihn auf, sah ihn freundlich an und that alles Mögliche, um ihm Muth einzuflössen.

Noch wusste ich nicht, wohin den Wilden bringen; meinem Traum zufolge hätte ich ihn nach meinem Schlosse bringen müssen, doch schien es mir gerathener, mit ihm nach der Grotte, zu dem von meiner Hauptwohnung entferntesten Theil der Insel, zu gehen. Dort angelangt, gab ich ihm Brot, Rosinen und frisches Wasser, — eine Mahlzeit, die ihm trefflich mundete. Alsdann wies ich ihm eine Schütte Reisstroh zum Lager an und gab ihm dazu noch eine Decke. Nicht lange, so war mein wilder Gast nach seinen Strapazen ruhig eingeschlafen. —

Aus

Campe's Robinson der Jüngere.

(II, 28 bis 31.)

Aber plötzlich, da dieser arme Mensch merkte, dass alle mit seinem Unglücksgefährten beschäftigt waren und eben nicht so sehr auf ihn achteten, ergriff er, in der Hoffnung sein Leben zu retten, die Flucht, und lief mit unglaublicher Geschwindigkeit gerade auf die Gegend zu, wo Robinson's Wohnung war.

Freude, Hoffnung, Furcht und Grauen ergriffen zugleich das Herz unseres Freundes und färbten seine Wangen bald mit hoher Röthe, bald mit Todtenblässe, Freude und Hoffnung, weil er bemerkte, dass der Entronnene viel schneller laufen konnte, als Diejenigen, welche ihn verfolgten; Furcht und Grauen hingegen, weil der Verfolgte und die Verfolger ihren Weg gerade nach seiner Burg zu nahmen. Jetzt war zwischen dieser und jenen noch ein kleiner Meerbusen, den der Unglückliche durchschwimmen musste, wenn er sich nicht gefangen geben wollte. Allein kaum war er dabei angekommen, als er,

ohne sich einen Augenblick zu besinnen, hineinplumpte, und mit eben der Schnelligkeit, die er im Laufen bewiesen hatte, nach dem gegenseitigen Ufer schwamm.

Zwei seiner Verfolger, welche die vordersten waren, schwammen ihm nach, die Uebrigen kehrten zu ihrem verruchten Gastmahle zurück. Mit innigem Vergnügen bemerkte Robinson, dass die beiden auch im Schwimmen dem ersten bei weitem nicht gleichkamen. Dieser floh schon gegen seine Wohnung zu, indess jene noch nicht zur Hälfte durchgeschwommen waren.

In diesem Augenblick fühlte unser Robinson sich von einem Muthe beseelt, der so gross und feurig noch nie in ihm erwacht war. Seine Blicke sprühten Feuer, sein Herz drängte ihn, dem Unglücklichen beizuspringen; er ergriff, ohne sich einen Augenblick länger zu bedenken, seine Lanze, rannte den Berg hinab, und war in einem Hui! zwischen dem Verfolgten und seinen Verfolgern. Halt! rief er dem Ersten mit lauter donnernder Stimme zu, indem er aus dem Gebüsche hervorsprang, halt! — Der arme Flüchtling sah sich um und erschrak bei dem Anblick des über und über in Felle gehüllten Robinson, den er vermuthlich für ein übermenschliches Wesen hielt, dergestalt, dass er nicht wusste, ob er sich vor ihm niederwerfen oder entfliehen solle.

Robinson winkte ihm mit der Hand, gab ihm zu erkennen, dass er zu seiner Beschützung da sei und rückte dabei allmählich gegen seine beiden Verfolger an. Jetzt war er so weit gekommen, dass er den ersten mit seinem Spiesse erreichen konnte. Er ermannte sich und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Stoss in den nackten Leib, dass er zu Boden stürzte. Der andere, welcher noch ungefähr hundert Schritte entfernt war, stutzte, holte darauf einen Pfeil hervor und schoss auf Robinson,

indem dieser auf ihn losgehen wollte. Der Pfeil traf gerade die Stelle des Herzens, — aber glücklicher Weise nur so schwach, dass er von der harten Pelzjacke wie von einem Panzer zurückprallte, ohne ihn auch nur im geringsten zu verletzen.

Robinson liess dem Feinde nicht Zeit einen zweiten Schuss zu thun; er rannte auf ihn zu und streckte ihn in den Sand, indem er eben wieder den Bogen spannte, und jetzt sah er sich nach dem Geretteten um.

Der arme Flüchtling stand zwischen Furcht und Hoffnung noch auf eben derselben Stelle, auf der ihm Robinson zugerufen hatte, ungewiss, ob das, was vorging, zu seiner Rettung geschehe oder ob die Reihe jetzt an ihn kommen werde. Der Sieger rief ihm zu und winkte ihm herbeizukommen. Er gehorchte, stand aber bald wieder still, trat abermals etwas näher und stand von Neuem still, und zwar mit sichtbarer Angst und in der Stellung eines Betenden. Robinson gab ihm alle ersinnlichen Zeichen von Freundschaft und winkte ihm abermals, herbeizutreten. Er that es, doch kniete er alle zehn oder zwölf Schritte mit den demüthigsten Geberden nieder, als wenn er ihm danken und zugleich ihm huldigen wollte.

Robinson nahm hierauf seine Larve ab, um ihm ein menschliches und freundliches Gesicht zu zeigen, worauf er ohne Bedenken näher trat, vor ihm niederkniete, den Boden küsste, sich platt niederlegte und Robinson's Fuss auf seinen Nacken setzte, vermuthlich zur Versicherung, dass er sein Sklav sein wolle. Unser Held, dem es mehr um einen Freund, als um einen Sklaven zu thun war, hob ihn liebreich auf und suchte ihn auf jede nur mögliche Weise zu überzeugen, dass er nichts als Gutes und Liebes von ihm zu erwarten habe.

Dieser gab ihm durch Zeichen zu verstehen, dass er die Bogen und die Pfeile der Getödteten nehmen und ihm folgen solle. Der Wilde hingegen bedeutete ihm, dass er erst die todten Körper im Sande verscharren wolle, damit ihre Gefährten, wenn sie etwa nachfolgen sollten, sie nicht finden möchten. Robinson bezeugte ihm Beifall über diese Vorsichtigkeit, und da war er mit seinen Händen so hurtig darüber aus, dass er in weniger als einer Viertelstunde schon beide Leichname verscharrt hatte. Dann wanderten Beide nach Robinson's Wohnung und erstiegen den Berg.

Lotte. Aber, Vater, nun war Robinson ein Mörder geworden!

Fritzchen. I, das waren ja nur Wilde, die er umgebracht hatte; das thut nichts!

Lotte. Ja, es waren aber doch Menschen.

Vater. Allerdings waren sie das, Fritzchen, und wild oder gesittet, thut hier nichts zur Sache. Die Frage aber ist nur, ob er ein Recht dazu hatte, diese Unglücklichen umzubringen? Was meinst Du, Johannes?

Johannes. Ich glaube, dass er ein Recht dazu hatte.

Vater. Und warum?

Johannes. Weil sie solche Unmenschen waren, und weil sie sonst den anderen armen Wilden würden todt gemacht haben, der ihnen doch wohl nichts zu Leide gethan hatte.

Vater. Aber wie konnte Robinson das wissen? Vielleicht hatte dieser den Tod verdient. Vielleicht waren diejenigen, die ihn verfolgten, Diener der Gerechtigkeit, die von ihrem Oberhaupte dazu befehligt waren. Und dann, wer hatte Robinson zum Richter über sie bestellt?

Nikolas. Ja, aber wenn er sie nicht getödtet hätte,

so würden sie seine Burg gesehen haben, und dann hätten sie es den Anderen wieder erzählt —

Gottlieb. Und dann wären sie alle gekommen und hätten den armen Robinson selbst umgebracht —

Fritzchen. Und aufgefressen dazu!

Vater. Jetzt seid Ihr auf dem rechten Flecke: zu seiner eigenen Sicherheit musste er es thun, ganz recht! Aber ist man denn wohl berechtigt, um sein eigenes Leben zu retten, einen Anderen umzubringen?

Alle. O ja!

Vater. Warum?

Johannes. Weil Gott will, dass wir unser Leben erhalten sollen so lange wir nur können. Wenn also Einer uns umbringen will, so muss es ja wohl recht sein, ihn erst umzubringen, damit er es müsse bleiben lassen.

Vater. Allerdings, lieben Kinder, ist eine solche Nothwehr nach menschlichen und göttlichen Gesetzen recht; aber, wohl gemerkt, nur in dem einzigen Fall, wenn ganz und gar kein anderes Mittel zu unserer eigenen Rettung übrig ist. Haben wir hingegen Gelegenheit, entweder zu entfliehen oder von Anderen beschützt zu werden, oder unseren Verfolger ausser Stand zu setzen, uns zu schaden, so ist ein Angriff auf sein Leben ein wirklicher Mord, und wird auch von der Obrigkeit als ein solcher bestraft.

Vergesst nicht, lieben Kinder, Gott zu danken, dass wir in einem Lande leben, in welchem die Obrigkeit so gute Veranstaltungen zu unserer Sicherheit getroffen hat, dass unter hunderttausend Menschen höchst selten auch nur ein einziger in die traurige Nothwendigkeit gerathen kann, von dem Rechte der Nothwehr Gebrauch machen zu müssen.

Genug für heute! — —

Und so mögen Campe's Jugendschriften ein Segen bleiben auch für die kommenden Geschlechter, die Denkkraft weckend durch ihre fassliche Darstellung, die Sittlichkeit kräftigend durch edle Gesinnung, die Herzen erwärmend durch gehaltvollen Stoff! Und so möge der Robinson insbesondere, der dem Sohne des grossen Verbannten, der auch dem Herzog von Reichstädt einst ein Lieblingsbuch gewesen, in Campe's Bearbeitung, deren wohlverdienter Ruf die Zugluft der Kritik nicht zu scheuen braucht, auch ferner durch seine lebendige Kleinmalerei die Kinderwelt entzücken und uns selbst, die Erwachsenen, manchmal zurückversetzen in den schönen Traum, in das verlorne Paradies der eigenen Jugend, in deren Erinnerung unser vaterländischer Dichter gesungen hat:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit
Was mein einst war! — —

V.

ZUR

REINIGUNG UND BEREICHERUNG

DER

DEUTSCHEN SPRACHE.

„Wer mich verbrittet, ich hass' ihn! Mich gallicismet,
ich hass' ihn!
Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich zur
Quiritin
Machen und nicht, wenn sie mich verachä'n. Ein
erhabenes Beispiel
Liess mir Hellänis; sie bildete sich durch sich selbst.“

Klopstock.

Während der Noth und der Schmach der Napoleon'schen Fremdherrschaft, damals als ein anderer Held des Geistes, als Fichte mit seinen Gedanken den Kampf rüstete gegen den Helden der Bayonette, damals fasste Campe seine bisherigen Bemühungen zur Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache [1]) zu einem grossen Werk zusammen, das, selbst eine patriotische That, in jenen Tagen, als Deutschland verloren schien, wenigstens die vaterländische Sprache retten sollte. —

Unsere Sprache und unsere Literatur ist ja lange genug der stolze Königsmantel gewesen, mit dem wir unsere nationale Blösse bedecken mussten, bis wir zu dieser Frist unser bestes Blut daran gesetzt, endlich ein Volk zu werden. So reagirte schon die deutsche Natur gegen die

[1]) 1. Proben einiger Versuche deutscher Sprachbereicherung. Braunschweig 1791 bis 1792. Erster und zweiter Versuch.

2. Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache (gekrönte Preisschrift). Braunschw. 1794.

3. Nachtrag und Berichtigungen zum ausübenden Theil der Campe'schen Preisschrift. Braunschw. 1794.

4. Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. 2 Bde. Braunschw. 1801.

5. Versuch einer genaueren Bestimmung und Verdeutschung der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunstwörter. Braunschw. 1804.

6. Beiträge zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. 3 Bde. Braunschw. 1795 bis 1797.

7. Wörterbuch der deutschen Sprache. Braunschw. 1807 bis 1812. 5 Thle.

gelehrte Schulpoesie des Zeitalters der Renaissance und gegen den französischen Geist in jener „fruchtbringenden Gesellschaft“, die ein deutscher Fürst, Ludwig von Köthen (1617), gründete, in der ausdrücklichen Absicht, die deutsche Sprache zu Ehren zu bringen. Der Wolfenbüttler Consistorialrath Schottel († 1676), ein Mitglied dieser Gesellschaft, schrieb eine „ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache“, voll rührender Klage über die Verunreinigung deutscher Sprache. Er sang:

> es kitzelt euch vor allen
> Wenn ihr aus Unverstand die deutsche Zier beschmiert,
> Aufsuchend fremden Koth

Feuriger noch trat in diese Fusstapfen der Anhaltiner Philipp von Zesen, der Begründer der Hamburger „Rosengesellschaft“, der freilich in seiner schwärmerischen Liebe für die deutsche Sprache und in seinem glühenden Hasse aller Fremdwörter an der Grenze der Lächerlichkeit anlangte. Von der zweiten schlesischen Schule bis auf Klopstock herrschte dann der tändelnde französische Geschmack. Seit Klopstock und Lessing steigt der deutsche Geist in Jugendkraft aus den Grüften eines veralteten Geschmacks. Während die Ketten klirrten, mit welchen Buonaparte's Schergen das deutsche Leben gebunden hatten, erwachte das deutsche Gewissen und ermannte sich die deutsche Nation in ihren edelsten Vertretern.

In derselben Zeit, als F. L. Jahn, diese Prophetennatur alter Zeit, seinem Volke zurief: „Ein Volk, das seine eigene Sprache verliert, giebt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen“ [1]): da erhob auch Campe, der Vor-

[1]) Jahn, Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes. Leipz. 1806.

kämpfer für die Reinheit und den Reichthum unserer Muttersprache, seine vaterländische Stimme. Unter diesem volksthümlichen Gesichtspunkte müssen wir Campe's Leistungen auf diesem Gebiete betrachten, um dem tiefsten Wollen des Mannes gerecht zu werden. Schon im Jahre 1791 war Campe mit einigen Versuchen von deutscher Sprachbereicherung vor die Oeffentlichkeit getreten [1]). Auf der betretenen Bahn weitergehend schrieb er 1794 die von dem königlichen Gelehrtenverein zu Berlin gekrönte Preisschrift „Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache". Schon hier finden wir die Grundsätze, Regeln und Grenzen genau bezeichnet, welche fortan das Richtmaass für Campe geblieben sind.

Die Preisfrage der königl. Akademie hatte fünf Fragen vorgelegt; sehen wir in Kürze, wie Campe seine Aufgabe zu lösen versucht hat.

Ist vollkommene Reinheit einer Sprache überhaupt, und besonders der deutschen, möglich? Dies die erste Frage. Campe stellt zunächst den Begriff „vollkommene Sprachreinheit" fest. Wenn eine vollkommen reine Sprache eine solche wäre, die sich mit keiner anderen Sprache in irgend einem Punkte berührte, also weder Wörter noch Wortformen mit einer anderen Sprache gemein hätte: so könnte dieser Vorzug nur einer Ursprache im eigentlichen Sinne zukommen. Aber auch die Ursprache könnte diese Reinheit nur so lange behaupten, als sich keine Töchtersprachen aus ihr entwickelt haben, die mit

[1]) Die Allg. deutsche Bibliothek fand damals das von Campe vorgeschlagene „Zerrbild" (statt Carricatur) unerträglich; heute hat Campe's Vorschlag volles Bürgerrecht (Allg. deutsche Bibl. Bd. 110, S. 548). Das Gleiche gilt von anderen Fremdwörtern, die wir Campe'n verdanken, z. B. Kunststrasse statt Chaussee, Stelldichein statt Rendezvous u. a. m.

der Muttersprache nothwendig Vieles gemein haben. Wenn man aber den Begriff vollkommener Sprachreinheit dahin einschränken wolle, dass eine Sprache Alles aus sich selbst, aus ihren eigenen Wurzeln und Stämmen ableite und keinen Ausdruck einer anderen Sprache entlehne, so könne auch dieser Vorzug nur einer Ursprache und zwar nur so lange eigen sein, als das dieselbe redende Volk von jeder Vermischung mit anderen Völkern sich rein erhalte, indem durch Verkehr und Handel eine gegenseitige Uebertragung der Sachen und der Begriffe unausbleiblich herbeigeführt werde. Diese Uebertragung werde um so unvermeidlicher sein, wenn das eine Volk vor dem anderen einen Vorsprung habe in Kunst und Wissenschaft, also auch in der Ausbildung der Sprache. So seien dem deutschen Volke mit der Ausbreitung des Christenthums mit dem römischen Dogma auch römische Wörter aufgedrungen worden (Altar, Priester, Kanzel etc.); ebenso habe später eine maasslose Bewunderung der Franzosen die deutsche Sprache mit französischen Wörtern befleckt. Und so schränkt Campe den Begriff der Sprachreinheit darauf ein, dass eine Sprache nur solche Wörter und Redensarten aufnehme, die ihrer eigenen Sprachähnlichkeit gemäss sind oder welchen sie vor der Aufnahme das Gepräge ihrer eigenen Sprachähnlichkeit aufgedrückt hat, wie bei segnen (von signare), Pfingsten (von pentecoste) u. s. w. Und so kommt er, unter Berufung auf Luther, dessen Bibelwerk nur einige wenige Fremdwörter enthält, gegenüber dem unverständlichen Hohnlächeln anmaassender Knaben zu dem Ergebniss, dass diese Art der Sprachreinheit wohl unter uns erreicht werden kann — aber auch müsse. Ist vollkommene Sprachreinheit nothwendig? Dies die zweite Frage. Die Nothwendigkeit wird erhellen, wenn die Vor-

züge einer Sprache dargethan sind, welche alle ihre Theile, aus sich selbst hervorgebracht hat. Je mehr eine Sprache sich aus sich selbst entwickelt, desto vollkommener ist sie sowohl in sich, weil sie in diesem Falle eine grössere Einheit und Selbstständigkeit behauptet, als auch in Bezug auf das sie redende Volk, weil sie am besten zur Eigenthümlichkeit desselben passt, dem Geiste, den Sitten desselben gemässer ist, weil sie das wirksamste Mittel der geistigen und sittlichen Ausbildung dieses Volkes ist und der Gemeinverständlichkeit sich erfreut.

Was die dritte Frage betrifft, die Frage über die Grenzen dieser Sprachreinigung, so stellt Campe das Gesetz auf, diejenigen fremdländischen Wörter, die schon in die Volkssprache übergegangen sind und mit der deutschen Sprachähnlichkeit übereinkommen, beizubehalten, diejenigen hingegen, welche der deutschen Sprachähnlichkeit widerstreben und noch keinen Eingang in die Volkssprache gefunden haben, auszumerzen. Zu der ersten Classe gehören Wörter wie Nase (nasus), Ohr (auris), Auge (oculus), Lippe (labia), Wind (ventus), Kohl (caulis), Fenster (fenestra) u. a. m. Dagegen verlieren wir nichts, wenn wir nicht mehr galant, Engagement, Indignation, Spleen sagen, sondern fein und artig, Verbindung, Unwille, Misstrauen oder Schrulle.

Aus welchen Quellen darf und muss aber zur Reinigung und Bereicherung unserer deutschen Schriftsprache geschöpft werden und nach welchen Grundsätzen hat dies zu geschehen? In ausführlicher Darstellung, der wir hier nicht folgen können, bespricht Campe die ältesten Denkmäler unserer Sprache, Luther's Schriften, die guten deutschen Schriftsteller neuester Zeit, die Hauptmundarten der deutschen Sprache, die mit der deutschen verwandten Sprachen, die innere

Fruchtbarkeit unserer Sprache zur Hervorbringung neuer Wörter durch Zusammensetzung und Ableitung, wobei er von dem obersten Grundsatz ausgeht, dass, wenn wir die Wahl haben, ein uns fehlendes Wort neu zu prägen oder ein vergessenes aus den Fundgruben unserer Sprache wieder ans Licht zu ziehen, wir das Letzte dem Ersten vorziehen müssen, dass aber auch das Bilden neuer Wörter nicht willkürlich und nur da vorgenommen werden soll, wo die Noth es erfordert und für die Sprache ein Gewinn erreicht werden kann.

Dies die leitenden Grundgedanken, nach welchen Campe ein Werk unternahm, in dem sich allmählich die beste Kraft seines Lebens verzehren sollte. Schon damals hat er es klar gefühlt und in der Vorrede zu dem „Nachtrag" es offen ausgesprochen, dass er, wie jetzt die Sachen bei den Deutschen stehen, weder sonderliche Ehre noch andere Vortheile von seinem Unternehmen erwarte, dass daher kein Fingerkitzel ihn treibe, sondern das warme, deutsche Herz.

Nach diesen Vorarbeiten fasste Campe den Entschluss, in Vereinigung mit einer Gesellschaft von Sprachforschern zunächst eine Zeitschrift zu gründen, die sich die Aufgabe setzte, an der Verbesserung und Ausbildung der deutschen Sprache zu arbeiten. So entstanden in den Jahren 1795 bis 1797 die „Beiträge zur Beförderung der fortschreitenden Ausbildung der deutschen Sprache". Verdienstvolle Männer stellten Campen ihr Wissen und ihr Können zur Verfügung. So Prof. Eschenburg in Braunschweig, Prof. Rüdiger in Halle, Prof. Heynatz zu Frankfurt a. d. O., Prof. Löwe in Breslau, Schulrath Gedike zu Berlin und Andere. In den gelesensten Zeitschriften wurden der Plan und die Grundsätze des Werkes dargelegt, das die besten

deutschen Schriftsteller hinsichtlich ihrer Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit prüfen, gelegentliche Sprachberichtigungen sammeln und auch für die Gegenurtheile Andersdenkender ein öffentlicher Sprechsaal sein sollte. Die „Zueignungsschrift an die Deutschen" rief den Zeitgenossen Herder's goldene Worte zu (aus den Briefen zur Beförderung der Humanität): Erwache also, Du schlafender Gott, wenn Du nicht etwa dichtest oder über Feld gegangen bist; erwache, deutsches Publicum, und lass Dir Dein Palladium nicht rauben! Aus dem trägen Schlummer, aus dem niedrigen Stolze, der das Beste wegwerfend verachtet, aus der Anmaassung, die dem Schlechtesten das Privilegium (das Vorrecht) des Besten ertheilen zu können glaubt, aus der nie theilnehmenden Kälte, aus der völligen Seelenentfremdung, glaube mir, wird nichts, und kann nichts werden. Die Zeit, da das alles galt, ist vorüber. Unsanft aus dem Schlaf gerüttelt, erwache und zeige, dass Du kein Barbar bist, damit man Dir nicht als einem Barbaren begegne. Deine Sprache, die Schwester der griechischen, die Königin und Mutter vieler Völker für ganz Europa, hast Du zu sichern, auszubilden, zu bewahren. —

Bei aller Vielseitigkeit der „Beiträge" [1]) hat diese Zeitschrift dadurch am meisten die Blicke der Zeitgenossen auf sich gezogen, dass durch sie gleichsam ein Sprach-

[1]) Was ist Hochdeutsch? von Campe. — Ueber den Geschichtsstyl, von Mackensen. — Philosophische Forschungen über Natur und Wesenheit der Sprache, von Mertian. — Ueber Zeitwörter, vorzüglich Sein, Haben und Werden, von Löwe. — Grundsätze der Wortforschung (Etymologie), von Heinzelmann. — Ueber den Ursprung der Sprache, von Mackensen. — Ueber Wann und Wenn, von Campe. — Ueber die Völkernamen, von Winterfeld. — Orthographische Aufsätze, von Winterfeld. — Ueber Vocale und Consonanten, von Wagner. — Ueber das Fürwort Es, von Gedike u. a. m.

areopag errichtet und vor denselben die scheinbar Unantastbaren, die grossen classischen Dichter und Schriftsteller unserer Nation, citirt wurden; zunächst Wieland, Herder, Goethe, Voss und Kant. Wie die Gesellschaft der Sprachforscher ihre Aufgabe zu lösen suchte, das wird der Anschaulichkeit am besten nahegebracht werden, wenn wir aus den Schriften der genannten Dichter, an welche das sprachliche Richtmaass gelegt wird, eine geeignete Stelle ausheben und die Randbemerkungen der Sprachrichter hinzufügen. — —

Der erste, der dem sprachlichen Areopag Rede zu stehen hatte, war Herder; die Sprachbeurtheilung verbreitete sich über seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“; die Abhandlung ist von Dr. Anton, beziehungsweise auch von Campe. Nachdem die Fülle der herrlichen Gedanken anerkannt ist, wendet sich die Kritik der sprachlichen Darstellung zu [1]).

Seite 1. Der Verfasser fängt mit einer Inversion (Umstellung) an, die den Gedanken durch den Ton, der mit aller Kraft auf dem zweiten Worte ruht, ausserordentlich verstärkt: „Vom Himmel muss unsere Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts anfangen, wenn sie einigermaassen diesen Namen verdienen soll.“ Da das Vorwort von anzeigt, dass der Himmel den Urstoff zu dieser Philosophie liefert, so ist es ganz richtig gebraucht. Wenn es aber soviel bedeuten sollte, als: dass der Himmel das Erste sei, was man zu betrachten habe, so würde mit oder bei richtiger zu sein scheinen. Uebrigens wäre es wohl bestimmter gesagt, wenn anfangen nicht als ein Mittelzeitwort, sondern als ein zurückdeutendes (reciprocum), oder auch als ein Thatzeitwort

1) Beiträge, zweites Stück, S. 1 ff.

(activum) gebraucht worden wäre, weil in diesen beiden Fällen verdienen soll, gut, bei dem gegenwärtigen Gebrauch aber: verdienen will, richtiger sein würde.

Einigermaassen müsste wenigstens einigermaaſsen geschrieben werden, weil die Verdoppelung des „ſ" die Wirkung, die man durch die Verdoppelung des „a" beabsichtigt, wieder aufhebt. Aber auch das zweite a ist entbehrlich; so wie es auch in den Ableitungen mässig, die Mässigkeit u. s. w. durchgängig weggelassen wird. In der Folge schreibt unser Verfasser immer Maas, welches aber auch nicht richtig ist, weil wir in den Biegungsfällen, nicht des Maases, dem Maase, sondern des Maſses u. s. w. sprechen und schreiben müssen. C.

Ebendas. „Denn da unser Wohnplatz die Erde, — von himmlischen Kräften ihre Beschaffenheit und Gestalt empfängt." Müsste wohl seine heissen, weil das Hauptwort, worauf es sich bezieht, nicht die Erde, sondern der Wohnplatz ist. C.

Organisation. Der Herr Verfasser braucht dieses französische Wort sehr häufig, und doch könnte er es mehrentheils durch Belebung oder durch ein anderes, aus seinem eigenen Reichthum der Sprache gebildetes, mehr ausdrückendes Wort geben.

Es ist Herrn Herder in diesem vortrefflichen Werke mit dem fremden Worte Organisation, wie in seinem neuesten Werke mit dem fremden Worte Humanität gegangen; er hat es nämlich bald in dieser, bald in jener Bedeutung genommen. Bald drückt er damit die Handlung der Natur aus, da sie künstlich gebaute lebende Geschöpfe hervorbringt, und da ist es Belebung oder Bildung; bald die künstliche Bau-art der Körper solcher Geschöpfe, und da können wir Kunstbau oder Bildungsart dafür sagen; bald die Geschöpfe selbst, und da hat

er einigemal das gute deutsche Wort Gebilde selbst dafür gebraucht. C.

S. 4. „Die mit ihrer Grösse und Dichtigkeit im Verhältniss sind“; in Verhältniss. Im kann nur für: in dem gesetzt werden. C.

Ebend. „Monde.“ Im Oberteutschen und allen von ihm abstammenden oder ähnlichen Mund-arten lautet die Vielzahl in der Ur-endung: Monden. Allein ich überzeuge mich gern, dass es besser ist, wenn man diese Abweichung wieder in die Regel zurückbringt, obgleich die Endung „nd“ viele Abweichungen hat.

Ebend. „Nichts giebt einen so erhabenen Blick, als diese Einbildung des grossen Weltgebäudes.“ Einbildung; auf diese Art, dass es Idee, Ueberblick, Vorstellung bedeuten soll, kann dieses Wort wohl nicht gut gebraucht werden. Sein Begriff ist immer schwankend, nur als Vermögen der Seele — Einbildungskraft — hat es einigen Werth.

Auch scheint das Beiwort erhaben zu dem Sachworte Blick nicht wohl zu passen. C.

Seite 5. „Das blosse Erstaunen, das uns vernichtigt.“ Dieses Zeitwort ist sehr gut gebildet, und verdient in die W. B. aufgenommen zu werden. Dass es ganz etwas anderes andeutet, als vernichten, brauche ich nicht zu erinnern.

Ebend. „Wo vielleicht mehrere solche Sonnensystems in zerstreuten Räumen des Himmels ihre Bahnen vollenden.“ Der Verfasser will sagen: in Räumen, deren einer ausserhalb des anderen liegt; also in verschiedenen, von einander getrennten Räumen. Zerstreut scheint hier nicht wohl zu passen, weil es den Nebenbegriff des nachlässig oder verwirrt hingeworfenen mit sich führt. Für Sonnensysteme

würde ich in diesem Zusammenhange Sonnenreiche sagen. C.

Ebend. „Der sich selbst überall allgnugsamen Natur;“ allgnugsam sagt schon so viel als überall gnugsam; und das Doppelte, unmittelbar auf einander folgende all macht einen Uebel-laut. Genug ohne e (gnug) zu schreiben, wie unser Verfasser immer thut, macht eine Härte. C.

Ebend. „ein unermessliches Ganze“ ist durchaus falsch, wenn es auch Sulzer einmal braucht. Sobald ein Beiwort ohne Abänderung zum Hauptwort wird, so muss auch dasselbe vollkommen so genommen werden, wie es als Beiwort mit dem bestimmten oder unbestimmten Artikel (Andeuter) lautet. Ich kann also zwar sagen: das Ganze, aber nie ein Ganze, sondern ein Ganzes; also auch ein unermessliches Ganzes.

Ebend. „Weltatome;“ warum nicht Weltstoffe?

Seite 6. „Spuren jener groſſen Kraft;“ jener groſsen, wie der Verfasser es nachher selbst geschrieben hat. C.

Seite 7. „Und mit allem vorlieb nehmen;“ fürlieb. C.

Ebend. „Als die Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben soll.“ Ob das Zeitwort ausleben wohl reziprok gebraucht werden darf, und ob der ganze Ausdruck philosophisch richtig ist?

Ebend. „Je in einen grösseren Chor — meine Mutter gehört — desto vester (fester) finde ich auch mein Schicksal“ u. s. w. Dieses ist wirklich ganz falsch, statt: je grösser der Chor ist, zu welchem etc. oder in welchem.

Und warum der Chor und nicht das, wie auf der vorstehenden Seite? Herr Adelung billigt zwar beides; allein in einer und eben derselben Schrift sollte es

doch einförmig gebraucht werden. Warum Chor überhaupt, und nicht lieber das Deutsche, Kreis? C.

Ebend. „Die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern;" ihr Wirkungskreis, oder besser, ihr Wirkkreis. C.

Seite 8 und in vielen anderen Stellen wird das fremdartige Planet gebraucht, wofür wir bekanntlich das deutsche Wandelstern haben. Irrstern, welches man auch dafür versucht hat, bietet einen falschen Begriff dar. C.

Seite 9. „Das Verhältniss unserer Erdegeschlechter zu den Organisationen anderer Weltkörper." Hier sind Organisationen nichts anderes als belebte Wesen, wozu, in weiterem Sinne, auch die Pflanzen gehören. C.

Seite 10. „Die Natur hat uns diese Aussicht versaget;" versagt. C.

Ebend. „Des Jupiters wilde Revoluzionen." Warum nicht Umwälzungen? C.

Ebend. „Und räthseln daraus, was wir glücklich oder unglücklich daraus zu ersehen meinen." Diese ganze Stelle gefällt mir nicht. Räthseln kann nichts anderes anzeigen, als entweder: Räthsel aufgeben, oder etwas zu einem Räthsel machen; das wollte aber der Verfasser wohl nicht sagen, sondern „wir rathen". Wollte er ein neues Zeitwort bilden mit schwankendem Begriffe, so sollte es rätheln heissen. Ferner steht glücklich oder unglücklich an der unrechten Stelle. Denn die Meinung selbst war nicht unglücklich oder glücklich, sondern der Erfolg. Es sollte so heissen: und rathen glücklich oder unglücklich, was wir daraus zu ersehen vermeinen.

Seite 11. „Proportion." Für dieses ausländische Wort können wir in diesem Zusammenhange abgemessenes oder richtiges Verhältniss sagen. C.

Ebend. „Auch auf die Dichtigkeit ihrer Masse hat man wahrscheinliche Schlüsse gefolgert." Hier müsste entweder auf mit aus, oder gefolgert mit gebaut vertauscht werden. C.

Ebend. „Wir mögen mit unserer Schätzung herauf-, oder herabsteigen;" muss, aus bekannten Gründen, hinauf und hinab heissen.

Ebend. „dörfen" statt dürfen. Der Verfasser schreibt beständig so.

Ebend. „dem Quell, zu Trost" muss durchaus dem Quelle, zu Troste, heissen.

Seite 12. „Unser Tag ist wenig von einander, von den Tagen der anderen (Planeten) aber so sehr verschieden, u. s. w." Die erste Hälfte dieses Satzes ist unverständlich; es muss heissen: unsere Tage sind u. s. w. C.

Ebend. „Das Verhältniss der Materie zu unserm Geist;" zu unserm Geiste.

Seite 13. „Wenn wir uns gedenken." Ich gedenke mich, kann ich nicht sagen, und „ich gedenke mir" fordert eiue andere Stellung der Redetheile. Man muss durchaus sagen; sich denken.

Ebend. „Nachdem wir zur Summe der Organisation unsers Planetens gelanget sind," ist wirklich entweder sprachwidrig gesagt, „nachdem wir den Inbegriff aller Bildungen unseres Planeten kennen gelernt haben," oder undeutlich, wenn es so viel anzeigen soll, als: wenn wir die Summe der Organisationen, deren wir auf unserem Planeten fähig sind, erlangt haben. (Und, wenn das letzte der Sinn sein soll, so liesse sich Organisation hier füglich durch Bildungsart verdeutschen. C.)

Ebend. „Ein Wandelgang" für Spaziergang, passt zu dem von mir vorgeschlagenen neuen Worte,

Wandelbahn, für den Ort genommen, wo gelustwandelt wird. C.

Ebend. „Eine andere Welt kennet ihre äusserlichen Hülfsmittel und Hindernisse wahrscheinlich nicht.“ Das ihre geht vermuthlich auf die Triebe und Neigungungen, aber um nicht gleichsam einen neuen abgesonderten, sondern einen mit dem vorhergehenden verbundenen Gedanken zu haben, sollte es heissen: in einer anderen Welt kennen wir etc. Ueberdies ist die Stelle auch fähig, in einem anderen Sinne genommen zu werden, als ob eine andere Welt unsere Hindernisse nicht kenne, ohne dass wir uns in diese Welt denken.

Ebend. „Aber die letzten Resultate derselben sollte sie nicht kennen?“ Wir haben für Resultate seit einigen Jahren zwei neue Wörter — Ergebniss und Ausfall — erhalten, wovon besonders das letzte hier recht gut stehen zu können scheint; „aber den letzten Ausfall derselben sollte sie nicht kennen?“ C.

Ebend. „Alle Radien streben auch hier zum Mittelpunkt (punkte) des Kreises.“ Alle Halbmesser; oder, da dies eigentlich Semidiameter ausdrückt, könnte man das Lateinische radius nicht wörtlich, durch Strahl, übersetzen? „Alle Strahlen des Umkreises streben u. w.“ C.

Seite 15. „Was physisch vereinigt ist, warum sollte es nicht auch geistig und moralisch sein?“ Für physisch könnte bekanntlich körperlich, oder dem Körper nach und für moralisch das eben so allgemein bekannte deutsche Wort, sittlich, stehen. C.

Ebend. „Da Geist und Moralität auch Physik sind.“ Hier ist das ausländische Physik in einem ganz ungewöhnlichen Sinne, nämlich nach französischem Sprachgebrauche, als Beiwort genommen. Aber dafür haben wir ja unser deutsches, natürlich! C.

Ebend. „Wäre es mir erlaubt, die allgemeine Beschaffenheit der mancherlei Planeten auch in der Organisation und im Leben ihrer Bewohner — zu vergleichen.“ Hier lässt sich Organisation füglich durch Kunstbau oder künstliche Bildung verdeutschen. C.

Seite 16. „Universum“ — Welt-all. Was fehlt diesem schönen deutschen Worte, das uns berechtigen könnte, ihm das fremde vorzuziehen? C.

Ebend. „den Beweis dieses Satzes giebet sie selbst;“ gibt. C.

Seite 17. „Elemente;“ hier Urstoffe. C.

Ebend. „Die versteinten Thiere und Gewächse.“ Das sind also Thiere und Gewächse, die mit Steinen umzogen sind, oder sich in denselben befinden, die von einer Steinrinde umgeben, also noch immer unverwandelt da sind. Wenn aber der Verfasser solche meint, welche selbst zu Steinen geworden sind, oder von denen ein Abdruck sich in den Steinen befindet: so musste er nothwendig von versteinerten Dingen sprechen, da dieses der Sprachgebrauch fordert.

Ebend. „Revoluzionen“ sind Umkehrungen, Umwandlungen, Umwälzungen. Ich merke einmal für allemal an, dass Herr Herder zu grosse Kraft auf fremde Wörter setzt, und sie häufig da braucht, wo unsere Sprache ihn nicht unberathen gelassen hätte. (Und dies — besonders der gar zu häufige Gebrauch fremdartiger gelehrter Kunstwörter, die der ungelehrte, obgleich sonst gebildete, Leser nicht versteht, und die daher abschreckend für ihn sind — ist die unglückliche, und doch so leicht zu hebende Ursache, warum dieses lehrreiche Werk nicht halb so viel gelesen worden ist, als es gelesen zu werden verdiente. C.)

Ebend. „Sie sind aber schwer zu trennen.“ Eigent-

lich wohl richtiger, zu unterscheiden; denn jener Ausdruck setzt eine innige Vereinigung der Umwandlungen der ersten und zweiten Art voraus, die der Verfasser nicht annahm, um so weniger, da der vorhergehende Satz ihm alsdann widersprechen würde. Ueberhaupt genommen, ist die ganze Stelle falsch abgetheilt (interpunktirt). Wozu nach Theorie das Semikolon? Sind Jene, Jener und Dieser entgegengesetzt? In keinem Falle; sondern es ist ein neuer Satz, eine Erläuterung des Gesagten. Es würde daher richtiger z. B. also lauten:

Weder über diese, noch über jene (sie sind aber schwer zu unterscheiden) haben wir bisher eine vollständige Theorie (ein vollständiges Lehrgebäude). Ueber jene können wir auch schwerlich eine haben; über diese aber wünschte ich eine zu erleben.

Ebend. „Local-ursachen" sind örtliche Ursachen; Physik ist Naturlehre, und Chemie bekanntlich Scheidekunst. C.

Seite 18 kommen folgende fremde Wörter unnöthiger Weise vor: Composizion, Decomposizionen, simpele, Geogonien, qualitates occultae, physisch, reduzirt, Simplizität, Stamina, Krystallisazionen, Organisation.

Ebend. „Geogonie;" Erd-erzeugungslehre oder Erdentstehungslehre. C.

Ebend. „Wo nicht nahe, so doch entferntere Vorschritte." Ich will das „wo nicht" gelten lassen, obgleich wenn nicht besser gewesen wäre; aber wozu so nöthig ist, und wie es eine andere Partikel, etwa wenigstens oder gewiss, vertreten kann, sehe ich nicht ein.

Ebend. „Und die vielfachen Gattungen zuletzt im Menschen wie viel Auflösungen und Revoluzionen des Einen in das Andre setzten die voraus." Warum nach Menschen nicht ein Anhaltungszeichen gesetzt, und

warum zuletzt das anzeigende Fürwort die gebraucht ward, da es richtiger und bestimmter sie oder wohlklingender: diese, geheissen hätte? „und die vielfachen Gattungen der Erde etc. zuletzt im Menschen — wie viele Auflösungen setzen sie voraus!“

Seite 19. „Nach der Mosaischen Tradition;“ nach der Ueberlieferung oder Volkssage in Moses Schriften. Eigenschaftswörter (wie mosaisch), aus Eigennamen gebildet, sind, genau betrachtet, etwas Widersinniges, so wenig wir auch, durch den Gebrauch verwöhnt, dies zu merken pflegen. Wie kann man den Umstand, dass eine Sache von diesem oder jenem, und von keinem anderen, herrührt, ihr als eine Eigenschaft beilegen? C.

Ebend. „Da sie zur Bildung u. s. w.“ Die Periode hatte sich mit da, d. i. weil, indem, angefangen, es hätte daher das zweite Mal bestimmter als gesagt werden können.

Ebend. „Pflanzenorganisation“, Pflanzenbildung; „Thierorganisation“, Thierbildung. C.

Ebend. „Bis endlich der Mensch auftrat, Microcosmus;“ eine Welt im Kleinen. C.

Seite 20. „Nie werden sie unserm Wohnplatz ganz fremde sein.“ Hier möchte ich den würdigen Herrn Verfasser ersuchen, das dem Worte fremd unnöthig angehängte e lieber zu dem Worte Wohnplatz zu setzen, dem dasselbe, ohne eine Härte zu verursachen, nicht entzogen werden kann. Wenn wir diesem e (ich weiss nicht warum?) auch noch so abhold wären: so müssten wir uns doch wohl entschliessen, es wenigstens allen denjenigen Wörtern im dritten Falle (Dativ) zu geben, die im zweiten Falle (Genitiv) kein blosses s, sondern ein es haben, wie Wohnplatz, des Wohnplatzes. C.

Ebend. „Das Ihre zurücke;“ das Ihrige, und zurück. C.

S. 21. In der trefflichen Stelle: „wenn die Sonne etc. die alternde Kraft der Erde nun endlich in ihren brennenden Schooss zöge; was geschähe anders, als was nach ewigen Gesetzen etc. geschehen musste“ — kann zuletzt nicht das Zeitwort bestimmt gesetzt werden, sondern die zweifelhafte Art ist zu nehmen, müsste.

Ebend. „Schon die Bildung unseres Wohnhauses und aller Stoffe, die es hergeben konnte, muss uns auf die Hinfälligkeit und Abwechslung der Menschengeschichte bereiten.“ Hinfälligkeit kann von Geschichte, selbst in der alleruneigentlichsten Dichtersprache, wohl schwerlich gesagt werden. Ich dächte also, es müsste hier heissen: „von der Hinfälligkeit des Menschen, und von den Abwechslungen aller Menschengeschichte.“ C.

Seite 22. „Nur einige Striche zu Darstellung dieser grossen Aussicht, die mich seit meiner frühesten Selbstbildung erfasst hat.“ Zu muss hier nothwendig zur heissen, weil die folgt, und es statt zu der steht. Die Aussicht erfasst mich, klingt sehr fremd. Es möchte wohl heissen: die mich angezogen oder gefesselt hat. C.

Seite 23. „Sie ist mir auch so lang heilig,“ so lange. C.

Ebend. „Kein Hemisphär dem anderen gleich.“ Erstlich sagen wir auf Griechisch-Deutsch nicht der oder das Hemisphär, sondern die Hemisphäre; und dann haben wir zweitens das gute deutsche Wort Halbkugel dafür. C.

Ebend. „Durch nord- und südliche Grade;“ müsste wenigstens nörd- heissen, besser aber, durch nördliche und südliche Grade. C.

Ebend. „Globus“; Erdkugel, oder Erdmodell. Modell gehört nämlich zu denjenigen Wörtern, von denen noch nicht entschieden ist, ob sie ausländischen Ursprungs, oder mit den ähnlich klingenden ausländischen

Wörtern aus einer und eben derselben Urquelle geschöpft sind. S. Adelung. C.

Seite 24. „In diesem Gesetz;“ Gesetze. C.

Ebend. „unison“ eintönig. C.

Ebend. „Ein sanftes Gewicht knüpfte die Natur an unseren Fuss,“ ist doppelsinnig. Entweder ward ein sanftes Gewicht durch die Natur, oder die Natur durch ein sanftes Gewicht geknüpft. Im letzteren Falle kann das Zeitwort knüpfen gelten, im ersteren würde binden richtiger sein. Die natürliche Stellung, ohne Inversion, hätte den Doppelsinn vermieden.

Ebend. „Wie alles zum Mittelpunkt drängt, und nichts von der Erde hinweg kann, ohne dass es je von unserem Willen abhange: ob wir darauf leben oder sterben wollen; so ziehet die Natur u. s. w.“ Hier verursacht erstlich das es eine Dunkelheit, weil man glaubt, dass es sich auf das vorhergehende nichts beziehe, welches doch nicht der Fall ist. Zweitens müsste für abhange wohl abhängt stehen, weil nicht abzusehen ist, wozu die ungewisse Form hier dienen soll. Drittens scheint das Fragezeichen bei wollen wegbleiben zu müssen. C.

Ebend. „des rauhesten Klima;“ Himmelsstriches. C.

Seite 25. „Stuffenleiter“, Stufenleiter. C.

Ebend. „Wenn wir über die Geschichte unseres Geschlechts philosophiren wollen;“ statt jenes Zwitterwortes können wir in diesem Zusammenhange: aus Vernunftgründen schliessen, oder vernunftmässige Betrachtungen anstellen, oder etwas ähnliches sagen. C.

Seite 26. „erwarten überall seiner.“ Wenigstens besser, erwarten ihn überall, oder, warten überall seiner .

Im vierten und fünften Stück der „Beiträge“ wird über Wieland’s „Grazien“ von Professor Heynatz Gericht gehalten [1].

. .

. . . . Ich werde nichts nur einigermaassen Wichtiges übergehen, und folgende Fälle genau unterscheiden: 1) Wieland hat in der neuen Ausgabe sich selbst mehrmals verbessert. 2) Einige von ihm gemachte Verbesserungen wären vielleicht besser unterblieben. 3) Einiges, was man, oder was wenigstens ich in der neuen Ausgabe nicht wieder zu finden glaubte, ist dennoch unverändert geblieben.

Diejenige ältere Ausgabe der Grazien, welche ich mit der jetzigen neuesten vergleiche, ist die zu Biel 1772 erschienene, die meines Erinnerns von der ältesten vom Jahr 1769 wenig oder gar nicht abweicht. In den meisten Fällen führe ich die Seitenzahlen an.

Wieland hat sich von jeher die Einmischung einiger fremden Wörter verstattet, und ist darüber von den Reinigkeitsverfechtern mehrmals in Anspruch genommen worden. Diese werden mit Vergnügen bemerken, dass jetzt in verschiedenen Stellen einheimische Wörter an die Stelle der fremden getreten sind. Man findet für Attitüde, Hymne, Magie, Kopien, simpel jetzt Stellung, Gesänge, Zauber, Nachbilder (S. 28), einfältig (S. 44). Indessen ist Magie doch noch ein paarmal stehen geblieben; S. 11:

Wo bliebe die Magie des schönen Idealen?

Oder sollte Magie hier wegen des gleich folgenden Idealen Schonung verdient haben? Ich dächte, gerade das Gegentheil. Und S. 55: So sehr wir auch für die geist-

[1]) Stück 4, S. 20 ff. Stück 5, S. 1 ff.

volle Poesie dieses Wälschen Dichters (Guarini), für die Magie seines Ausdrucks und die Musik seiner Verse eingenommen sind. — Für Indiskretion steht jetzt S. 4 auf eine eben nicht befriedigende Art Unbescheidenheit (denn S. 5 und 8 hat Bescheidenheit offenbar den Sinn von Modestie).

Auf der letzten Seite standen ehemals Träume, jungen Liebesgöttern gleich. Aus den Liebesgöttern sind jetzt Amorinen geworden.

Seite 22 ist aus dem Bacchus, dem Sohn Zevs und der schönen Semele, der Sohn Jupiter's und der schönen Semele geworden. Hingegen steht jetzt Zevs-Perikles, wo sonst Jupiter-Perikles stand. In der letzten Stelle ist dann aus Prytaneum zugleich Prytaneon gemacht, vielleicht weil sich zum Zevs die griechische Form in on besser zu schicken schien. In der alten Ausgabe stand noch: den Musen, den Töchtern Jovis und der Harmonie. Dass dafür jetzt Jupiters gesetzt sei, denkt sich von selbst.

Dass Zeuxes jetzt immer in Zeuxis verwandelt ist, macht Herrn Wieland's Genauigkeit Ehre. Würde indessen Zeux minder erträglich sein, als Arimasp, Apoll, Olymp u. a.? Und würde in der Gebendung der Mehrheit den Zeuxen und Parrhasien nicht besser gefallen, als jetzt den Zeuxis und Parrhasius? (S. 79, wo es ehemals in der Einheit hiess: dem Zeuxis und Parrhasius).

Aus der Latonie ist Latonen's Tochter geworden; aber die Bildsäule des schönen Hyacinth, des Amykliden, ist geblieben.

Noch immer bleibt der Vorrath fremder Wörter in einem Aufsatze von 119 Seiten sehr ansehnlich. Mysterien, profan, Konklavist, Abbé, amöbäisch, Grä-

cien, negativ, Labyrinthisch, Autochthonen, Anekdote, Apotheose, Artisten, profaniren, Methode, Statue, Monologen, romantisch, Symmetrie, grotesk, harmonisch, Majestät, naiv (naive Freude, S. 78), Magazin, Gase, Ambrosia, ekstatisch, phantasiren, Hypothesen, Sympathie, Philosophie, die Lyra, Karakter (ehemals Charakter), Genius. Sollten sich die meisten von diesen nicht eben so gut haben verwandeln lassen, als die vorher angeführten? S. 105 wird gefragt: Sollten die Grazien immer ohne kleine Anekdoten geblieben sein? und S. 113 steht: Sie wollen noch mehr von den geheimen Geschichtchen der Grazien erfahren. Also waren ja die kleinen Anekdoten geheime Geschichtchen. Wenn statt Charitinnen und Grazien durchgängig Huldinnen gesetzt, ja wenn das ganze Gedicht die Huldinnen überschrieben wäre, würde es im geringsten auffallen können?

Seite 89 steht intellektualen statt des ehemaligen intellektualischen, wie schon in der älteren Ausgabe ideale Schönheit stand. Aber warum steht nun auf eben der Seite (44) unidealische Schönheit, zu Anfang des fünften Buches idealisches Bild, und S. 90 „idealisch oder nicht?“

Seite 4 heisst es bei einem Widerspruche jetzt feiner und richtiger: Verzeihen Sie mir, Danae; wo vorher Vergeben Sie mir stand. S. 49 welkt jetzt Lycänion, die ehemals welk ward. S. 59 heisst es jetzt: die Verschönerung des Menschen vollenden, da ehemals da stand: die Verschönerung des Menschen zur Vollkommenheit bringen. Tänze mit Wettspielen abgesetzt, sind jetzt (S. 70) in Tänze mit Wettspielen abgewechselt, verwandelt und das unangenehme

ein Theil des Rockes aufgebunden
hat (S. 72) dem anständigern
ein Theil der Kleidung aufgebunden.

weichen müssen. Die Götter brachen sonst, wenn Vulkan den Mundschenken machte, in ein unermessliches, jetzt (S. 92) in ein unauslöschliches Gelächter aus, welches wenigstens besser an den vom Homer gebrauchten Ausdruck erinnert. Sonst sollte man sich die Priesterinnen der Grazien sehr liebenswürdig einbilden, jetzt (S. 89) sie sich sehr liebenswürdig vorstellen; und die Mutter der Grazien, die sich sonst nicht ohne eigenthümlichen Reiz gedenken liess, lässt sich jetzt (S. 89) ohne denselben nicht denken. S. 102 steht: Wie war es möglich, die Musarion nicht zu verstehen. Ehemals hiess es nicht so richtig, sie misszuverstehen. Alle diese und mehrere Verbesserungen werden vermuthlich Jerdermanns Beifall haben, und als Beispiele einer genauen Ausfeilung gelten. Bei anderen walten einige Zweifel ob. So wage ich nicht zu entscheiden, ob S. 96 mit Recht steiniger Pfad an die Stelle des rauhen Pfades getreten sei.

Seite 4: Wenn Ihrem Verlangen genug geschieht. Sollte ein Genüge nicht besser und gewissermaassen auch minder zweideutig sein? Hier fiele freilich die Zweideutigkeit weg, wenn genuggeschieht als Ein Wort geschrieben wäre.

Man vergütet einen wirklich geschehenen Schaden, ein wirklich geschehenes Unrecht. Aber S. 6 vergütet Danae durch ihren geäusserten Zweifel, ob der Verfasser unter dem Dichter der Grazien Gleim oder Jacobi verstehe, das Unrecht, das er einem von beiden nicht angethan hat, sondern durch seine Entscheidung würde angethan haben. Würde ein neuerer Bentlei sehr irren, wenn er hier verhütet zu lesen vorschlüge?

Vollzogen werden nur Befehle, befolgt werden Winke sowohl als Befehle. S. 26 Ihr Wink soll vollzogen werden, Danae.

Seite 72 ist der namenlose Reiz, der das ganze Wesen der Grazien ausmacht, in einen unbeschreiblichen Reiz verwandelt worden. Hingegen ist eben derselbe Ausdruck S. 54 stehen geblieben: Namenlosen Reiz athmend schwebten sie über dem Boden. Wir haben ja das gute Wort unaussprechlich; und namenlos drückt, wie Wieland in der ersten Stelle gefühlt zu haben scheint, eigentlich einen ganz anderen Begriff aus. Für zahllos, oder für das, dessen Menge nicht bestimmt werden kann, begehre ich das Wort nicht zu tadeln. Dass es in neueren Schriften unendlich oft für unbeschreiblich oder unaussprechlich — vielleicht zum Theil auf Wieland's Ansehen — gebraucht ist, weiss ich sehr wohl.

Seite 75 bittet Phyllis Aglajen, nicht so reizend zu sein. Gut! Nicht so sehr einnehmend zu sein. Auch dies gut! Aber nun noch weiter: nicht so rührend zu sein. Sagt man in der That ein rührendes Mädchen, eine rührende Schönheit? S. 81 liest Daphnis in Phyllis Augen eine rührende Angst. Kaum kann ich auch dies billigen. Bei einer ihn innigst rührenden Angst würde ich keinen Anstoss gefunden haben.

Seite 76 ruft der Herold eine allgemeine Stille aus. Man ruft eigentlich aus, was schon da ist, z. B. einen Befehl, einen Frieden. Der Herold, oder der Ruf des Herolds gebot allgemeine Stille.

Seite 77: Was für Ehre konnt' es den Grazien machen, sterbliche Mädchen auszulöschen? Ist verdunkeln nicht wenigstens verständlicher?

Seite 80: Hier lernten sie der willigen Natur das Handwerk nicht, ihr ängstlich nachzuäffen, nein! das Ge-

heimniss ab, sie selbst zu übertreffen. — Wie könnte man der Natur das Handwerk ablernen, ihr nachzuäffen? Dann müsste ja die Natur vorher sich selbst nachgeäfft haben. So kann auch die Natur zwar vielleicht sich selbst übertreffen; aber man kann ihr das Geheimniss, die Natur zu übertreffen, nicht ablernen.

Seite 81: hat Phyllis keinen Wunsch, die Schönste (schönste) zu sein, als in ihres Daphnis Augen. Heisst das, ihr einziger Wunsch war, in ihres Daphnis Augen die schönste zu sein?

Ebend.: Wie schön seid Ihr, holde Schwester! Wahrlich, je mehr ich Euch betrachte, keinem sterblichen Mädchen gleich. Sollte es nicht vielmehr ähnlich heissen?

Seite 82: Jener, dem die Grazien zuerst aus (unter) allen Sterblichen am blumigten (blumichten) Cephisen (Cephisus, oder abgekürzt, Cephis, wie Dionys, Brundus) sich ohne Gürtel wiesen. Ich leugne nicht, dass mir das wiesen hier viel anstössiger ist, als zeigten mir sein würde, wiewohl ich weit entfernt bin, dies an die Stelle zu wünschen.

Gleich im Anfang der Zuschrift an Danae sind mir die Worte: Ich weiss nicht, woher Sie es nehmen, etwas zweideutig. Soll es heissen: woher Sie es haben? Alsdann ist freilich nehmen feiner gesagt. Oder: weshalb Sie vermuthen? Alsdann weiss ich nicht, warum nicht vermuthen, oder etwas ähnliches gebraucht ist.

Wörter, wie dorten, selbige, etliche, sein Dasein unvermerkt vorbeiträumen, was für etwas, ich selber, sollten, meiner Empfindung nach, in einem makellosen Aufsatze gar nicht angetroffen werden. S. 18, 4, 53, 15, 32, 37.

Sich mit Jemand begehen, statt: mit ihm verträglich oder unverträglich leben, wird von den meisten für

bloss Oberdeutsch gehalten. Aber zugestanden, dass man so sprechen dürfe, wird nun sich begehen, auch in folgender Bedeutung ohne Tadel sein? Der Stand solcher Wilden,

> Die ohne zu pflanzen, zu ackern, zu säen,
> Mit Müssiggang sich, auf Kosten der Götter, begehen.

Seite 17: Man hat verschiedentlich von der Sache (wer der Vater der Grazien gewesen sei) gesprochen. — Adelung billigt verschiedentlich höchstens in der Bedeutung von auf verschiedene Art. Allein die Bedeutung mehrmals ist fast gewöhnlicher, und folglich verursacht es oft Zweideutigkeit, wie auch hier der Fall ist. Also entweder verschieden oder mehrmals; wahrscheinlich das erste.

Der junge Bacchus glich den Lüften, worin sich Rosen verdüften. — So gut man in thätiger Bedeutung verdünsten spricht, würde man auch verdüften sprechen können. Allein, so wie man sich verdünsten (statt verdunsten, ohne sich) nicht wagen würde, so scheint auch sich verdüften, zu kühn zu sein. Sich verduften würde man eher, selbst in Prosa, verstatten.

Verkörpern, welches Adelung so wenig als verdüften hat, würde nach der Sprachähnlichkeit von verkalken, verkornen u. dgl. so viel heissen, als in einen Körper verwandeln, und so würde in der Monadenlehre von der Verkörperung etwas vorkommen müssen. Ob es nun aber auch von der Einkleidung in einen Körper gebraucht werden könne, ist eine ganz andere Frage. So gebraucht es indessen Herr Wieland S. 89: Die Mutter der Liebe und der Grazien, in welcher die griechischen Musen den höchsten Begriff der Schönheit zu verkörpern gesucht haben. Ich weiss nicht, ob ich körperlich darstellen dafür vorschlagen darf.

Seite 106: Ich habe das Zeugniss einer unendlichen Menge von Schriftstellern vor mir. — Es muss schlechterdings für mich heissen.

Seite 60: Nichts konnte einfältiger sein, als dieser Gedanke Damöt's; und doch hatte ihn noch Niemand gehabt. — Unstreitig würde einfacher oder natürlicher hier unzweideutiger sein. Auf der folgenden Seite macht einfältiglich eine recht gute Wirkung.

Seite 61: Wenn die schöne Welt sich bei einander fand, stieg keiner jungen Dirne der Einfall auf: gefall ich oder nicht? — Der aufsteigende Einfall scheint nicht am besten gesagt zu sein. In einer Erzählung von der ganz alten patriarchalischen Welt, wo es aber noch keine schöne Welt gab, würde eine Dirne vielleicht eher an ihrem rechten Platze stehen, als hier. Etwas anstössiger wird das Wort Dirne S. 95:

> Wenn zwischen jungen Dirnen,
> Aus denen Freude glänzt,
> Der alte Teyer scherzt' und lachte.

Das Wort zugehören wird S. 98 in einem jetzt wohl so leicht nicht mehr vorkommenden Sinne gebraucht. Nur den Phrynen, den Glycerern und Laiden konnt' es zugehören, Euer'n Orgien würdig vorzustehen. Statt: Nur Phrynen etc. konnten.

Kehren, für sich wenden, ist allenfalls dem Dichter zu verzeihen. S. 100: Da (da scheint hier für wo zu stehen) Zevs-Perikles mit gleicher Leichtigkeit von Arbeit zur Ergötzlichkeit, und von Aspasien ins Prytaneon kehrte.

Ebend. stand sonst ganz richtig, wie mich dünkt — das Alcibiades Amorn auf seinem Schilde führte. Jetzt führt er ihn in seinem Schilde, von welcher Verbesserung mir die Nothwendigkeit nicht einleuchten will.

Gute Deutsche sprechen nicht: Die andere Schwester sieht nicht schön; statt, sie sieht nicht schön aus. Aber man spricht allenthalben: Sie sieht ihrer Mutter ähnlich. So steht auch hier S. 28: So ähnlich sehen sie einander. Allein was soll man nun von dem nicht gewöhnlichen Ausdrucke (S. III) urtheilen: Er sieht in unser Geschlecht? Ich glaube, er lässt sich durch ähnlich sehen vertheidigen.

Es kömmt mir wohl, statt es kömmt mir zu statten, es ist mein Glück, ist wenigstens nicht im grösseren Theil Deutschlands bekannt. Wieland hat es in folgender Stelle (S. 24), wo es vielen fast unverständlich sein wird: Der junges Bacchus fühlte zum ersten Male, dass er mehr als ein Sterblicher sei. Und wohl kam es ihm! Kein Sterblicher hätte die Gewalt des Entzückens ertragen können, mit welchem er in der Venus Arme flog.

Seite 33: Sie liessen ihn nicht lange im Wunder. Gewöhnlicher sagt man wohl, in der Verwunderung.

Seite 36: Ihr seid zu reizend, Cytheren nicht einzig anzugehören. Das einzig für allein macht die Stelle ein wenig dunkel.

Seite 45: Weil diese Schönen sich ganz sicher darauf verliessen, dass sie ausser Gefahr seien (wären?), von männlichen Augen betastet zu werden. — Die Uebertragung ist ein wenig kühn, lässt sich aber durch das Lateinische oculis contrectari, das Hr. Wieland vielleicht im Sinne hatte, entschuldigen.

Seite 48: wo von der plötzlichen Sittsamkeit des Amor die Rede ist: „Er kannte sich nicht mehr, seitdem er bei diesen holden Mädchen war. Alle Schelmerei ging weg.“ Verging ihm, wäre freilich platt. Aber warum nicht verlor sich?

. .

Das sechste und siebente Stück der Beiträge bringt Bemerkungen über dasjenige der Goethe'schen Dramen, in dem die Sprache vielleicht am meisten veredelt und der Gedanke am meisten vertieft ist, Bemerkungen über den Ausdruck in der Iphigenie. Die weitangelegte Arbeit ist von Professer Löwe, Campe hat sie durch Zusätze vervollständigt und seinen Standpunkt gewahrt.

. . . . In diesem Meisterstücke, das, nach dem Urtheile der Kenner, das vollkommenste Kunstwerk seiner Art ist, macht die Vortrefflichkeit des Ausdrucks keine der geringeren Schönheiten aus. Die griechische Feinheit, die stille Grösse, die man an dem ganzen Werke mit Recht bewundert: sie liegt wahrlich nicht in den Charakteren und Begebenheiten allein; sie zeigt am meisten sich in den Reden, und dem Vortrage überhaupt, welcher edle Einfalt mit Kraft, Würde, Wohlklang und der feinsten Gewandtheit, auf das musterhafteste verbindet. Um die Belege hierzu zu liefern, könnte man in die Versuchung gerathen, das ganze Gedicht abzuschreiben; nicht bloss darum, weil die Wahl unter den einzelnen Stellen zu schwer sein würde, sondern auch darum, weil fast jede derselben, sei es Erzählung, oder Gespräch, oder Denk- und Sittenspruch, ihre besonderen Schönheiten und Vorzüge hat, die hinlänglichen Stoff zu nutzreichen Bemerkungen geben. — Weit leichter und kürzer ist es, diejenigen Stellen auszuzeichnen, die den Leser aus einer oder der anderen Ursache nicht so ganz befriedigen, und den Wunsch in ihm erwecken, dass es dem Künstler gefallen möchte, diese kleinen und wenigen Unvollkommenheiten, wenn man sie schon nicht geradezu Flecken oder Fehler nennen kann, wegzufeilen, und sie durch solche Ausdrücke zu ersetzen, die den übrigen an Schönheit und Vortrefflichkeit gleichkommen. Wenn ich indessen in den fol-

genden Bemerkungen mir auch zuweilen das Vergnügen gemacht habe, die besonderen Schönheiten mancher einzelnen Stellen zu beleuchten, so versteht es sich, nach der obigen Aeusserung von selbst, dass ich die nicht berührten Stellen darum nicht etwa für weniger schön, oder weniger bemerkenswerth gehalten wissen will. —

Ich kann diese kurze, aber nöthige Vorerinnerung nicht schicklicher, als mit den Worten des Hugo Blair, schliessen, die dieser Kunstrichter in gleicher Absicht seiner Prüfung der Addison'schen Schreibart voranschickt. „Der Schönheiten dieses Schriftstellers sind so viele, und der Charakter seiner Schreibart ist so einnehmend und beifallswürdig, dass die kleinen Unvollkommenheiten, welche ich hier und da bemerken werde, höchstens nur jenen Flecken in der Sonne gleichen, die man zwar durch Hülfe der Kunst entdecken kann, die aber keinesweges vermögend sind, den Glanz derselben zu verdunklen."

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten heil'gen, dichtbelaubten Hains,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.

Es geht dem Leser — wenn ich von mir auf andere schliessen darf — mit diesem Gliedersatze gerade wie unserer Heldin mit dem heiligen Haine. Man liest und überliest ihn nochmals, sogar mit Vergnügen, mit einem gewissen heiligen Schauer, den der treffend-malerische Ausdruck des Dichters auch in dem Herzen des Lesers

aufregt: und doch kann sich der Geist nicht ganz in ihn hineingewöhnen; doch wird er immer etwas fremd-artiges und widerstehendes darin finden, das Anstoss erregt, und ihn an dem reinen Genusse des Vergnügens hindert. — Der untersuchende Leser wird, so deucht mir, in Folgendem den Grund davon finden.

1) Jede Versetzung (Inversion) in der Wortfolge muss in der Vorstellungsart des Redenden, und diese wiederum in dem jedesmaligen Gemüthsstande desselben gegründet sein. Wenn demnach ein Wort aus der Reihe des ganzen Satzes herausgehoben und an die Stelle des Grunddings (Subjects), also gleichsam in den Vordergrund des Gemäldes, gesetzt wird, wo es von allen Theilen des Redesatzes das meiste Licht erhält: so muss auch die Vorstellung, die es bezeichnen soll, diesen Vorzug vermöge ihrer Wichtigkeit verdienen; sie muss als die Hauptfigur betrachtet werden können, welcher alle übrigen nur bloss als Nebenfiguren zugesellt sind. — Ist dem aber also, so nimmt hier das Wort heraus, als Umstands-Bezeichnung von der Handlung treten, diese Stelle mit Unrecht ein, die vielmehr dem Schauplatze der Handlung selbst, den Schatten, gebührt.

In eure Schatten heraus, rege Wipfel
— — — — — —
— — — — — —
Trete ich u. s. w.

2) Sowohl durch die Stelle an sich, die dieses Wort jetzt einnimmt, als auch durch die weite Entfernung des Handlungsworts, auf das es sich unmittelbar bezieht, wird der Leser anfänglich verleitet, eine Art von wildem Ausruf darin zu finden: Heraus in eure Schatten! u. s. w. — Und wenn die Folge ihn eines anderen belehrt, so ist er genöthigt, den Weg erst wieder zurück zu machen, und

vielleicht öfter zurück zu machen, ehe er sich in dem Zusammenhange recht finden wird. Man könnte dagegen einwenden, dass der Dichter bei Schauspielen weniger auf den Leser, als auf den Zuschauer, Rücksicht zu nehmen brauche; dieser aber höre die Worte von der Schauspielerin, die ihre Rolle schon überdacht haben muss. — Allein, eben die Schauspielerin, je eine grössere Künstlerin sie ist, desto grösser wird auch ihre Verlegenheit wegen eines schicklichen Vortrages zu diesen Worten sein. Man denke sie sich beim Anfange der Rede so eben heraustretend, oder schon etwas weilend: immer wird sie nicht wissen, was sie mit dem kurzen, abgestumpften heraus machen soll. Soll sie es mit Nachdruck im Tone und Geberdenspiele begleiten? — So wird der Zuschauer sich bei ihr in dem nämlichen Falle finden, in welchem der Leser war, ohne noch dazu, wie dieser, durch den Rückweg das rechte Geleis aufsuchen zu können. Sie wird nämlich, die Sache aufs Leichteste genommen, nicht vermeiden können, in ihren Ton, in ihre Geberde, eine Art von Aufwallung zu legen, die sich zu der übrigen Gemüths- und Denkungsart der sanft duldenden Iphigenie ganz und gar nicht passt. — Soll sie im Gegentheil sanft darüber weggleiten? — So wird es sich unter den übrigen Ausdrücken verlieren; so wird es nichts vorzüglich bezeichnen; so wird es so gut sein, als wenn dieser Ausdruck die erste Lichtstelle gar nicht eingenommen hätte: so hätte ihn aber der Verfasser auch gleich davon weglassen können und sollen.

3) Ueberdies ist hier die Bestimmung dieses Nebenumstandes ganz und gar überflüssig. Denn, ich trete in die Schatten, ist die allgemeine Bezeichnung für folgende vier Fälle: ich trete (aus dem offenen Felde) in die Schatten hinein oder herein, und ich trete (aus

dem Tempel) in die Schatten hinaus oder heraus. Bloss wenn einer von diesen Umständen vorzüglich bemerkt werden muss, ist diese Nebenbestimmung nöthig; welches aber hier nicht der Fall ist, da gar kein Grund abzusehen ist, warum das Heraustreten der Fremden schauerlicher sein soll, als das Hereintreten in die Schatten dieses heiligen Hains. Es hat zwar das Ansehen, als wenn das in die Schatten heraustreten dem in das Heiligthum hineintreten entgegengesetzt werden sollte. Allein, nicht nur ist dieses Heraustreten des Gegensatzes bei blossen Nebenumständen für die Gemüthslage der Iphigenie viel zu gekünstelt und viel zu kleinlich; sondern es hätte alsdann zur Vollständigkeit des Gegensatzes auch das hinein ausdrücklich angegeben werden müssen. So wie aber dieses wegblieb und in der That auch wegbleiben konnte, ohne den Sinn im mindesten zu verletzen, so konnte es auch jenes mit gleichem Rechte. Je feiner der Stoff, und je ausgebildeter ein Kunstwerk ist, desto auffallender ist der kleinste Makel an beiden; daher denn auch bei einem Meistersänger, wie der Verfasser der Iphigenie ist, ein müssiges Wort schon hinreicht, das Vergnügen des bedächtigen Lesers zu stören.

4) „Der Göttin stilles Heiligthum.“ Fasse ich den Sinn des Verfassers recht, so wird unter dieser Benennung der Tempel selbst verstanden, im Gegensatze des heiligen Haines; und Iphigenie will sagen: sie mag in den Hain heraus-, oder in den Tempel hineintreten, so geschehe es immer mit dem Gefühle, als wenn diese Oerter zum ersten Mal von ihr betreten würden. Da aber dieser Gegensatz in dem Ausdruck nicht gehörig beleuchtet ist, so wird auch hierdurch die Verständlichkeit des ganzen Gliedersatzes nicht wenig gehindert.

Wir sind nämlich gewohnt, uns schon bei jedem Walde Einsamkeit, und die damit verbundene Ruhe und Stille, zu denken; noch mehr aber wird dieses bei einem dichtbelaubten, heiligen Haine der Fall sein. Zwar scheint der Verfasser absichtlich darum sich des Ausdrucks rege Wipfel bedient zu haben, um den lebendigen Hain dem todten Gemäuer um so anschaulicher entgegen zu setzen. Ich zweifle aber sehr, ob dieser Ausdruck einer sanften Bewegung, welche oft die um uns her herrschende Stille nur noch um so merkbarer macht, Kraft genug habe, die lange gewohnte Vorstellung, die wir von einem heiligen Haine haben, in uns zu unterdrücken, und uns denselben lebendig und geräuschvoll zu denken. Dieses ist es, was den Leser unbestimmt lässt, und ihn, wenigstens anfänglich, geneigt macht, die Benennung stilles Heiligthum auf den heiligen Hain zurückzuführen, und das Wie zu Anfange der Zeile mehr erläuternd (explanativ), in dem Sinne von als, zu nehmen, wodurch aber der ganze Satz mit sich selbst in Widerspruch geriethe, indem dieser erläuternde Nebensatz gleichsam den Grund oder die Erklärung zu dem sonderbaren Gefühle der Iphigenie enthalten würde, das ihr doch sonderbar bleiben muss, um darin das Vorgefühl der Rückkehr in ihre Heimath zu finden.

5) „als wenn ich sie zum ersten Mal beträte.“ Wenn das sie sich auch nicht auf die Schatten allein bezieht, sondern auch das Heiligthum mit begreift, so müssen sie doch wenigstens mit darunter verstanden werden. Nun kann man zwar sagen, das Heiligthum betreten, so wie man sagt: ich betrete sein Haus nicht wieder, wo man sich auslassungsweise die Schwelle desselben dabei denkt; weniger schicklich dürfte schon der Ausdruck: den Wald betreten, für: in den Wald

treten, sein, weil hier die aufrechtstehenden Bäume den herrschenden Begriff in der Vorstellung ausmachen; daher ein genauer Schriftsteller immer lieber sagen wird: kaum hatten wir des Waldes Boden betreten. Vollends unschicklich ist aber der Ausdruck des Waldes Schatten betreten, für in den Wald hineintreten, weil es ein falsches Bild giebt; denn man kann, der Natur der Sachen gemäss, den Schatten des Waldes auch ausser dem Walde schon betreten, d. h. darauf treten.

[Dass für:

mit schaudernden Gefühl'

eigentlich mit schauderndem stehen müsste, und dass man besser hieher, als hierher, sagt, verdient kaum angemerkt zu werden. C.]

Und an dem Ufer steh' ich lange,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend.

Ein treffender Ausdruck, um den Gemüthsstand eines Menschen zu bezeichnen, der in einer unsichtbaren Weite einen festen Gesichtspunkt sucht, den er nur denken, nicht sehen kann. Mit den Augen suchend, wo das Auge nicht hinreicht, wäre widernatürlich, und suchend allein, nicht bestimmt genug gewesen.

Weh dem der, fern von Eltern und Geschwistern,
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.

Ein neues Bild, das beim ersten Ueberblick gefällt, bei einer näheren Beleuchtung aber als unnatürlich und falsch erscheint. Der Gram, so hat man sich es immer gedacht, verbittert dem Leidenden jeden Genuss; das

heisst bei einer weiteren Ausführung der Redefigur zur Metapher: er versetzt alles das, was jener geniessen will, mit einem bitteren Zusatze, mit Galle oder Wermuth. — „Es ist ein gutes Mittel angegeben worden,“ sagt der im Eingange angeführte Kunstrichter, „um die Schicklichkeit der Metaphern zu prüfen, und zu erfahren, ob die Theile derselben sich untereinander vertragen oder nicht; man suche nämlich sich das Ganze als ein wirkliches Gemälde zu denken, und bemerke dabei, ob die Theile gehörig zusammen stimmen, und was es für ein Bild geben würde, wenn die Hand des Malers es darstellte.“ Nun wende man dieses Mittel auch auf den vorliegenden Fall an, übertrage den Ausdruck unseres Dichters in ein wirkliches Gemälde, und denke sich eine hagere, abgezehrte Figur, die vor einer anderen Figur steht und ihr die Speise vor den Lippen wegzehrt: wird man sich unter jener nicht den Neid, die Missgunst, die Begier, den Heisshunger, weit eher als den Gram vorstellen? Denn dieser, an und für sich als Person betrachtet, wird vielmehr die besten Speisen, die ihm dargereicht werden, mit der Hand von sich weisen. Soll er aber als den eigentlichen Menschen quälend dargestellt werden, so müsste man ihn in der Abbildung, nach der gewöhnlichen und natürlichen Vorstellung, in dessen Speisen Galle eindrücken lassen.

[Auch die Kleinigkeit, dass Geschwister, als ein Sammelwort, welches alle Brüder und Schwestern zusammengenommen bezeichnet, nicht in der Mehrzahl gebraucht wird, darf bei einem Meisterwerke, wie Iphigenie, erinnert werden. C.]

[Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt.

Wenn hier der Nachsatz völlig passen sollte, so müsste der Vorsatz den Gedanken enthalten: „es ist zwar schon schlimm genug, dass das Weib oft einem rauhen Manne gehorchen muss; aber wie elend vollends u. s. w.“ Die Worte: ist *Pflicht und Trost*, lassen einen anderen Gegensatz erwarten, nämlich den: aber *wie viel mehr ist es Pflicht und Trost* etc. Es hätte also entweder das Wort *Trost* wegbleiben und das Wort *Pflicht* mit einem näher bestimmenden Beiwort (z. B. *ist eine schwere Pflicht*) versehen werden, oder der ganze Vorsatz etwa so lauten müssen: „Es ist zwar schon eine schwere, wiewohl immer noch erträgliche Pflicht des Weibes, einem rauhen Gatten zu gehorchen: allein wie elend u. s. w.“ C.]

Von Trojens *umgewandten* Mauern.

Eine umgewandte Mauer wäre allenfalls eine solche, deren innere Seite herauswärts, und deren äussere Seite hineinwärts gekehrt worden ist, dergleichen es wohl überhaupt nur selten geben dürfte, die Trojischen Mauern aber gewiss nicht waren; denn diese waren *umgestürzt*. Im Versbau würde der Gebrauch dieses Wortes nichts geändert haben, da umgestürzten eben das Maass wie umgewandten hat; wahrscheinlich aber ist dieser Ausdruck dem Dichter zu gemein, oder zu abgenutzt gewesen. Allein, so empfehlend auch die Neuheit ist, so kann sie es doch nur in der Begleitung des Wahren und Schicklichen sein. *Hingestürzten* würde mit einem gleichen Sylbenmaasse auch den Vorzug des edlern Ausdrucks verbinden.

Zweiter Auftritt.

Arkas:

Ich eile vor dem König' und dem Heer',
Zu melden, dass er *kommt*, und dass es *naht*.

Wenn es gleich wahr ist, dass die Ankunft des voraus eintreffenden Königs ganz von der Ankunft des mit langsamen und abgemessenen Schritten sich nahenden Heeres sehr verschieden ist; wenn es ferner auch nicht minder wahr ist, dass diese Verschiedenheit durch die besonderen Ausdrücke: er kommt, und es naht, ganz genau und bestimmt angegeben wird: so ist doch immer noch kein Grund vorhanden, warum die Priesterin, und der Zuschauer mit ihr, auf diese Verschiedenheit müsse aufmerksam gemacht werden. Es bleibt also immer ein müssiger Ausdruck, der bloss den Vers ausfüllt, Kopf und Herz aber leer lässt. — Da der Dichter uns selbst daran gewöhnt hat, fast mit jedem Worte einen Nectartropfen einzuchlürfen, so kann ihn auch die Unbehaglichkeit nicht befremden, die wir bei einem nüchternen Verse empfinden.

Und wie mit Eisenbanden bleibt die Seele
Ins Innerste des Busens dir geschmiedet.

Da man nicht sagt: wohin ist es geschmiedet, sondern woran ist es geschmiedet, oder auch, wo ist es angeschmiedet: so müsste der Ausdruck hier, wenn er richtig gegeben sein sollte, auch entweder heissen, die Seele dir ans Innerste des Busens geschmiedet, oder, im Innersten des Busens angeschmiedet.

Iphigenie.
Wie's der Vertrieb'nen, der Verwais'ten ziemt.
Arkas.
Scheinst du dir hier vertrieben und verwais't?
Iphigenie.
Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?
Arkas.
Und dir ist fremd das Vaterland geworden.
Iphigenie.
Das ist's, warum mein blutend Herz nicht heilt.

Diese kraftvolle Kürze, dieser rasche Gang des Wechselgesprächs, wo die Hauptlichter des Für und Wider — man erlaube mir diesen Ausdruck — wie Blitz auf Blitz, wie Schlag auf Schlag, auf einander folgen, ist ganz Lessingisch. In Betreff der einzelnen Ausdrücke finde ich Folgendes zu bemerken:

1) die Fremde. Dieses echte altdeutsche Sachwort hat sich seit geraumer Zeit schon ganz aus der Schriftsprache verloren, wo das neuere Ausland dafür eingeführt worden ist; und selbst in der Umgangssprache hört man nur noch bei den geringeren Classen die Ausdrücke: in die Fremde wandern, er ist in der Fremde, aus der Fremde zurückkommen. Der Gebrauch, den unser Dichter davon macht, wird dasselbe wahrscheinlich wiederum in seine alten Rechte einsetzen. Zwar ist der neuere Ausdruck bestimmter; denn, wer z. B. aus Schlesien nach Preussen reiset, geht auch schon in die Fremde, insofern er, als einzelner Mensch, Verwandte und Freunde verlässt und aus so mancher anderen angenehmen Verbindung tritt, um nach einem entfernten Orte hinzugehen, wo er vielleicht ganz allein da steht, wo er jedem anderen, und jeder andere ihm fremd ist; er ist aber darum noch nicht im Auslande, da er als Bürger noch unter dem Schutze des allgemeinen Oberhauptes und der allgemeinen Gesetze sich befindet, und als Landeskind auch noch in seinem Vaterlande ist. Allein eben darum, weil der alte Ausdruck viel umfassender, als der neuere ist, kann ihn dieser auch nicht ganz ersetzen, und jener ist also auch nicht stets zu missen. Ferner aber ist auch der alte Ausdruck für den Dichter, nicht nur um eben dieser seiner Allgemeinheit willen, oft um so viel brauchbarer, sondern auch darum, weil er weit malender ist, und den Nebenbegriff

der Unbehaglichkeit in allen ihren Arten mit darstellt, welches dem neuern Ausdrucke mangelt. *Das Ausland* kann in mancher Hinsicht eben so gut, ja besser als das *Vaterland* sein; aber die wohlthuendste Fremde wird, so lange sie eine *Fremde* für uns bleibt, so lange wir nicht in ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen, gleichsam wie in unserer Behausung, eingewohnt sind, nie die Behaglichkeit für uns haben, die wir in der Heimath empfanden. Das *Ausland* ist also dem *Vaterlande*, die *Fremde* der *Heimath* entgegengesetzt.

2) „Ŭnd dīr ĭst frēmd dăs Vātĕrlānd gĕwōrdĕn." Man sollte bei der ersten Ansicht glauben, dass hier, als Bezeichnung des *Gegensatzes*, das Fügewort *doch* von besserer Wirkung sein müsste. Eine genauere Untersuchung aber belehrt uns eines Bessern. Der Sinn nämlich erfordert hier, dass der Begriff *dir* hervorsteche, und also in das grösste Licht gesetzt werde. Denn *Arkas* will sagen: wem die Wahl freisteht, dem ist es freilich nicht zu verdenken, wenn er in der Fremde keinen hinlänglichen Ersatz für das Vaterland findet, und seinen Sinn immer nur dorthin richtet; bei *dir* ist es aber der Fall nicht, *dir* ist das Vaterland fremd geworden, du musst oder solltest also die Fremde dir zum Vaterlande machen. *Dir* erfordert also nicht nur den Nachdruckston, sondern es *muss* auch aus eben dem Grunde vor dem Behauptungsbegriffe (Prädicat) *ist fremd* vorhergehen. Nun erfordert aber das Fügewort *doch*, als die ausdrückliche *Bezeichnung des Gegensatzes*, des besseren Abstichs wegen, auch den Nachdruckston. Hierdurch wären diese beiden Begriffe sich gleichsam einander in den Weg getreten und der Vers hätte für den Leser keinen festen Bau gehabt, indem es zweifelhaft gewesen wäre, ob man

lesen sollte: dōch dīr ĭst frēmd, oder dōch dĭr ĭst frēmd, oder dŏch dīr ĭst frēmd. Gesetzt aber auch, man hätte den Begriff dir als einen Theil des Satzes selbst, dem Verhältnissbegriffe doch, als blosser Verbindung des Satzes, vorgezogen und also das zuletzt gedachte Silbenmaas, welches auch in der That das richtigste ist, gewählt: so wäre doch eben dadurch die ausdrückliche Bezeichnung des Gegensatzes verloren gegangen und in dem Fügeworte nur noch das Verhältniss der Verbindung überhaupt merkbar geblieben; welches aber der Dichter auch schon jetzt durch den Gebrauch des allgemeinen Fügeworts Und bewerkstelligt hat, ohne bei dem Leser erst Anstoss und Zweifel zu erregen. — Zu gleicher Zeit ist aber auch für den Schauspieler der belehrende Wink darin enthalten, diesen Vers nicht mit dem kalten, abschreckenden Tone des Widerspruchs herzusagen, sondern mit dem wärmern, gefälligern Tone der freundschaftlichen Theilnahme, der den Ausdruck des Wunsches mit sich führt, dass es anders sein möchte, als welcher allein das Bittere mildern kann, das in diesem Widerspruche für die verbannte Iphigenie liegt, und der also auch bei dem treuen Arkas, wie ihn die Leidende selbst nennt, nicht fehlen wird.

3) Mein blutend Herz. Der Regel nach müsste es wohl heissen: mein blutendes Herz, so wie man sagen muss: mein blutender Kopf, meine blutende Hand, und nicht sagen kann: mein blutend Kopf, meine blutend Hand. So wenig sich Jemand diesen letzten Fehler leicht wird zu Schulden kommen lassen, so häufig findet man doch die Verstümmelung des einverleibten Beschaffenheitswortes bei sächlichen Nennwörtern, als: ein schlafend Kind, schön Wetter u. m. dergl. Die Ursache hiervon liegt wohl darin, dass die Weglassung der

Geschlechts-Beziehung bei Eigenschaftswörtern männlicher und weiblicher Nennwörter zu merkbar und auffallend ist, nicht so aber bei einem sächlichen Nennworte, das ein so genanntes Neutrum, und also eigentlich geschlechtslos ist. Beträfe nun die Verkürzung in der That nur die Geschlechts-Bezeichnung, so könnte man sie allenfalls gelten lassen; und zwar um so eher, da das nämliche auch schon bei Eigenschaftswörtern weiblicher Nennwörter geschieht: eine schlafende Venus, eine rechtschaffene Frau, meine gute Tochter, welche sämmtlich ein doppeltes e am Ende haben sollten, wo aber gleichfalls das e der Geschlechts-Bezeichnung wegfällt, weil diese sich schon in dem vorhergehenden Artikel oder Fürworte befindet, welches aber bei dem männlichen oder sächlichen ein und mein nicht der Fall ist. Da aber mit der gedachten Verkürzung auch das Einverleibungszeichen wegfällt, so ist es durchaus sprachwidrig; und kann man so wenig sagen: ein blutend Herz, ein schlafend Kind, ein schön Haus, als man sagen kann: das blutend Herze, das schlafend Kind, das schön Haus. Bleibt hingegen das Einverleibungs-e, so ist auch mit der Weglassung der Geschlechts-Bezeichnung allein nichts gewonnen. Da indessen der Dichter in dem Versbau auch oft Doppelschläge (Daktylen) eingemischt hat, so würde auch das vollständige blūtĕndĕs hier zu gebrauchen sein, wenn nicht der Vers mit der kurzen Silbe anfinge, wodurch die beiden kurzen Silben von der vorhergehenden langen Silbe getrennt, und mit der folgenden einen Gegenfall (Anapäst) bilden würden, der nicht gut in das Gehör fiele. — Doch überlassen wir das Aendern lieber der Meisterhand selbst.

[dass in folgendem Verse:

Die neuen Schösslingĕ, gesēllt und lieblich,

das ge (in Schösslinge) lange gebraucht und mit dem ge (in gesellt) zusammengestellt ist, macht einen doppelten Uebel-laut.

In folgender Stelle:

> — — leider fasste da
> Ein fremder Fluch mich an, und trennte mich
> Von den Geliebten, riss das schöne Band
> Mit ehrner Faust entzwei.

möchte ich das an wegwünschen. Anfassen deutet, vermöge der Vorsilbe an, die nur die Oberfläche, oder auch nur einen Theil des berührten Gegenstandes, der Einbildungskraft vorspiegelt, auf ein sanftes, wenigstens nicht gewaltsames, Berühren oder Ergreifen. Wo dieses ausgedrückt werden soll, da muss es durch das einfache fassen geschehen. Also besser:

> — — leider fasste da
> Mich schon ein fremder Fluch, und trennte mich etc.

In der nächsten Antwort des Arkas:

> Wenn du dich so unglücklich nennen willst;
> So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

machen, sowohl die vielen auf einander folgenden einsilbigen Wörter (in dem ersten Verse viere, in dem zweiten gar sechse), als auch die Betonung der Silben glück und dank, in unglücklich und undankbar, eine unangenehme Wirkung. C.]

> [Als dich ein tief-geheimnissvolles Schicksal
> Vor so viel Jahren diesem Tempel brachte.

Unsere Sprache erlaubt uns zwar, auch dreifache Zusammensetzungen zu machen, und zwar sowohl solche, worin die beiden ersten Wörter das dritte bestimmen, wie Feld-marschal-Lieutenant, als auch solche, worin die beiden letzten von dem ersten näher bestimmt werden, wie Feld-postmeister; allein die drei Wörter müssen denn

doch nothwendig von der Art sein, dass je zwei und zwei, als eine einfache Zusammensetzung, zu einander passen und für sich einen Begriff bezeichnen. Dies ist nun aber mit tiefgeheimnissvoll nicht der Fall. Man kann weder tiefgeheimniss, noch tiefvoll sagen. Mithin ist diese Zusammensetzung sprachwidrig. Eben das ergiebt sich auch durch die Auflösung, welche der sicherste Prüfstein der Echtheit aller Zusammensetzungen ist. Ein Schicksal, welches tief voll Geheimniss ist — wer fühlt nicht, dass man so nicht sprechen kann? C.]

[„Dir, als einer Gottgegeb'nen"

Auch diese Zusammensetzung scheint fehlerhaft zu sein, weil sie zweideutig ist. Eine Gott gegebene kann nämlich eben so gut, oder vielmehr noch besser, eine Person bezeichnen, welche der Gottheit gegeben oder geweihet ist, als (wie hier) eine von Gott gegebene oder verliehene Person. Der erste Begriff bietet sich (vermöge der Aehnlichkeit mit gott-ergeben) leichter, als der letzte dar. Und der letzte soll hier doch nur bezeichnet werden. C.]

Arkas.

Und dieses Opfer war dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden sonst voll Grausen war,
Weil niemand unser Reich vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht,
Nach altem Brauch, ein blut'ges Opfer fiel.

Das Fügewort weil steht meines Erachtens hier nicht am rechten Orte, und sollte es eher heissen: da niemand u. s. w. Denn, erstens ist der als Ursache angegebene Umstand keineswegs der Iphigenie fremd, und muss vielmehr von dem Arkas nicht nur als derselben an

und für sich bekannt, sondern auch als die ihr von sich selbst darbietende Ursache vorausgesetzt werden. Zweitens ist es nicht einmal eine eigentliche Ursache, sondern bloss eine weitere Ausführung des Vorhergesagten; denn nicht sowohl darum weil, als vielmehr dadurch, dass es ihm den Tod brachte, ward es ihm voll Grausens. Drittens gehört es mit zur Vollkommenheit eines Gliedersatzes, dass man an der Verkettung gleich erkenne, ob ein Glied mit einem Hauptstück oder mit einem Nebenstück in näherer Verbindung steht; das Fügewort weil aber ist eher dazu geschickt, den Satz, worauf es sich bezieht, mit dem ersten Verse, als dem Hauptsatze, zu verbinden, als mit dem zweiten Satze, welcher doch nur ein Nebensatz ist. Viertens folgt aus allem diesen, dass das Fügewort weil dem Satze, dem es zur Verkettung dient, eine grössere Wichtigkeit leiht, und ihn in ein helleres Licht setzt, als ihm in diesem Gliedersatze zukommt, wodurch also die Haltung, und mit dieser auch die Schönheit des Ganzen verloren geht. — So viel in Hinsicht auf die Sprachrichtigkeit, die mit der gedachten Verwandlung des Fügewortes zufrieden gestellt werden könnte. Nicht also die Geschmackslehre, die mir nichts geringeres, als die Aufopferung der sämmtlichen drei letzten Verse, zu fordern scheint. — In den französischen Schauspielen war es freilich ehemals allgemeiner Brauch, die Ohren der armen Vertrauten, oder sonstiger Nebenpersonen, zum Besten der Zuhörer in Beschlag zu nehmen und sie ganze Erzählungen mit anhören zu lassen, die ihnen nichts weniger als neu waren, bloss damit jene es bei der Gelegenheit auch erfahren könnten. Aber bei einem Goethe hätte man einen solchen unnatürlichen Behelf nicht erwartet, dessen er noch dazu um so weniger bedurfte, da er nur siebzehn Zeilen weiter hin das

nämliche, mit nur wenig veränderten Worten, von der nämlichen Person, und an die nämliche Person, sagen lässt:

Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Dass am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend lässt, von Jahr zu Jahr
Mit sanfter Ueberredung aufgehalten?

Dort führt das Gespräch die Erwähnung desselben ganz unvermerkt herbei und bis dahin hätte der Leser oder Zuhörer, zu seinem eigenen Vortheil, warten können und müssen. Zu seinem Vortheil; denn jetzt wirft jene überflüssige Stelle auch auf diese einen ungünstigen Schatten und verringert ihre Wirkung ungemein, indem nun dem Leser das bloss eine matte Wiederholung ist, was ihn sonst als Aufschluss und als neue Kunde doppelt angezogen hätte. — Eine Wiederholung, die sich der unsterbliche Lessing gewiss nicht würde haben zu Schulden kommen lassen.

Iphigenie.

Welch Leben ist's, das an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muss? — — —

Statt sein eigen Grab, muss es heissen: sein eig'nes Grab, welches im Versbaue nichts geändert haben würde. Warum diese Geschlechtsbezeichnung nicht weggelassen werden kann, ist schon oben gezeigt worden.

— — — Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewusstes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbstvergessende,
Die Trauerschaar der Abgeschied'nen feiert?

Das Verhältniss dieses Gedankens zu dem vorhergehenden ist nicht richtig durch das Fügewort Und angegeben. Denn dieses Fügewort lässt hier einen neuen Klagepunkt vermuthen, der zu dem vorigen hinzukommt; der Leser findet aber keinen anderen, als den schon angeführten, nur anders gewendet, und mehr auseinandergesetzt. Der schlichte Vortrag (die Prosa) würde den Uebergang so dargestellt haben: oder kann ich das ein fröhliches, selbstbewusstes Leben nennen, wenn u. s. w. — Der Dichter kann freilich in manchen Fällen die Verbindung der Sätze vernachlässigen, das heisst, er kann sie ganz aufheben, und dieses Geschäft dem Leser selbst überlassen, der oft um so mehr dadurch gewinnen wird; nie aber muss und darf er diesem eine falsche Verbindung unterschieben, und ihm dadurch den Gesichtspunkt verrücken.

2) Ein selbstbewusstes Leben heisst in der Auflösung ein Leben, das seiner selbst bewusst ist, welches keinen Sinn giebt; derjenige Sinn hingegen, welchen der Dichter damit verbunden wissen will: „ein Leben, wobei man seiner selbst bewusst ist," liegt nicht darin, weil mehrere Begriffe fehlen, die als wesentliche Theile zur richtigen Darstellung des Ganzen höchst nothwendig sind, daher denn auch die Zusammensetzung nicht vollständig ist. Ein anderes ist es mit dem folgenden Ausdrucke, selbstvergessend, dem der Dichter wahrscheinlich das selbstbewusst, als Gegenstück, gegenüber stellen wollte. Denn dort bezieht sich das selbst geradezu auf die Trauerschaar der Abgeschiedenen, als das Grundding (Subject) des Satzes, und steht als Bestimmungswort mit seinem Grundworte im Verhältnisse des leidenden Gegenstandes; es fehlt also kein einziger Begriff und die Zusammensetzung ist daher rich-

tig und vollständig, wie bei ehrvergessend. Aber schon der selbstbewusste Mensch ist kein ganz richtiger Ausdruck, wenn gleich das selbst dabei sich auch geradezu auf das Grundding Mensch bezieht; indem das nichtthätige Mittelwort (Participium Neutrum) bewusst, nothwendig noch das Verhältniss des ersten Biegefalls (Genitiv) seiner, oder des zweiten Biegefalls (Dativ) sich, zu seiner Vollständigkeit erfordert. Mit noch weit wenigerem Rechte kann man also sagen das selbstbewusste Leben, wo sogar das Grundding fehlt, auf welches sich das zusammengesetzte Bestimmungswort bezieht.

3) an dem Ufer Lethe's. Nach Herrn Adelung (Lehrgebäude d. deut. Sprache Thl. I, §. 239) müsste es Lethe'ns heissen, nach der dritten Biegungsart, welche nicht nur die bestimmteste und vollständigste, sondern auch die wohlklingendste ist.

Arkas.

Dĕn ēdlĕn Stōlz, dăss dū dĭr sēlbst nĭcht g'nūgst,
Verzeih' ich dir, so sehr ich dich bedaure:
Er raubet den Genuss des Lebens dir.

Wenn auch die Härte nicht in Anschlag gebracht wird, die durch die doppelte Weglassung des mildernden e in genügest hervorgebracht wird: so schadet doch die Unterdrückung der Verneinung, welche nach dem Behauptungsworte (Prädicat) genügst das wichtigste Merkmal in der Vorstellung ist, der Lebhaftigkeit des Ausdrucks ungemein. Beides wäre vermieden worden, wenn der Dichter, statt selbst, das nicht minder richtige selber hätte gebrauchen können:

„Dĕn ēdlĕn Stōlz, dăss dū dĭr sēlbĕr nīcht gĕnūgst.“

Allein dann hätte der Vers sechs Füsse und also einen zu viel gehabt. Könnte andererseits die nähere Bestim-

mung selbst ganz wegfallen; so wäre gleichfalls der Sache abgeholfen: dăss dū dĭr nīcht gĕnūgst. Allein, beide Redensarten sind im Grunde verschieden. Er genügt sich nicht, heisst: er ist sich nicht genug, und bedarf noch anderer Menschen oder Dinge zu seiner Unterhaltung; er genügt sich selbst nicht aber heisst: er leistet, seiner eigenen Vorstellung nach, nicht genug. Doch überlassen wir abermals das Bessermachen der Meisterhand des Künstlers selbst, der mit eben dem Geiste ändern wird, mit welchem er das köstliche Gebäude vom Grunde auf errichtet hat.

2) Wichtiger ist der Einwurf, dass in diesem Gliedersatze das Verhältniss der Theile gegen einander nicht gehörig abgemessen ist. — Der erste Satz:

> Den edlen Stolz, dass du dir selbst nicht g'nügst,
> Verzeih' ich dir — — —

der hier als Hauptsatz erscheint, ist zwar an und für sich so schön als richtig ausgedrückt. Jede Art von Stolz bleibt, als Aeusserung eines eigentlichen Fehlers, immer tadelnswerth; nur kann der Stolz, der sich dadurch äussert, dass man sich selbst nicht genügt, des Edlen wegen, das ihm zum Grunde liegt, einigermaassen auf Verzeihung Anspruch machen. Aber nun weiter: so sehr ich dich bedaure; was heisst das? So sehr er sie auch des edlen Stolzes wegen, dass sie sich selbst nicht g'nügt, bedauert, weil er ihr den Genuss des Lebens raubt, so verzeiht er ihr ihn doch? — Umgekehrt, sollte ich glauben: je unglücklicher Jemand sich durch seinen Fehler macht und je mehr man ihn des Unglücks wegen bedauert, desto geneigter wird man auch sein, ihm den Fehler zu verzeihen; so wie man ihn im Gegentheil nicht bedauern wird, wenn man den Fehler selbst nicht

für verzeihlich hält, und daher in dem Unglücke, das darauf folgt, nichts als die gebührende Strafe sieht. — Ferner: der ganze Gliedersatz zerfällt in zwei Haupttheile, in einen Vordersatz und einen Nachsatz; der Vordersatz selbst aber zerfällt wiederum in zwei Unterabtheilungen, in einen Hauptsatz und einen Nebensatz:

> Ich verzeihe dir den edlen Stolz u. s. w.
> so sehr ich dich bedaure;
> denn er raubt dir u. s. w.

Der Nachsatz soll sich hier, dem Sinne nach, auf den Nebensatz des Vordersatzes beziehen, als von welchem er die Ursache angiebt, warum nämlich Arkas sie bedauert. Der Verkettung nach aber, das heisst als Nachsatz, steht er eigentlich mit dem Hauptsatze des Vordersatzes in unmittelbarer Verbindung; und zwar hier um so mehr, da sich das Grundding des Nachsatzes (er) geradezu auf einen Gegenstand (den edlen Stolz) bezieht, der zwar in dem Hauptsatze ausdrücklich genannt ist, von dem aber im Nebensatze auch nicht die mindeste Spur vorhanden ist, da es in diesem nicht einmal heisst: so sehr ich dich darum bedaure. Ein anderes wäre es, wenn die nähere Verbindung des zweiten und dritten Satzes durch ein Fügewort angegeben wäre: so sehr ich dich bedaure, dass er dir den Genuss des Lebens raubt; wodurch der letzte Satz die ausdrückliche Umschreibung des Behauptungsworts (Prädicat) im zweiten Satze, bedaure, geworden wäre. Da aber die höhere Schreibart das Fügewort hier mit Recht ungebraucht lässt, so müsste der Vordersatz durch eine kleine Abänderung dahin umgebildet werden, dass der zweite Satz in das höchste Licht zu stehen käme, etwa so:

Den edlen Stolz, dass du dir selbst nicht g'nügst,
Verzeih' ich zwar; doch dauerst du mich darum:
Er raubet den Genuss des Lebens mir

. .

Dem Dichter der „Iphigenie" folgte der Sänger der „Luise", J. H. Voss, der sich selbst einst mit dem Gedanken getragen hatte, ein allgemeines deutsches Wörterbuch zu bearbeiten, er, der Bahnbrecher echter Uebersetzungskunst. Die Voss'schen Gedichte bespricht Prediger Kinderling im achten Stück der „Beiträge" [1]).

. . . . Es ist nicht glühende, aber doch angenehme Empfindung, mit welcher der Mann von reiferen Jahren einen Dichter zu lesen pflegt; doch ist sie stark genug, um den Dichter liebzugewinnen, der uns bald mit reizenden Bildern, bald mit dem Ausdrucke angenehmer Empfindungen und edler Gesinnungen unterhält. Seit langer Zeit hat mir kein Dichter ein grösseres Vergnügen verschafft, als Voss. Ich widme zwar nur die erste Lesung eines Dichters dem Vergnügen, indem ich ihm nachempfinde, die andere aber dem ruhigen Nachdenken, und der Zergliederung dichterischer Schönheiten, wobei ich auch wohl auf die Sprache und den Versbau meine Aufmerksamkeit richte. Unterdessen, wenn die erste Lesung nicht recht anziehend und vergnügend war, so pflegt die zweite von selbst wegzufallen; denn etwas Vergnügen will man doch von Rechtswegen, wenigstens nebenher, empfinden.

Als ich die Gedichte des Herrn Voss las, bewunderte ich die Wahrheit, Schönheit und Mannichfaltigkeit in den Schilderungen der Menschen, Gegenden und besonders in den Sittengemälden die Kraft und Fülle, die

1) Seite 1 bis 34.

Zierlichkeit und Schicklichkeit des Ausdrucks, und so viele andere Schönheiten, aber besonders die glückliche Nachahmung des Theokrits. Die angenehme Erinnerung der ehemaligen Lesung dieses Griechen in Gesellschaft des geistvollen Verfassers der Arethusa erwachte in meiner Seele, und fesselte mich ganz an den Dichter, der seinen durch Vertraulichkeit mit den Alten gebildeten Geist allenthalben verräth. Ich musste ihn zum zweiten und dritten Male lesen. Als die Empfindungen kühler wurden, entstanden die Bemerkungen, welche ich hier mit aller Hochschätzung gegen den vortrefflichen Dichter liefere, theils um einige Ausdrücke anzuzeigen, die bei einer neuen Ausgabe verdienen geändert zu werden; theils um etwas zur Sprache zu bringen, was bisher noch nicht hinlänglich ausgemacht war. Das Erste ist wirklich wenig. Man muss dem Herrn Voss bei seinen übrigen dichterischen Vorzügen auch eine vorzügliche Sprachrichtigkeit zugestehen; aber um des entschiedenen Werthes seiner Gedichte willen verdienen auch die wenigen Vernachlässigungen der Sprachgesetze bemerkt zu werden. Die Dichter sind wegen des übrigen Werthes ihrer Schriften die besten Gewährsmänner der Würde unserer Sprache, und sollten daher auch die aufmerksamsten Wächter über ihre Reinigkeit sein. Die Sprachforscher berufen sich gern auf ihr Ansehen. Allein wie wenige haben wir, die so sprachrichtig geschrieben haben, als Voss! In dieser Absicht möchte ich einen Lessing kaum mit ihm vergleichen, eher noch Gellert und Hagedorn; denn den letzten halte ich für den sprachrichtigsten Dichter, den ich kenne. Das meiste also, was ich bemerken werde, wird dem Herrn Voss insofern zur Ehre gereichen, als er die Veranlassung gegeben hat, manches genauer zu prüfen.

Seite 3. Ihr lockiges Haupthaar — halbzerstreut um den Nacken. Diese und ähnliche Redensarten sind Gräcismen, die dem Dichter verstattet werden müssen, übrigens öfters Undeutlichkeiten veranlassen, und in der ungebundenen Schreibart billig vermieden werden. Die griechischen Sprachlehrer erklären sie durch Ergänzungen der Mittelwörter ὤν, ἔχων, φέρων u. s. w., aber dergleichen sind im Deutschen wenig gebräuchlich, ausser etwa führend, tragend, hangend, welches letzte hier ergänzt werden müsste. Eine nähere Prüfung dergleichen griechischartiger Wortverbindungen wäre wohl nicht überflüssig. Einige dergleichen Redensarten sind schon bekannt und verständlich genug, z. B. den Stock in der Hand, den Degen an der Seite, den Hut unter dem Arm, die Hand im Busen, das Geld in der Tasche etc. So steht unten S. 4 den Hut auf einem Ohr, und so schreibt Gessner: die leichte Flöt' in der Hand. Genau zu reden muss hier habend, tragend oder führend ergänzt werden.

Seite 4 mit herrschenden Blick. — Hier müsste wohl stehen mit herrschendem Blicke. Es entsteht aber die Frage: ob man nicht mit Recht sagen könne, dass wir im Deutschen eine zweifache Abwandelung (Declination) der Hauptwörter, wie auch der Beiwörter haben, nämlich eine bestimmte und unbestimmte. In der letzteren fällt das e der sechsten Endung weg, z. B. am Abend, mit Recht, mit Sturm etc. Dies geschieht auch alsdann, wenn das Hauptwort schon durch ein Zahlwort oder Fürwort genug bestimmt ist, z. B. am ersten Abend, ob man gleich auch in diesem Falle sagt: am ersten Tage. Spricht man nicht richtig: er empfing mich mit einem freundlichen Blick? Gellert schreibt zwar: zu seinem Glücke, aber vielleicht we-

gen des Reims *Krücke*; doch ist auch hier schon eine nähere Bestimmung durch ein Fürwort. Sonst sagt Jedermann *zum Glück, zum Heil, zum Wohl, mit Muth, mit Scherz, mit Glück* etc., hingegen in der bestimmenden Abwandelung (declinatione definita) sagt man *zu dem Glücke, mit dem Muthe* etc., wenn nämlich das Geschlechtswort zugleich die Stelle eines Fürwortes vertritt, auf welches sich ein anderes Fürwort bezieht. Wenn man diesen Unterschied, welchen die Sprachlehrer noch nicht genugsam bemerkt haben, gelten lässt, so ist der Dichter gerechtfertigt.

Seite 5. *Einen duftenden Strauss um den kelchebeladenen Stengel.* — Das Beiwort *kelchebeladen* ist etwas dunkel. Soll es heissen, eine Blume, die im Kelche mit Blumenstaub beladen ist; oder ein Stengel, der mit einem weiten Kelche beladen ist, und folglich eine grosse Blume trägt? Das letzte ist wohl das wahrscheinlichste. Hiernächst ist doch der kelchebeladene Stengel nur ein Theil des Strausses, wie soll man nun den Strauss um diesem Kelche herum sich vorstellen? Vermuthlich so, dass der Blumenkelch einer nicht duftenden Tulpe die Mitte des Strausses ausmacht, und mit anderen Blumen, die einen Geruch haben, umringt ist. Alsdann wäre das Vorwort *mit* etwas deutlicher.

Athemlos ist hier ebenfalls etwas zweideutig; denn es soll nur so viel bedeuten, als mit an- oder zurückgehaltenem Athem.

Fröhliches Herzens. — Sollte es nicht heissen *fröhlichen Herzens*, wie *schnellen Schrittes*, *wohlfeilen Kaufs* etc.? Oder kann es auch ein genitivus absolutus sein, wie *erstes Tages*, *leichtes Gewichts*, *trocknes Mundes*, *gutes Muthes* etc.?

Seite 6. Weitschauende Laube. Ist auch etwas zweideutig. Eine Laube, die weit zu schauen ist, oder gesehen werden kann, wäre ein Sprachfehler, der aber sehr häufig ist, und eine solche könnte auch auf einer niedrigen Fläche liegen, wenn sie nur hoch gewölbt wäre. Eine Laube aber, die einen weiten Gesichtskreis eröffnet, oder eine freie Aussicht verschafft, muss hoch und frei liegen, und kann alsdann, wenn sie gleich an sich niedrig gebaut ist, auch weit gesehen werden. Hier muss eine hochliegende Laube, aus welcher die Aussicht durch benachbarte Höhen nicht beschränkt ist, verstanden werden.

Von zween Kirschbäumen. Das zween ist zwar wider die Gesetze der hochdeutschen Sprache nach Herrn Adelung's Lehrgebäude, allein dem Dichter muss es wohl frei stehen, nach Erforderung des Versbaues, etwas aus dem Oberdeutschen anzunehmen. Homer machte ja von allen griechischen Mundarten Gebrauch.

Seite 11. Wenn der Küster am heiligen Abend beierte. Hier wäre eine Anmerkung für die Obersachsen, Märker etc. nöthig gewesen. Mir ist Wort und Sache vorlängst bekannt, aber ich wundere mich doch, dass ich nirgends eine Erklärung oder Herleitung des Wortes finde. Wachter, Haltaus, Scherz und Frisch berühren es sämmtlich gar nicht. Kilian führt diese Art des Glockenspiels unter beyaerden auf, und erklärt die Sache, bemerkt auch das carrillonner der Franzosen, giebt aber keine Herleitung an. Richey berührt es mit wenigen Worten unter Bingeln. Henning in seinem preussischen Wörterbuche S. 23 erklärt es genauer, und vermuthet, es käme von bären, schlagen, her, welches mir nicht wahrscheinlich vorkommt, man müsste denn die holländische Form beuren zum Grunde legen, weil die Klöppel wirklich an den Rändern der Glocken angeschla-

gen werden. Herr Adelung verwirft die Herleitung nicht ganz, vermuthet aber mehr, dass es von baren in der Bedeutung tönen, schallen und singen, herkomme, welches sich um desto eher annehmen lässt, weil es ein kunstmässiges Geläute, und gleichsam ein Glockengesang ist.

Seite 12. Lieblich röcheln die Frösche. Das röcheln ist provinziell. In Obersachsen und einem grossen Theile von Niedersachsen sagt man quaken, in der Mark grölen.

Der Tüder hält die Pferde vom Rockenfelde zurück. — Der Tüder, welcher S. 25 noch einmal vorkommt, ist auch als ein Bezirkswort nicht jedem verständlich. Ein Pfahl, an welchem ein Pferd angebunden ist, damit es nur in einem gewissen Bezirke grasen kann, ist die Bedeutung, auf welche man in der zweiten Stelle leichter geräth, als in dieser. Darauf leitet auch schon die Aehnlichkeit mit dem Lateinischen sudes und tudes. Allein nach dem ostfriesischen Wörterbuche des Herrn Wiarda heisst es ein Strick oder Pferdehalfter. Henning in seinem preussischen Wörterbuche schreibt Tider, und erklärt es durch einen Strick, gemeiniglich von Bast, den man Pferden, Ochsen, auch wohl Schweinen an den Fuss anbindet, so dass sie auf Aeckern und Wiesen nicht weiter gehen können, als der Strick, der an einem hölzernen in der Erde steckenden Keile befestigt ist, reicht. Engl. Tedder. Holl. und Fries. Tudder.

Seite 13. Die schimmernden Lakea. Der Zusammenhang lehrt, dass Bleichen Leinwand zu verstehen sind. Sonst könnten auch farbige Tücher, die in Rahmen ausgespannt sind, wegen des Wortes schimmernd, verstanden werden. In Aachen, Lüttich etc. nennt man die Tücher Laken. Vergeblich bleicht. Dies ist eine von

den Redensarten, die Herr Mackensen als ganz unphilosophisch verwirft. Ich wünschte, dass der Dichter sich gegen diese zu weit getriebene Kritik vertheidigte; ich finde den Ausdruck nicht verwerflich.

Seite 21. Das Hiffthorn tönt. Hier werden manche den Dichter in Verdacht ziehen, dass er unrichtig geschrieben habe für Hüffthorn, weil man es gewöhnlich davon herleitet, und von einem auf der Hüffte hängenden Horne versteht. Allein Hiffthorn ist vollkommen richtig nach der Aussprache, und Hiefthorn wäre noch richtiger nach der Ableitung. Es kommt unstreitig von Hief her, und das ist ein gewisser Laut des Jägerhorns, wovon man sagt, kurze oder lange Hiefe blasen, wenn die Erlegung eines Wildprets angekündigt wird.

Seite 25. Wie die Mär an dem Tüder schnaubend sich bäumt. Siehe oben S. 12. Märe ohne h ist, wie mich dünkt, nicht unrecht. Wenn der h auf einen unreinen oder vermischten Selbstlauter folgt, welcher schon eine längere Aussprache erfordert, so könnte er wohl wegbleiben; er müsste denn in Zeitwörtern, wo der reine Selbstlauter in einen unreinen übergeht, aus dem Grunde beibehalten werden, dass das Wort kenntlich bleiben sollte. Jedermann schreibt ja hören, stören, gebären, gären etc.

Seite 33. Du kuckst mir so freundlich ins Antlitz. — Kucke dort in den Teich. — Herr Adelung würde gucken vorziehen, ich bin aber sehr geneigt, kucken, wie es Luther öfters gebraucht hat, für richtiger zu halten. Dass der g in so vielen Wörtern, in der Meissnischen Mundart wenigstens, den k verdrängt hat, ist vielleicht von der wendischen Sprache herzuleiten.

Seite 34. Die Klocken gehn. Ebenso S. 47 Klock sieben. Ob man Glocke oder Klocke schreiben soll, ist gewiss schwer auszumachen, weil der Ursprung des Wortes dunkel ist. Wer es von gelocken herleitet, vertheidigt mit Recht den G, wer es aber von kloppen oder klopfen herleitet, weil man ehemals auf ein Brett klopfte, um eine Versammlung zusammenzuberufen, wird die Schreibart durch K vorziehen. Frisch nimmt diese Herleitung an, und schreibt: man hat ehemals gesagt Clossen, Clochen für klopfen, welches aus dem Kero erweislich ist; ferner g, c und k hätten oft in der Schrift abgewechselt, hier aber habe das g den Vorzug behalten. Er giebt also eigentlich dem g den Vorzug nicht, sondern richtet sich nur nach dem herrschenden Gebrauch. Fulda nimmt luk als einen Wurzellaut an, von welchem Gloke (wie er unrichtig schreibt) Klang und klingen abgeleitet wären. Chrysander in seiner antiquarischen Nachricht von Kirchenglocken (Rinteln 1755) behauptet: Glocke sei ein oscisches oder volscisches Wort, und wäre also aus dem Morgenlande, mit der Colonie, welche Saturnus nach Italien geführt hat, nach Europa gekommen. Nachdem Evander griechische Ansiedler nach Italien gebracht hätte, wäre die alte oscische Sprache sehr verunreiniget, und hätte ihr hebräisches Ansehen verloren. Doch wäre zwischen dem oscischen Stammworte Glocke, und dem arabischen Chalux noch eine Aehnlichkeit geblieben, weil beide Wörter einen hohlrunden Körper bedeuten. Eben dieser Hauptbegriff wäre noch in den griechischen und lateinischen Wörtern χαλκος, cloaca, clucina, calix, cloca (ein Reisemantel). Uebrigens zieht er bei dieser gelehrten Herleitung die Schreibart Glocke vor. Mir kommen alle diese Herleitungen zu künstlich vor. Klock und Kluck sind Natur- und Ur-

laute, wovon man zur Bezeichnung eines einförmigen Klanges oder Lautes sehr leicht *klocken*, *klucken* und *klingen* bildete. Dieser Urlaut liegt in *klappen*, *klopfen*, *klippern*, *klappern*, *klirren*, auch wohl in *knallen*, *knattern*, *knittern* zum Grunde. Daher ist im Angelsächsischen Clugga für Klocke. Da man hier überall ein k findet, so bin ich geneigt, *Klocke* für richtiger zu halten, als *Glocke*. Im Lateinischen des Mittelalters findet man auch am häufigsten clocca, und clocarium, ein Klockenthurm. In den neueren Sprachen ist alles mehr für k als g, denn im Holländischen ist *Klokke*, im Französischen *cloche*, im Englischen *Clock*, im Dänischen *Klokke*, im Schwedischen *Klocka*. Im Griechischen sind die Wörter *κλάζω* und *κλώζω*, auch *κλωγμός* von ähnlicher Bedeutung. Auf diese Art möchte *Martini* im Lex etymol. wohl Beifall verdienen, wenn er *Klocke* von *klingen* herleitet, nur mit der Berichtigung, dass der Begriff von *klingen* mehr, als die buchstäbliche Bezeichnung, die eigentliche Quelle ist. Doch ist der Nasenlaut öfters verändert, und bald angenommen und eingeschoben, bald verdrängt worden, und man kann von *klingen* eben so wohl *klock* als *klang*, *klong* oder *klung* gebildet haben.

Seite 34. Das Wort *hungerharken* verdient gemerkt und allgemeiner gemacht zu werden. Das Wort *nachharken* ist nicht bestimmt genug, um dasjenige Harken anzuzeigen, wodurch man die Nachlese macht. In Obersachsen sagt man, den *Hungerrechen*, und im Magdeburgischen, Halberstädtischen und am Harze die *Sausterbe ziehen*, weil man dazu eine sehr grosse und breite Harke gebraucht, die man *Sausterbe* nennt, weil man dadurch den Schweinen ihre Nahrung von der Nachlese entzieht. Ob übrigens das Wort zugleich eine ver-

ächtliche Bedeutung habe, und den Besitzer des Ackers des hungrigen Geizes beschuldige, wie Herr Adelung unter Hungerrechen behauptet, will ich nicht entscheiden; gewiss aber ist es, dass man das Wort hungrig auch von kleinen sparsamen Sammlungen, dergleichen diese ist, gebraucht. Eine Hungerharke würde also nur die heissen, welche keine grosse Haufen zusammenbringt, sondern geringe oder hungrige Sammlungen, eine hungrige Nachlese verursacht.

Seite 36. Und schlürft den letzten Tropf. — Der Tropfen ist freilich gewöhnlicher im Hochdeutschen, wie Herr Adelung bemerkt, allein der Tropf ist auch noch häufig genug, wie es Luther Jes. 40, 15 gebraucht hat. Im Magdeburgischen gebraucht man das Wort sogar häufig im weiblichen Geschlechte, die Tropfe. Dem Dichter müssen auch die ungewöhnlichen Wortgestalten freistehen.

Seite 40. — Der blühende Schleedorn
Schattet hier kühl und lieblich.

Das einfache Wort schatten ist freilich ungebräuchlich, aber hier ist es beinahe nothwendig, wenigstens verdient es keinen Tadel. Unten auf S. 227 steht bedenklicher: wo der Wald uns schattet.

Seite 41. Pflanzen und Sän. — Wäre es nicht besser sä'n zu schreiben?

Karotten für gelbe Rüben, oder vielmehr Samen derselben, gehört zu den Bezirkswörtern und ist eigentlich Italienisch von Carotta, daher es wohl besser Carotten geschrieben würde.

Nun, Dirne, was duckst du denn? — Ist auch provinziell, doch ist es, so viel ich weiss, gewöhnlicher, sich ducken oder den Kopf niedersenken. Im Magdeburgischen sagt man von solchen Menschen, sie gehen

ducknackig. Im Grunde ist es wohl aus tauchen entstanden.

Etsch! Das höhnende Empfindungswort, das aber nicht schimpfend ist, gehört auch zu den provinziellen Ausdrücken.

Seite 42. Du läufst, wie ein Wiesel. — Das Wiesel findet man in Büchern, und die Wiesel hört man im Magdeburgischen häufig, auch steht in Hartmann Schopper's Fabeln S. 88 von einer Wiesel, ingleichen: die Wiesel leckt ein Feylenspitz; Herr Angerstein zieht auch in seiner deutschen Grammatik das weibliche Geschlecht als das richtigere vor; aber der Wiesel scheint mir seltner zu sein. Das Wort Wiesel gehört also zu den wenigen, die in allen drei Geschlechtern vorkommen, wie das Wort Quelle. Es hätte also in Reichard's Abhandlung über die Wörter, die in mehr als Einem Geschlechte vorkommen, im zweiten Bande der Schriften der Anhaltischen deutschen Gesellschaft, nicht ganz weggelassen werden sollen.

Seite 43. Dirne, du Bösewicht. — Hier ist Bösewicht im weiblichen Geschlechte etwas befremdlich.

Seite 44. Brause für Giesskanne, Sprengkanne, ist eigentlich synekdochisch zu nehmen, weil nur der vordere Durchschlag, oder der durchlöcherte Ausguss der Giesskanne, die Brause genannt wird. Unterdessen habe ich diese figürliche Benennung öfters gehört. Weil diese Brause abgenommen werden kann, wenn man etwas stark begiessen will, so ist der Magdeburgische Ausdruck, der Sprenger, etwas deutlicher.

Seite 45. Ist Laken und Backen übel gereimt.

Knokenflachs. Im Magdeburgischen Knobbenflachs.

Bühre für Zieche, welches in Obersachsen gebräuchlich ist. Frisch bemerkt es im I. Theil seines

Wörterbuches, S. 155, unter bunt, wo man es nicht suchen sollte, giebt aber keine Herleitung an. Wenn er aber zur Erklärung hinzusetzt, Züge, so hat er sich an das Wendische Zycha, ein Gezelt, nicht erinnert. Wenn man es ja von dem deutschen ziehen herleiten wollte, wie man Hochdeutsch sagt, ein Bett-Ueberzug, so muss man wenigstens annehmen, dass das Wort eine Veränderung erlitten hat, und ehemals ziehen ausgesprochen worden ist. Dies wird wahrscheinlich, wenn man die Bildungen des Worts in zeuch, zeucht etc. ansieht.

Kuckuck, wie Herr Voss schreibt, scheint mir ebenfalls richtiger, als Guckguck. Erstlich erfordert's die Sache selbst, denn es ist der Naturlaut des Vogels, den man hat nachmachen wollen. Der K ist in der Schreibart solcher Völkerschaften durch G verdrängt, welche in der Aussprache grossen Theils den Laut des K hören lassen. Hiernach ist auch hier die unläugbarste Uebereinstimmung alter und neuer Sprachen für den Buchstaben K. Das Hebräische ist Kickick, Griech. κόκκυξ, Lateinisch cuculus, Franz. coucou, Holländ. Koekoek (welches aber wie das Deutsche ausgesprochen wird), Englisch Cuckoo oder Cuckow, Italienisch Cuculo oder Cuccolo, Sardinisch Cucu, Portugiesisch und Spanisch Cuco, Ungarisch Kakuk oder Kukuk, Russisch Kokuschka, Illyrisch Kukowitscha, Persisch Koukou u. s. w. Es ist schwerlich ein Name, der in so vielen Sprachen übereinstimmiger wäre, als dieser nach dem Naturlaute gebildete Name. Eine ungemein witzige Betrachtung über diesen Namen, und ein daraus abgeleiteter scherzhafter Beweis des Vorzuges des Kuckucks vor allen Vögeln steht in der satirischen Schrift, der Eselkönig von Aldolf Rosen von Creuzheim, S. 226.

. .

Der Letzte, der vor diesem sprachlichen Areopag erscheint, über den Campe selbst Protokoll führt, ist Immanuel Kant. Die Besprechung rankt sich empor an dem philosophischen Entwurf, den Kant 1795 herausgab: „Zum ewigen Frieden“ [1]).

. . . . Unter allen Völkern, die zu den gebildeten gerechnet werden, giebt es, so weit ich sie kenne, keins, bei dem die Schriftsteller so viel Vertrauen zu dem Scharfsinn, oder vielmehr zu der Spürkraft (Sagacität) ihrer Leser, und die Leser wiederum so viel gutmüthige Nachsicht gegen ihre Schriftsteller an den Tag legten, als bei den deutschen. Unsere Schriftsteller — selbst manche der besseren, ja sogar einige der besten unter ihnen — begnügen sich in sehr vielen Fällen, das, was sie eigentlich sagen wollen, nur obenhin, und zwar so anzudeuten, dass man, der Sprachlehre und dem Sprachgebrauche nach, auch etwas ganz anderes, oft sogar das gerade Gegentheil von dem, was sie gedacht wissen wollen, dabei denken kann, oft sogar nothwendig dabei denken müsste, wenn nicht der Zusammenhang und die erkannte oder vorausgesetzte Absicht des Verfassers etwas anderes vermuthen liessen. Unsere Leser, dankbar gegen das ihnen dadurch bewiesene Vertrauen, drücken, wie man sagt, das eine Auge bei den Nachlässigkeiten, Schiefheiten und Unbestimmtheiten ihrer Schriftsteller zu, und heften mit Wohlgefallen das andere auf dasjenige, was ihnen wirklich zu verstehen gegeben wird, oder was sie verstanden zu haben meinen. Beispiele hiervon sind in diesen Beiträgen schon in Menge vorgelegt worden.

Auch der treffliche Kant, mit dessen hochberühmtem Namen diese Blätter zu zieren wir nicht länger ver-

[1]) Beiträge 9. Stück, S. 109 bis 129.

schieben dürfen, ist von diesem, uns Deutschen eigenen Hange zur Nachlässigkeit in der Wahl der Wörter nicht ganz frei geblieben. Zwar zeichnet er sich, wie von einem so scharfsinnigen Denker zu erwarten stand, besonders da, wo er Erklärungen giebt, oder Begriffe auseinandersetzt, durch einen hohen Grad von Bestimmtheit aus; so dass alsdann für denjenigen, der seine etwas undeutsche Sprache sich einmal erst zu eigen gemacht hat, und der seiner etwas sehr verwickelten und schwerfälligen Schreibart zu folgen versteht, wo nicht Alles, doch das Allermeiste bewundernswürdig klar, bestimmt und fest erscheint. Allein es fehlt doch, wie wir mit Bedauern gestehen müssen, in seinen Schriften auch nicht an Stellen, bei denen man mit den gewöhnlichen Regeln der Auslegung, auch wenn man ein sonst hinreichendes Maass von Sprachkenntniss damit verbindet, keineswegs ausreicht; sondern die genannte Spürkraft nothwendig mit zu Hülfe nehmen muss. Dies ist um so mehr zu beklagen, da die Werke dieses grossen Mannes, wie an Tiefsinn und Erhabenheit des Inhalts, so auch der Sprache und Schreib-art nach, zu den ersten Mustern deutscher Schreibekunst, die unser Stolz und Ruhm bei den Ausländern und bei der Nachwelt gewesen wären, hätten erhoben werden können, wenn es ihm gefallen hätte, ein Zehntel seiner hohen Geistesgaben und ein Zwanzigstel seiner auf den Anbau der Wissenschaften so rühmlich verwandten Lebenszeit auf den Erwerb einer reinen, schlichten und gefälligen Schreibart zu verwenden. Dass dieses von ihm nicht geschah, ist, meiner innigen Ueberzeugung nach, ein Verlust für unsere Sprache, für unsere Fortschritte auf der Bahn der Wissenschaften und für unsere Volksehre, dessen Grösse nicht zu berechnen steht. Unsere Sprache wird den Schaden, den die neue

Sündfluth von griechisch-lateinisch-deutschen Kunstwörtern, die er selbst, und noch mehr seine Schüler und Nachbeter, durch unverständige Anwendung, hineinleiteten, in ihr angerichtet hat, vielleicht in Jahrhunderten nicht verwinden; und Jahrhunderte werden vielleicht vergehen, ehe die Schätze der Weisheit, welche Kant's Tiefsinn zu Tage gefördert hat, zur Kenntniss des deutschen Volks kommen und von diesem benützt werden können; es müsste denn sein, dass die Vorsehung auch ihm seinen Wolf erweckte, wie Sie Leibnitz'en einen zugesellte.

Um dieses, vielleicht hartscheinende, aber mit Empfindungen der reinsten Verehrung gegen die unermesslichen Verdienste dieses grossen Verbesserers hingeschriebene Urtheil zu begründen, will ich vor den Augen meiner Leser, von denen die meisten hoffentlich seine warmen Verehrer sind, und, meinem Wunsche nach, es auch immer bleiben sollen, mit zwei Blättern einer seiner neuesten Schriften, in welcher vergleichungsweise eine reinere Sprache und eine leichtere Schreibart herrschen, eine zergliedernde Prüfung in Bezug auf Sprache und Schreibart vorzunehmen wagen. Es ist die obengenannte: Zum ewigen Frieden; ein Werkchen, welches in einem Umfange von nicht mehr als sechs Bogen, auf die anspruchloseste Weise, und gleichsam im Vorbeigehen, vielleicht mehr wahre Staatskunst entfaltet als die dicksten Werke, deren Titel ein Lehrgebäude dieser Wissenschaft versprechen; und bei dem, seiner grossen Zwecke wegen, recht sehr zu beklagen ist, dass es nicht ganz in einer für unsere Fürsten und Staatsmänner verständlichen und anziehenden Sprache geschrieben ward.

Die meisten Bemerkungen, die ich darüber zu machen habe, werden, jede für sich genommen, unstreitig

wahre Kleinigkeiten sein: allein es ist schon oft gesagt worden, dass die ganze Kunst, richtig und schön zu schreiben, in der Fertigkeit besteht, auf lauter Kleinigkeiten zu achten, und keine Fehler dagegen sich zu Schulden kommen zu lassen. Um Raum zu sparen, werde ich unbedeutendere Erinnerungen bloss durch einzelne eingeklammerte und kleiner gedruckte Wörter anzudeuten mich begnügen.

Der Verfasser hebt mit folgenden Worten an:

„Ob diese satyrische (satirische, hier, spottende) Ueberschrift auf dem Schilde jenes holländischen Gastwirths w o r a u f ein Kirchhof gemalt war etc.“ Das gesperrte w o r a u f soll, der Absicht des Verfassers nach, sich auf das S c h i l d beziehen; allein wenn man nicht auf jene Absicht, sondern bloss auf die (Lehre) Regeln der Sprachlehre und der guten Schreibart hierbei achten wolle: so müsste man glauben, dass es sich auf das unmittelbar vorangehende G a s t w i r t h, und nicht auf jenes entferntere Sachwort beziehen sollte; und zwar um so mehr, da das hinweisende Fürwort, j e n e s, ein darauf folgendes Beziehungs-Fürwort erwarten lässt. Um die Möglichkeit eines solchen Missverständnisses aus dem Wege zu räumen, braucht man den Worten nur eine andere Stelle anzuweisen: O b d i e s e s p o t t e n d e U e b e r s c h r i f t a u f j e n e s h o l l ä n d i s c h e n G a s t w i r t h s S c h i l d e, w o r a u f etc.

„Das bedingt sich aber der Verfasser des Gegenwärtigen (des gegenwärtigen Aufsatzes) aus, dass, da der praktische Politiker (der ausübende Staatsmann) mit dem theoretischen (dem untersuchenden) auf dem Fuss (Fusse) steht, mit grosser Selbstgefälligkeit auf ihn, als einen Schulweisen, herabzusehen, der dem Staat (Staate), welcher von Erfahrungsgrundsätzen ausgehen müsse, mit

seinen sachleeren Ideen (Denkbildern) keine Gefahr bringe, und den man immer seine eilf (elf) Kegel auf einmal werfen lassen kann (könne) ohne dass sich der weltkundige Staatsmann daran kehren darf (dürfe), dieser auch, im Fall eines Streits mit jenem, so fern (so, oder insofern) consequent (folgerecht) verfahren müsse, hinter seinen, auf gut Glück gewagten, und öffentlich geäusserten Meinungen nicht Gefahr für den Staat zu wittern; durch welche Clausula salvatoria (durch welchen Verwahrungsvorbehalt) der Verfasser dieses (Aufsatzes) sich dann hiermit in der besten Form (in bester Form) wider alle bösliche Auslegung ausdrücklich verwahrt wissen will.“ Schade, dass ein so verwachsener Gliedersatz an die Spitze eines Werkes zu stehen kam, welches zunächst für Leute bestimmt ist, die oft den leichtesten Vortrag in ihrer Muttersprache zu verstehen, oder drei Sätze mit einander zu verbinden und zusammen zu denken unfähig sind! — Ich frage den geübtesten Denker und Leser, auch wenn er Griechisch und Latein versteht, welches bei unseres Verfassers und seiner Schüler Schriften durchaus erfordert wird, ob er dieses lange und dichte Gewebe von, ich weiss nicht wie vielen, Sätzen und Zwischensätzen, ohne es zwei- oder dreimal mit angestrengter Aufmerksamkeit übergelesen zu haben, dergestalt verfolgen könne, dass ihm der Faden nicht entschlüpfe? Mir wenigstens wollte es nicht eher damit gelingen, als bis ich bei dem ersten d a s s den Finger anlegte, um mir den Ort zu merken, wohin ich zurückblicken müsste, wenn ich bis zu d i e s e r a u c h gekommen wäre. Ausser den eingeklammerten Fingerzeigen auf die in diesen Sätzen vorkommenden kleinen Verstösse wider die Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, habe ich noch zu erinnern, dass nach dem Satze: „Da der praktische Politiker mit dem theore-

tischen auf dem Fusse steht," nicht die unbestimmte Weise (infinitivus) „mit grosser Selbstgefälligkeit herabzusehen;" sondern dass folgen müsste. Eben so auch nach dem Satze: „dieser auch, im Fall eines Streits mit jenem insofern consequent verfahren müsse etc." Auch hier, wo der Verfasser noch einmal in die unbestimmte Weise verfällt, „hinter seinen Meinungen nicht Gefahr für den Staat zu wittern" wird nothwendig dass erfordert.

„Erster Abschnitt, welcher die Präliminar-Artikel zum ewigen Frieden enthält."

Praeliminar-artikel sind vorläufige Uebereinkunftspunkte, oder Einleitungspunkte.

Erster Abschnitt, welcher die Einleitungspunkte zum ewigen Frieden enthält.

Nachdem nun der Verfasser den ersten Uebereinkunftspunkt: „Es soll kein Friedensschluss für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt (Vorbehalte) des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden (ist)" vorausgeschickt hat, fährt er fort:

„Denn alsdenn (alsdann) wäre er ja ein blosser Waffenstillstand, Aufschub der Feindseligkeiten, nicht Friede, der das Ende aller Hostilitäten bedeutet, und dem das Beiwort ewig anzuhängen ein schon (schon ein) verdächtiger Pleonasm (Wortüberfluss) ist."

Hostilitäten sind Feindseligkeiten. Der Verfasser zog vermuthlich jenes deswegen vor, weil er dieses in der vorhergehenden Zeile schon gebraucht hatte. Aber dort hätte er für „Aufschub der Feindseligkeiten," füglich Aufschub der Fehde sagen können.

„Die vorhandene (vorhandenen), obgleich jetzt vielleicht den Paciscirenden selbst noch nicht bekannte (bekannten) Ursachen zum künftigen Kriege sind durch den

Friedensschluss insgesammt vernichtet, sie mögen auch aus archivarischen Documenten mit noch so scharfsichtiger Ausspähungsgeschicklichkeit ausgeklaubt sein."

Statt der Paciscirenden können wir auf Deutsch die Friedemachenden, oder die friedemachenden, friedeschliessenden Theile, sagen. „Die vorhandenen, obgleich unbekannten Ursachen" scheint anzudeuten, dass bei jedem Friedensschlusse Ursachen zum künftigen Kriege zwar vorhanden, aber denen, welche sich jetzt aussöhnen, jedesmal verborgen sind. Das ist aber der Absicht des Verfassers und der Erfahrung zugleich zuwider. Oft wissen die friedemachenden Theile recht gut, dass dergleichen Ursachen vorhanden sind; sie wollen nur für jetzt nicht das Ansehen haben sie zu kennen; und unser Verfasser will, wie der Zusammenhang lehrt, nur sagen: Alle Ursachen zu einem künftigen Kriege, auch solche, die vielleicht vorhanden sind, ohne dass man sie wahrnimmt u. s. w. Er hätte sich daher, wie es scheint, etwa so ausdrücken müssen: „Die vorhandenen Ursachen zum künftigen Kriege, auch wenn sie den friedeschliessenden Theilen selbst noch unbekannt sein sollten, werden insgesammt vernichtet." Documente sind Urkunden, und Archiv hat man durch Urkundenkammer zu verdeutschen gesucht. Für archivarische Documente könnte man Beweise aus der Urkundenkammer, oder urkundliche Beweise oder auch geheime Urkunden, sagen. Also etwa: „sie mögen auch aus geheimen Urkunden mit noch so scharfsichtiger Ausspähungsgeschicklichkeit (kürzer, und um den Uebellaut zu vermeiden, zwei Wörter hinter einander mit aus anfangen zu lassen: Spür- oder Spähkraft) ausgeklaubt sein."

Der folgende Gliedersatz gehört wieder zu den schwerfälligen und verwickelten:

„Der Vorbehalt (reservatio mentalis) alter allererst künftig auszudenkender Prätensionen, deren kein Theil für jetzt Erwähnung thun mag, weil beide zu sehr erschöpft sind, den Krieg fortzusetzen, bei dem bösen Willen, die erste günstige Gelegenheit zu diesem Zweck (Zwecke) zu benutzen (benützen), gehört zur Jesuitencasuistik und ist unter der Würde der Regenten, sowie die Willfährigkeit zu dergleichen Deductionen unter der Würde eines Ministers desselben, wenn man die Sache, wie sie an sich selbst ist, beurtheilt."

Das Hauptsachwort, der Vorbehalt, ist von dem Hauptzeitworte, gehört, durch die eingeschalteten Zwischensätze so weit getrennt worden, dass der Leser, indem er zu diesem letzten kommt, jenes erste schon vergessen hat, und daher sich gezwungen sieht, auf dem schon zurückgelegten Wege bis zu jenem Sachworte wieder zurückzukehren, um nicht die Richtung zu verlieren. Besonders macht ihn beim ersten Lesen der dritte Zwischensatz „bei dem bösen Willen u. s. w." stutzig; weil er, in dem ersten Augenblicke wenigstens, weder den Zweck, noch die Beziehung desselben auf die übrigen Sätze wahrzunehmen vermag. — Die Vorsilben aller, in allererst, setzen zu dem auszudrückenden Gedanken nicht das Mindeste, weder dem Inhalte, noch der näheren Bestimmung nach, hinzu, und wären daher besser weggeblieben; welches auch schon deswegen rathsam gewesen wäre, um den unangenehmen Gleichlaut in alter allererst zu vermeiden. Prätensionen sind Ansprüche. Erst künftig auszudenkende Ansprüche kann man nicht erwähnen, weil man sie noch nicht ausgedacht hat, also auch noch nichts von ihnen weiss; es ist daher auch nicht gut gesagt: „dass beide Theile dieser erst künftig auszudenkenden Prätensionen für jetzt keine Erwähnung

thun mögen." Sie können ja nicht, auch wenn sie möchten! Die beiden Sätze: „weil beide zu sehr erschöpft sind, den Krieg fortzusetzen," sind nicht richtig verbunden. Es muss nothwendig heissen: weil beide zu sehr erschöpft sind, als dass sie den Krieg fortsetzen könnten. — Für Casuistik haben wir freilich noch kein deutsches Wort. Es wird bekanntlich eine Lehre oder ein Unterricht damit gemeint, wie man in besonderen Fällen, die bei der Amtsführung eintreten, sich fein klug benehmen soll. Wir könnten ja also für Jesuitencasuistik füglich die Klugheitslehre der Jesuiten sagen. Das fremde Wort Jesuit ist als ein Eigenname zu betrachten, und bedarf daher keiner Verdeutschung. Für Deduction möchte ich Rechtserweis, oder auch Rechtsentwickelung vorschlagen. Heynatz hat Anspruchsausführung dafür angesetzt, welches aber zu lang und schwerfällig ist; Rüdiger hat Rechtsausführung dafür gesagt.

Der Verfasser fährt fort:

„Wenn aber, nach aufgeklärten Begriffen der Staatsklugheit, in beständiger Vergrösserung der Macht, durch welche Mittel es auch sei, die wahre Ehre des Staats gesetzt wird (:), so fällt freilich jenes Urtheil als schulmässig und pedantisch in die Augen."

Dieser Satz ist, wie man sieht, gar nicht ungebührlich lang und verwickelt, und doch nicht sehr leicht zu verstehen; und das bloss durch die, hier zwecklos scheinende, Umstellung und Versetzung der Wörter. Hätte es dem Verfasser beliebt, die natürliche Folge derselben beizubehalten und zu sagen: Wenn aber, nach aufgeklärten Begriffen der Staatsklugheit, die wahre Ehre des Staats in beständiger Vergrösserung der Macht etc. besteht u. s. w., so würde alles klar und leicht zu verstehen

gewesen sein. — Für Pedant habe ich, ausser dem gemeinen Schulfuchs, welches nicht für alle Fälle passt, auch Streifling vorzuschlagen gewagt. Aber freilich lässt sich von diesem kein Beiwort für pedantisch ableiten. Allein in Fällen dieser Art, welche in jeder Sprache stattfinden, weiss der gewandte Schriftsteller, wenn es ihm sonst ein Ernst damit ist, deutsch, und nur deutsch zu schreiben, sich zu helfen. Unser Verfasser z. B. hätte, um das folgende Wort pedantisch zu vermeiden, füglich sagen können: „so fällt es freilich in die Augen, dass jenes Urtheil nur von einem, des Weltlaufs unkundigen Stubengelehrten (Schulfuchs, Streifling) herrühren könne." Ueberdas scheinen schulmässig und pedantisch hier nur einen und eben denselben Begriff darzubieten; und hätte daher das letzte füglich wegbleiben können. Leute von Ton werden nicht ermangeln, diese Bemerkung über pedantisch selbst sehr pedantisch zu finden.

„Es soll kein für sich bestehender Staat, klein oder gross, das gilt hier gleichviel, von einem anderen Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können." Wenn der Verfasser einmal Erbung und Schenkung gebrauchen wollte, so hätte er der Gleichförmigkeit wegen, und um nicht ohne Noth aus einer Wörterclasse in die andere zu fallen, auch Tauschung und Kaufung sagen müssen. Da er aber diese mit Recht vermied, so hätte er auch jene vermeiden (müssen), und durch Erben, Tauschen, Kaufen und Schenken sagen müssen.

In dem folgenden Absatze kommen die fremden Wörter: disponiren, Existenz, moralische Person, Idee und Industrie vor, für welche füglich verfügen, Dasein, Gedankenwesen, Denkbild und Kunstfleiss hätten gebraucht werden können. In dem Aus-

drucke: moralische Person, womit man einen als Person gedachten Begriff bezeichnen zu können glaubt, wird das Wort moralisch doch wirklich auf eine, mit seiner eigentlichen Bedeutung wenig übereinkommende Weise gebraucht. Gedankenwesen, d. i. ein Wesen, welches, als solches, nur in unseren Gedanken, und nicht ausser uns da ist, scheint den Begriff doch viel deutlicher und fasslicher zu bezeichnen. Denkbild, für Idee, ist aus dem Holländischen (Denkbeeld) entlehnt. Hier aber bedarf es dieser Verdeutschung nicht einmal; denn statt zu sagen: „es widerspricht der Idee des ursprünglichen Vertrages," hätte es eben so gut, vielleicht besser, heissen können: es widerspricht dem ursprünglichen Vertrage.

Uebrigens hebe ich aus diesem Absatze nur noch folgende Worte aus, worin theils eine Dunkelheit, theils einige Abweichung von der gewöhnlichen und guten Wortfügung herrscht:

„In welche Gefahr das Vorurtheil dieser (von dieser) Erwerbungsart Europa, denn die anderen Welttheile haben nie davon gewusst, in unseren bis auf die neuesten Zeiten gebracht habe, dass sich nämlich auch Staaten heurathen (heirathen) könnten, ist Jedermann bekannt, theils als eine Art von Industrie, sich auch ohne Aufwand von Kräften durch Familienbündnisse übermächtig zu machen, theils auch auf solche Art den Länderbesitz zu erweitern."

Die Worte: „in unseren bis auf die neuesten Zeiten" hielten mich lange auf. Erst glaubte ich, es walte ein Druckfehler ob, und man müsse in unserm, nämlich Welttheile, lesen; allein ich fand bald, dass man, ohne Unsinn vorzubringen, nicht sagen könne: diese Erwerbungsart hat Europa in unserem Welttheile in Gefahr ge-

bracht. Nun wusste ich aber lange gar nicht, was ich aus diesem in unsern machen sollte, bis ich endlich durch Errathen fand, was die Anwendung der Auslegungsregeln nicht gewähren wollte; nämlich, der Verfasser habe sagen wollen: in unseren Zeiten, und zwar bis auf die neuesten herab. Ob hierbei die Schuld an der Schwäche oder Langsamkeit meines Kopfes, oder wirklich an dem Ausdrucke lag, darüber mag der Leser entscheiden. — Der Anfang: „In welche Gefahr dieses Vorurtheil Europa gestürzt habe, dass nämlich“ lässt nichts anderes vermuthen, als dass diese Gefahr nun angegeben werden solle. Allein es folgt: dass sich nämlich auch Staaten einander heurathen (heirathen) können. Nun, das ist ja an und für sich keine Gefahr. Sind die Staaten fähig zu heirathen, so lasst sie sich vermählen, so viel sie wollen! Alles, was daraus entstehen kann, ist: dass aus dieser Ehe, wenn sie fruchtbar ist, neue Stätchen entstehen, die mit der Zeit auch einmal Staaten werden können. Aber Scherz bei Seite! Man sieht, dass der Verfasser, indem er die im Allgemeinen angegebene Gefahr uns näher und bestimmter vor die Augen stellen wollte, sich vergriff, und jenen nicht hierher gehörigen Satz, statt folgendes oder eines ähnlichen niederschrieb, dass nämlich ein Staat den anderen, unter dem Vorwande des Erheirathens, verschlang. — Die hiermit durch theils, theils verbundenen Anhängsel passen eines Theils nicht recht zu dem Vorhergehenden, und hängen anderen Theils nicht recht unter sich zusammen. Die unmittelbar vor diesen Sätzen vorangehenden Worte: ist Jedermann bekannt, beziehen sich auf das erste Hauptsachwort, Gefahr, also die Gefahr ist Jedermann bekannt. Wenn nun der Verfasser fortfährt, theils als eine neue Art von In-

dustrie, so sollte auch dieses sich auf Gefahr beziehen; allein es bezieht sich, wie man sieht, auf das Vorgeben: dass auch Staaten einander heirathen können. Das zweite theils sollte sich auf das erste beziehen, und diesem antworten; allein das thut es nicht; es bezieht sich vielmehr auf ein anderes, vor den Worten: durch Familienbündnisse, bloss gedachtes nicht angegebenes Theils, als wenn es hiesse: eine neue Art von Industrie, sich auch ohne Aufwand von Kräften theils durch Familienbündnisse übermächtig zu machen, theils auch auf solche Art (dies ist überflüssig; denn das vorhergehende: ohne Aufwand von Kräften, ist dem Leser noch ganz gegenwärtig) den Länderbesitz zu erweitern.

Eine am Fusse dieses Absatzes befindliche Anmerkung lautet so:

„Ein Erbreich ist nicht ein Staat, der von einem anderen Staate, sondern dessen Recht zu regieren an eine andere physische (wirkliche) Person vererbt werden kann." Dabei ist zu erinnern: Erstens, dass die erste Hälfte dieses Satzes geerbt, und nicht, wie die zweite, vererbt erfordert hätte. Gleichwohl lässt der Verfasser das vererbt sich auf beide Hälften beziehen. Aber dann hätte auch in der ersten, wie in der zweiten an, und nicht von stehen müssen. Zweitens. Da man nicht zu sagen pflegt, auch wohl nicht füglich sagen kann, ein Staat regiert, sondern vielmehr, er wird regiert oder verwaltet, so scheinen auch die Worte: dessen Recht zu regieren, nicht wohl gewählt zu sein, und in: bei dem oder in dem das Recht zu regieren, umgeändert werden zu müssen.

Nachdem der Verfasser den dritten vorläufigen Uebereinkunftspunkt zum ewigen Frieden:

Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören, angegeben hat, setzt er folgende Erläuterung hinzu:

„Denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg, durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen; reitzen (reizen) diese an, sich einander in (der) Menge der gerüsteten (Gerüsteten), die keine Gränzen kennt, zu übertreffen, und, indem durch die darauf verwandten Kosten der Friede endlich noch drückender wird als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen (in welche man sich stürzt), um diese (dieser) Last los zu werden; wozu (noch) kommt, dass zum Tödten oder getödtet zu werden (Getödtetwerden) in Sold genommen zu sein, einen Gebrauch von Menschen als blossen Maschinen (Kunstgetrieben) und Werkzeugen in der Hand eines Anderen zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen lässt." Die Worte: „Bereitschaft immer gerüstet zu erscheinen," möchten wohl nicht recht zu einander passen; denn die stehenden Heere erscheinen immer gerüstet, und nicht bloss bereit, sich zu rüsten. Dadurch, dass sie immer gerüstet erscheinen, oder durch die beständige Bereitschaft loszuschlagen, würde daher besser gesagt sein. Es kann ferner wohl nicht heissen: die Menge der Gerüsteten kennt keine Gränzen; denn sie selbst, die Menge, hat gerade keinen Trieb sich auszudehnen. Dies kann nur von denen, welche stehende Heere unterhalten, gedacht und gesagt werden. Es müsste daher auch heissen: die Menge der Gerüsteten, bei der man keine Grenzen kennt. „Einen Gebrauch von Menschen zu enthalten scheint," ist nicht recht deutlich gesprochen, theils weil das Wort Ge-

brauch schon an sich selbst zweideutig ist, indem es sowohl die von einer Sache gemachte Anwendung, als auch das, was gewöhnlich ist, bezeichnet, theils weil man, dem Sprachgebrauche zufolge, zwar wohl Gebrauch von einer Sache machen, aber nicht der Gebrauch von einer Sache, sondern nur der Gebrauch einer Sache sagen kann, theils endlich weil das Zeitwort enthalten hier nicht recht zu passen scheint. Ich möchte daher lieber lesen: „Hierzu kommt, dass zum Tödten oder Getödtetwerden Leute in Sold zu nehmen, die Anmaassung (oder die Befugniss) voraussetzt, die Menschen als blosse Maschinen und Werkzeuge anzusehen und zu gebrauchen.

In den Worten: „der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen lässt, scheint der gesperrte Zusatz müssig zu sein. Denn die gedachte Anmaassung streitet wider das Recht der Menschheit, nicht bloss in unserer Person, sondern auch in der Person des Anmaassenden, weil dieser, als Mensch, eine solche Befugniss nicht erweisen kann.

Aber ich begreife, dass geringfügige Kritteleien, wie diese, wohl für Niemand etwas Unterhaltendes haben können, und breche daher ab, indem ich zum Schlusse nur noch folgenden Gliedersatz hersetze, und die Entwickelung desselben dem Leser überlasse:

„Da die Art, wie die Staaten ihr Recht verfolgen, nie, wie bei einem äusseren Gerichtshofe der Process, sondern nur der Krieg sein kann, durch diesen aber und seinen günstigen Ausschlag, den Sieg, das Recht nicht entschieden wird, und durch den Friedensvertrag, zwar wohl dem diesmaligen Kriege, aber nicht dem Kriegszustande (immer zu einem neuen Vorwand zu finden) ein

Ende gemacht wird (den man auch nicht geradezu für ungerecht erklären kann, weil in diesem Zustande Jeder in seiner eigenen Sache Richter ist) gleichwohl aber von Staaten, nach dem Völkerrecht (e) nicht eben das gelten kann, was von Menschen im gesetzlosen Zustande nach dem Naturrecht (e) gilt: „aus diesem Zustande herausgehen zu sollen (weil sie, als Staaten, innerlich schon eine rechtliche Verfassung haben, und also dem Zwange anderer, sie nach ihren Rechtsbegriffen unter eine erweiterte gesetzliche Verfassung zu bringen, entwachsen sind), indessen dass doch die Vernunft vom Throne der höchsten moralisch gesetzgebenden Gewalt herab, den Krieg als Rechtsgang schlechterdings verdammt, den Friedenszustand dagegen zur unmittelbaren Pflicht macht, welcher doch, ohne einen Vertrag der Völker unter sich, nicht gestiftet oder gesichert werden kann: — so muss es einen Bund von besonderer Art geben, den man den Friedensbund (foedus pacificum) nennen kann, der vom Friedensvertrag (e), (pactum pacis), darin unterschieden sein würde, dass dieser bloss einen Krieg, jener aber alle Kriege auf immer zu endigen suchte."

Um auf das unangenehme Geschäft, dem ich mich hier unterziehen musste — an einem grossen Schriftsteller kleine Fehler auszuspähen — ein angenehmes folgen zu lassen, werde ich künftig eine Aehrenlese von schönen neuen Ausdrücken und scharfsinnigen Wortbestimmungen anstellen, welche unsere Sprache diesem über mein Lob, wie über meinen Tadel, erhabenen Weltweisen verdankt. C.

Klopstock, der doch auch seine deutschthümelnden Liebhabereien hatte, schüttelte doch manchmal den Kopf bei dieser wilden, verwegenen Jagd auf alles Fremd-

ländische; Herder hielt sich in stolzer Reserve; Goethe dagegen rächte sich in den „Xenien", diesen Blitzen des jovischen Doppeladlers, der die Alleinherrschaft im Reich der Geister beanspruchte [1]). Gewiss, jene Distichen waren immer geistvoll, immer witzig, aber nicht immer gerecht: wir erinnern nur an die Bitterkeit, mit welcher die Namen Forster's, Stilling's, des Wandsbecker Boten verunglimpft werden. Und eine ruhige Erwägung wird zugestehen müssen, dass die sonst ferntreffenden Pfeile der beiden Dioskuren, sofern sie auf Campe und seine Freunde sich richten, ermattet vor dem Ziele niedersinken.

Eridanus.

An des Eridanus Ufer umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

Der Sprachforscher.

Anatomieren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver,
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

Gesellschaft von Sprachfreunden.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Uns'rer Autoren, und, wem fliegt nicht ein Federchen an?

Der Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
Nun so sage doch Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Campe, der sich doch nicht unter „die Schwätzer und Schmierer" einordnen liess, dessen ernstes und reines Streben hoch über der Frömmelei der Stollberge, über den Plattheiten der Kotzebue stand, entgegnete mit Ruhe und Würde, durch die doch ein ironischer Zug hindurchging: Die Verfasser der berühmten Xenien, in Herrn Schiller's hochberühmtem Musen-almanache, nennen diejenigen, welche sich die unverdankte Mühe geben, unsere Sprache reinigen und ausbilden zu helfen, Pu-

1) Vergl. auch Abschnitt VIII.

risten, Kleiderbürster, Waschfrauen und Pedanten. Diese Benennungen könnten, in ungebundener Rede und von Anderen ertheilt, ein wenig unfreundlich und fast hart klingen: allein in der höheren Sprache der Musen und in dem Munde der Verfasser jener Xenien sind sie weiter nichts, als — ein höflicher Scherz. Denn andere, und zwar sehr verdiente und würdige deutsche Gelehrte, werden von eben diesen Herren — Ochsen und Esel genannt; und auch das nur — im Spass.

Alles war nur ein Spiel.

Jeder Stand und jede Berufsart haben ja ihre eigene Sprache, die von der Sprache anderer Stände und anderer Berufsarten, in einzelnen Fällen, oft himmelweit verschieden ist: wie kann der bürgerliche und prosaische Mensch wissen, was die Wörter Ochs und Esel in den höheren Kreisen der Höfe und am Parnasse bedeuten mögen?

Was besonders unseren Glauben, dass die Benennungen: Purist u. s. w. in diesem Musen-almanache keine schimpfende, sondern vielmehr eine schmeichelhafte Bedeutung haben müssen, bis zur Zuversicht erhebt, ist die Bemerkung: dass der Herr Geheime Rath von Goethe — der doch gewiss kein Kleiderbürster, kein Waschweib und kein Pedant im gewöhnlichen prosaischen Sinne dieser Wörter ist, und dem, wäre er es auch, sein Freund Schiller es gewiss nicht so vor allen Leuten würde ins Angesicht sagen, oder sagen lassen — sich in seinen neuesten Schriften sichtbar und rühmlich beeifert, unserer Sprache, so weit seine Kenntniss derselben reicht, gerade eben denselben Dienst zu leisten, um dessentwillen jene Sprachforscher mit jenen Benennungen belegt werden. — Campe liefert den Beweis, dass Goethe noch viel weiter gehe als die Sprachreiniger von Braunschweig, dass

der grosse Xenienkrieger selbst nicht wenige recht kecke neue Wörter bilde, selbst dem Sprachgebrauch zum Trotz. Nur aus Wilhelm Meister einige Beispiele: Schwankfüssig für chancelant; untergelegte Pferde für Relaispferde; Strengling für Rigorist; Selbstigkeit für Egoismus; Gespannen für Kameraden; Anempfinderin; schwerlöthig u. a. m. Als Gegengeschenk für die Verfasser der Xenien in Schiller's Musenalmanach liess Campe seine „Doppelverse" [1]) ausgehen. —

Im letzten Stück der „Beiträge" kündigt Campe ein „Deutsches Wörterbuch" an, zur Ergänzung und Berichtigung des Adelung'schen und theilt Proben desselben mit. Nicht als hätte er Adelung's Verdienste um die deutsche Sprache, seinen Fleiss, seine Kenntnisse gering achten wollen: allein er findet das Werk des berühmten Sprachgelehrten unvollständig, und vermisst an demselben die gebührende Würdigung des Werthes der Wörter sowie die philosophische Bestimmung der Begriffe bei Auseinandersetzung der verschiedenen Bedeutung der Wörter. Daher glaubt er mit Recht, dass er und seine Freunde [2]), auf Adelung's Schultern stehend, etwas weiter als dieser sehen werde. Das Wörterbuch selbst, das 1801 erschien, zeichnete sich vor allen früheren ähnlichen Versuchen aus durch einen hohen Grad von Vollständigkeit sowie dadurch, dass alle fremden und fremdartigen Wörter nicht bloss erklärt, sondern so viel möglich durch echt deutsche Ausdrücke ersetzt wurden. Zu diesem Zwecke hatte Campe in zwölfjähriger mühevoller Arbeit nicht bloss alle früheren, bekannteren Sammelwerke Blatt für Blatt durchforscht, sondern auch

[1]) Vergl. das Nähere im Abschnitt VIII.

[2]) Anton, Cludius, Heynatz, Kinderling, Petersen, Rüdiger.

die fernsten Erinnerungen seiner Lectüre mit Sorgfalt aufgezeichnet. Das Wörterbuch umfasst gegen zwölftausend Wörter. —

Die Grundsätze, nach welchen Campe verfuhr, haben wir bereits bei der Besprechung seiner „Preisschrift" angedeutet. Man kann den Begriff der Sprachähnlichkeit anders fassen [1]) oder auch die Grenzen der Sprachreinigkeit anders feststecken [2]), als Campe es gethan hat: Das Unternehmen selbst ist ebenso berechtigt als verdienstlich. Es waren die traurigsten Zeiten unserer Geschichte, in welchen der fremde Laut, das fremde Wort in unsere Sprache eindrang, in welchen man das Fremdländische geradezu bevorzugt hat. Und je mehr unser Volk in selbstbewusster Würde sich fühlte, desto mehr hat sich von jeher ein Drang gezeigt, die fremden Gäste wieder hinauszustossen. Es ist der gesunde Sinn des Volkes, das hier seinem Widerwillen gegen das Fremdländische Luft macht: denn nicht durch das Volk, sondern durch die Gelehrten, die Beamten, die Höfe sind wir mit jenen Fremdlingen überschwemmt worden. Mit J. Grimm werden wir aber auch darin einverstanden sein, dass diese Sprachreinigung nicht werthlose und ungeweihte Zusammensetzungen mit plumpem Hammerschlage zusammenschweissen dürfe, deren Begriff dem Ausdrucke, den man wiedergeben will, kaum auf halbem Wege nahekommt. Und hier wollen wir nicht leugnen, dass es Campe'n in der Bildung neuer Wörter nicht immer geglückt ist, die Abwege zu vermeiden. Wenn er auf diesem Gebiete die geschichtlichen Gesetze der Sprach-

[1]) Vergl. in dieser Hinsicht den interessanten Brief von Adelung im Abschnitt VIII.

[2]) Auch Voss mahnte hier zur Vorsicht. Vergl. den betr. Brief vom Juni 1804 im Abschnitt VIII.

entwickelung nicht immer genug festgehalten hat, so hat er auch hier dem Philanthropinismus, dessen Jünger er war, seinen Tribut gezahlt. Und wenn er manchmal das Fremde feindlich zu verfolgen und hinwegzutilgen schien, so war es doch das warm pulsirende deutsche Herz, das ihn in diese stürmische Weise hineinriss. Er hat nach dem Klopstock'schen Spruche kühn und folgerecht gehandelt: Wenn etwas nicht klingen will, es ist nicht Deutsch! sage ich, und stets bietet sich Besseres. —

Campe hatte unter Anderen auch an Herder und an Wieland einen Prachtdruck des „Wörterbuchs zur Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Wörter" geschickt. Herder in seiner grüblerischen Reizbarkeit des Gefühls, das seine Geistesschönheit manchmal umflort hat, unterliess selbst jenen Dank, den doch die Höflichkeit schon geboten hätte; ihm war noch unvergessen, wie die „Sprachfreunde" seine Ideen zur Geschichte der Menschheit auf das sprachliche Prokrustesbett gelegt hatten. Ob das auch zur Humanität gehören mag? hat damals Campe in sein Tagebuch geschrieben. Erst nach Jahresfrist hat er dann Campen über sein Wörterbuch allerlei Verbindliches sagen lassen. Wieland dagegen begrüsst in seinem Dankschreiben [1]) das Campe'sche Werk als ein Verdienst um das deutsche Volk, und wenn er auch fand, dass Campe seine Unduldsamkeit gegen viele fremde Wörter zu weit treibe, gleichsam bis zu einer Art von „Sprach-Jacobinismus": so erkennt er doch ohne Rückhalt das grosse Verdienst an, um die Zeitgenossen und die Nachwelt, durch das Wörterbuch unsere Sprache von einer Menge sie ent-

[1]) Brief vom 26. Januar 1801, eine der Perlen des Campe'schen Nachlasses. Vergl. Abschn. VIII.

stellender Wörter gereinigt und aus dem Gebrauch gekommene alte Wörter wieder in den Gang gebracht zu haben. In seinen späteren Schriften hat er alle Fremdwörter möglichst zu vermeiden gesucht und statt ihrer deutsche gewählt, wie Campe sie vorgeschlagen hatte. An Vieweg, Campe's Schwiegersohn, schrieb der Dichter des Oberon (2. Jan. 1802): „Ich überzeuge mich immer mehr, dass Campe durch diese mühevolle Arbeit ein nützliches, verdienstvolles Werk vollbracht und allen seinen anderen Verdiensten um das deutsche Volk und unsere Sprache die Krone aufgesetzt hat. Ich lese fleissig darin und ziehe es, wenn ich schreibe, fleissig zu Rathe.“ — —

Die Verdeutschungen, welche Campe für die Kunstausdrücke der deutschen Sprachlehre in seinem Wörterbuch vorgeschlagen hatte, legte er in einem besonderen Schriftchen (1804) den Fachmännern vor, um auch hier die gewünschte Einheit und Reinheit zu erzielen, die freilich bis heute nur ein frommer Wunsch geblieben ist. Wir begegnen hier vielen Benennungen, die längst volles Bürgerrecht erlangt haben. Z. B. Buchstabe, Laut, Grundlaute (Vocale), Bestimmungslaute (Consonanten), Sachwort (Substantiv), Fürwort (persönliche, zueignende, hindeutende, bestimmende, beziehliche, fragende, rückdeutende Fürwörter), kaumvergangene (imperfectum), ganzvergangene (perfectum), längstvergangene (plusquamperfectum) Zeit, gebietende Form (Imperativus), abgezogene Form (Infinitivus), Zustandsform (Participium), Aussagewort (Verbum), Hülfsaussagewörter (verba auxiliaria), überleitende (transitiva), unüberleitende (intransitiva), rückdeutende (reciproca), Aussagewörter u. s. w. — —

Wir haben bereits bemerkt, dass Campe im neunten Stück der „Beiträge“ den Plan seines Wörterbuchs,

bei dem er einen grossen Theil seines Vermögens aufs Spiel setzte, öffentlich dargelegt hatte. Der Erfolg blieb weit unter seiner Erwartung. Weder lobende noch tadelnde Stimmen liessen sich vernehmen. Diese kühle Haltung der deutschen gebildeten Welt stand zu Campe's Feuereifer in schneidendem Contrast. Auch die „Beiträge" mussten, trotz der ehrenvollen Anerkennung der berufenen Kritik, mit dem neunten Stücke aus Mangel an Theilnehmern geschlossen werden. Wenn nun bei dieser entmuthigenden Sachlage Campe gleichwohl sein „Verdeutschungswörterbuch" zu Ende führte, unbekümmert um den Hohn der Gegner: so musste doch die Herausgabe eines „Allgemeinen Wörterbuchs" vorerst aufgegeben werden, wenn auch die Begeisterung Campe's ungeschwächt blieb, ja unter den Hindernissen nur erstarkte. Sieben Jahre später, in „einem von jenen helleren Zwischenräumen des gewöhnlichen Menschenlebens, wo man nur die glatte Seite der Dinge sieht", legte er von Neuem die Hand an das unter der Zeiten Ungunst in's Stocken gerathene Werk und so entstand sein „Wörterbuch der deutschen Sprache", dessen erster Band (A bis E) 1807 erschien. Nicht ein Wörterbuch für eigentliche Sprachforscher von Beruf sollte es sein, sondern zum allgemeinen Gebrauch, für Schriftsteller, Leser, Sprachschüler, Ausländer. Ein sprachkundiger Gehülfe ward gefunden in der Person Theodor Bernd's, der nach Braunschweig übersiedelte und auf dessen Schulter die Hauptarbeit gelegt wurde.

Der Grundgedanke war, ein vollständiges, sprachrichtiges und der damaligen Ausbildung der deutschen Sprache angemessenes Wörterbuch zu liefern, nachdem

das Adelung'sche nicht mehr genügen konnte [1]). Dabei hatte Campe ein klares Bewusstsein von der hohen vaterländischen Bedeutung seines Unternehmens. „In unseren unglücksschwangeren Zeiten giebt es zum Besten unserer deutschen Völkerschaft nichts Nothwendigeres und Verdienstlicheres zu thun, als an dem Umbau unserer herrlichen Sprache zu arbeiten. Sie, das einzige letzte Band, welches uns noch völkerschaftlich zusammenhält, ist zugleich der einzige noch übrige Hoffnungsgrund, der uns zu erwarten berechtigt, dass der deutsche Name in den Jahrbüchern der Menschheit nicht ganz verschwinden werde; der einzige, der die Möglichkeit künftiger Wiedervereinigung zu einer selbstständigen Völkerschaft uns jetzt noch denkbar macht. Deutsche, greift in Euern Busen, und fühlt, ob Ihr verdient, eine solche Sprache zu besitzen und ob Ihr noch werth seid, wo nicht eine eigene Völkerschaft auszumachen, doch als eine solche von der Nachwelt mit Achtung genannt zu werden!" Es ist derselbe patriotische Geist, in welchem Campe's älterer Freund, in welchem Klopstock gesungen hatte (Ode: Unsere Sprache):

. o Freiere, dich
Wagte der Geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln!

Das grosse Unternehmen zu vollenden, hat Campe den Ueberrest der Kräfte seines Alters und einen Theil seines Vermögens daran gesetzt. So trüb auch die Zeiten waren, dass er manchmal denken mochte, unsere herrliche Sprache könnte das Schicksal erfahren, das von

[1]) Während Adelung's Wörterbuch etwa 55,281 Artikel enthält, beläuft sich die Gesammtzahl des Campe'schen auf 141,277. Die Leser, welche sich eingehender für Plan und Grundsätze dieses Riesenwerkes deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Ausdauer interessiren, verweisen wir auf die Vorrede zum ersten Bande des Wörterbuchs.

jeher die Sprache unterjochter Völker getroffen hat: so konnte er mit Stolz sich sagen, dass er dennoch nicht umsonst gearbeitet und dass er ungebeugt angekämpft habe gegen das Verhängniss. Mit dem fünften Bande, der 1811 erschien, war das ersehnte Ziel nach heissem Ringen erreicht . . . An hämischen und ungerechten Beurtheilungen hat es doch auch nicht gefehlt. Campe, im Angesichte einer fast fünfzigjährigen ehrenvollen schriftstellerischen Thätigkeit, durfte ihnen das Schweigen der Verachtung entgegensetzen [1]). —

Die herbe Kritik der „Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur", welche die Wörterbücher mit „einem nebelvollen Zauberlande" vergleicht, in dem die „flüchtigen Wortschatten" umherschweben, mit „Irrenhäusern, in welche nur Geistesarme zur Schule gehen" [2]), hatte bei aller tendentiösen Einseitigkeit doch einen wunden Fleck an Campe's Arbeit herausgefunden: „den Weglass der Stammkunde," der etymologischen Ableitung. Aber Campe hatte auf diesen gelehrten Apparat aus dem ausdrücklich ausgesprochenen Grunde verzichtet, weil sein Wörterbuch nicht für die Zunftgenossen, sondern für die weiteren Kreise der Gebildeten bestimmt war. Um auch diesen Ausstellungen Rechnung zu tragen, sollte die etymologische Erklärung in einem besonderen, von J. S. Vater in Königsberg zu bearbeitenden Bande nachgetra-

[1]) Für das Wörterbuch erhoben ihre Stimme Böttiger (im deutschen Merkur), Eschenburg (im Braunschw. Magazin), Ebeling und Reimarus (in den Hamburger Zeitungen), vor Allen der gelehrte Heyne, (in den Götting. gelehrten Anzeigen); abfällig äusserten sich Mahlmann (in der Zeitung für die elegante Welt), Heinsius (in der Vorrede zum Teut), Pölitz (in der Leipz. Lit. Zeitung). Gegen eine einseitige und gehässige Verurtheilung des Werkes in den Heidelbergen Jahrbüchern der Literatur schrieb Theodor Bernd eine besondere „Ehrenrettung". —

[2]) Jahrgang 1809, S. 349 ff.

gen werden: die Ausführung dieses Planes ist an der Ungunst äusserer Verhältnisse gescheitert. Neben dem Unkenruf aus Heidelberg (von Radlof) ertönte in rühmender Anerkennung die Stimme des berühmten Philologen Heyne[1]): der Begründer echter Alterthumswissenschaft hat Worte aufrichtiger Hochachtung für den „deutschen Aristarch", für Campe's Muth und Beharrlichkeit; am 5. Nov. 1811 schreibt er an Campe: „Ihr Meisterwerk für die deutsche Sprache und Literatur, wird dieses nicht bald seinen Kranz erhalten?" Im Gefühle des Druckes, mit welchem die erobernde Hand des Korsen auf Deutschland sich gelegt hatte, setzt er hinzu: „Ein tödtlicher Hauch trifft alle Pflanzen des Geistes und der Literatur." Böttiger nennt es ein „herrliches, in jeder Rücksicht einziges Werk . . . ein ungeheures Unternehmen, dessen allein deutscher Muth und Fleiss fähig ist"[2]). Wieland „dankt seinem vieljährigen Freunde Campe für sein treffliches unendlich verdienstliches Wörterbuch," auch jetzt noch für manche Fremdwörter, wenn auch nicht Bürgerrecht, doch Hintersassenrecht fordernd[3]). Voss, wenn auch nicht durchweg zustimmend, freut sich doch der Fülle des Zuwachses, wodurch Campe's Wörterbuch vor dem Adelung'schen sich auszeichnet[4]). —

Adelung — Campe — J. und W. Grimm: mit diesen drei Namen haben wir die Entwickelungslinie der deutschen Wörterbücher grösseren Styls bezeichnet.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Johann Christoph Adelung ein „Wörterbuch der hochdeut-

1) In den Götting. Gelehrten Anzeigen für 1809, S. 905 ff.

2) Brief vom 30. Aug. 1807. Siehe Abschnitt VIII. Der dort mitgetheilte Brief begründet eingehend das gefällte günstige Urtheil.

3) Brief vom 30. Nov. 1808. Siehe Abschnitt VIII.

4) Brief vom 1. Sept. 1808. Siehe Abschnitt VIII.

schen Mundart" [1]) in unermüdlicher, umsichtiger Arbeit vollendet, dessen Vorzug in dem reichlich aufgehäuften Wortvorrath, dessen Schranke in der Ansicht lag, die Adelung über die hochdeutsche Mundart sich gebildet hatte [2]). „Im engeren und gewöhnlichsten Verstande bezeichnet dieses Wort die meissnische oder obersächsische Mundart, sofern sie seit der Reformation die Hofsprache der Gelehrsamkeit geworden ist und durch die Schriftsteller aller Mundarten theils viele Erweiterungen, theils aber auch manche Einschränkungen erfahren hat. In diesem Verstande ist gegenwärtiges Wörterbuch ein Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" [3]). Gellert ist ihm daher der reinste Schriftsteller, den wir aufweisen können [4]). Dabei theilt er die Wörter hinsichtlich ihrer „Würde" in fünf Classen: 1) die höhere, 2) die edle, 3) die vertrauliche, 4) die niedrige, 5) die pöbelhafte Schreibart . . . [5]).

Die engen Grenzen, die Adelung sich gesteckt hatte, hat Campe mit Glück und Geschick durchbrochen. Er wollte nicht bloss aus Einer Mundart, z. B. der Meissnischen, sondern aus allen Quellen der allgemeinen deutschen Sprache schöpfen. Das Beste, Edelste und Sprachrichtigste, diesen Aushub aus allen Mundarten, wollte er in seinem Wörterbuche sammeln. Seine Quellen: die feinere Umgangssprache in allen deutschen Ländern und alle in der Gemeinsprache geschriebenen deutschen Werke von den ältesten Denkmälern unserer Schriftsprache an bis auf die neueste Zeit. Dabei erreichte er eine Vollständigkeit, wie sie noch kein deutsches Wörterbuch aufweisen konnte. Und nicht bloss Wortreichthum an-

1) Erste Auflage 1774 bis 1786. Wir citiren nach dieser Auflage. — 2) Theil I, Vorrede S. VI bis XI. — 3) Ebend. S. VI. — 4) Ebend. S. XII. — 5) Ebend. S. XIV.

zuhäufen, auch die grosse Menge von Bedeutungen der Wörter aufzusuchen war sein Streben. Dabei war auch darauf sein Augenmerk gerichtet, jedem Worte sein Recht widerfahren zu lassen, manche von Adelung geächtete wieder zu Ehren zu bringen. Endlich war Campe bemüht, jede Bedeutung oder Fügungsart eines Wortes mit Beispielen mustergiltiger Schriftsteller zu belegen. —

Unter diejenigen, die in neuerer Zeit über Campe's Wörterbuch abfällig sich geäussert haben, gehört namentlich Jakob Grimm [1]).

J. und W. Grimm haben allerdings ein Werk übernommen von einer Grossartigkeit, wie es auf dem Gebiet der neuhochdeutschen Lexicographie vor ihnen nicht vorhanden war [2]). Sie haben sich ein grosses weites Ziel gesteckt: das Wörterbuch soll den ganzen Schatz der Sprache bewahren, Vergangenheit und Gegenwart des Volkes soll in ihm sich verknüpfen es führt so schweren Stoff mit sich, dass die Gelehrtesten bei Manchem verstummen, aber auch Leser jeden Standes und Alters sollen hier bienenweise sich niederlassen in die Kräuter und Blumen auf dem Sprachgefild Deutsch ist aber nichts als Hochdeutsch, wie es von frühester Zeit an sich hervorthat unter den Alamannen, Baiern, Thüringen, Hessen und insgemein das Merkmal der zweiten Lautverschiebung an sich trägt . . . Das Allerverkehrteste wäre, den Blick vom Alterthum abzuwenden und das

[1]) Deutsches Wörterbuch I, S. XXIV. J. Grimm nennt Campe's Wörterbuch ein schwerfälliges Werk, nicht wahrhaft brauchbar und unsere Sprache fördernd, weil es der Gelehrsamkeit entrathen und alle Etymologien als unnütze Spreu verwerfen könnte; Campe's Purismus findet J. Grimm „unleidlich".

[2]) R. von Raumer: Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm. Wien 1858.

deutsche Wörterbuch selbstgenügsam auf die kurze Spanne der Gegenwart anzuweisen, als könnte irgend eine Zeit aus sich allein begriffen werden . . . Etymologie ist das Salz oder die Würze des Wörterbuchs [1]). — Dieses Richtmaass hat J. Grimm an Campe's Wörterbuch gelegt. Wir Deutsche sind darin wunderliche Menschen: hat Einer etwas Tüchtiges zu Stande gebracht, dann meinen wir, jeder Andere müsse es eben so anfangen. Die Grimm wollten den Gelehrten und dem Volke genug thun: Campe hat sich an die Schichten der Durchschnittsbildung gewandt. Die Grimm haben zu zwei Sternen aufblicken können, die einem Adelung, einem Campe nicht geleuchtet: einmal die neuerwachte Liebe des deutschen Volkes für seine Sprache, wie sie seit den Befreiungskriegen in den Herzen sich regte; und sodann die seit A. Wolf und W. von Humboldt immer lebendigere Erkenntniss des Alterthums, der Aufschwung einer deutschen Philologie, die vom Sanskrit her erregte vergleichende Sprachwissenschaft, das Zurückführen der Bäche und Ströme unserer Sprache zu ihren Quellen. —

Immerhin, in jener Liebe zum deutschen Volke, in welcher Campe sein Werk begann, in jener unerschütterlichen Treue, in welcher der Greis es zu Ende geführt: darin wird er unsere volle Bewunderung immerdar in Anspruch nehmen.

Magna voluisse magnum. — —

1) J. und W. Grimm, Wörterbuch S. XII, XIV, XVIII, XLVII.

VI.

DER HELD DER GEISTESFREIHEIT.

Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae.

Horatius.

Hettner bemerkt in seiner Literaturgeschichte, die Schilderung der deutschen Zustände in den ersten Jahren der französischen Revolution und der berüchtigten Wöllner'schen Verfinsterungsversuche werde zu erzählen haben, mit welchem unerschrockenem Freisinn, mit welch opferwilliger Selbstverleugnung Campe damals der Vorkämpfer deutscher Pressfreiheit geworden sei. Wir schicken uns an, diesen Vorkämpfer religiöser und politischer Freiheit zu schildern [1]).

Aus den Schriften Friedrich des Grossen tritt uns das Ideal eines Fürsten in unverwelklicher Pracht entgegen; er hat es ausgesprochen und im Sturm und Sonnenschein geübt, dass der Fürst nicht der unumschränkte Herr, sondern der erste Diener des Volkes sei. Die grossen Hoffnungen, mit welchen die Besten im deutschen Volke den jungen König begrüsst hatten, hat er redlich erfüllt; unter seiner Regierung herrschte unbedingte Denk- und Gewissensfreiheit. Aber so gewaltig auch der Umschwung und so gross die Begeisterung für

[1]) 1. Ueber einige verkannte, wenigstens ungenutzte Mittel zur Beförderung der Industrie, der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes. Erstes und zweites Fragment. Wolfenbüttel 1786.

2. An meine Freunde. Wolfenbüttel 1787.

3. Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben (zuerst abgedruckt im Braunschweiger Journal). 1790.

den Heldenkönig: noch fühlte der Deutsche sich nicht als Staatsbürger, in seinem kleinen, engen Daheim stand er ziemlich gleichgültig den öffentlichen Dingen gegenüber, der Bürger, wie er in Goethe's Faust das philiströse Geständniss macht:

> Nichts Bessres weiss ich doch an Sonn- und Feiertagen
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei . . .

Der nationale Begriff war dem Deutschen nicht bloss politisch, sondern auch literarisch verloren gegangen, im Streben nach Duldung und Aufklärung fühlte er sich als Weltbürger. Herder wollte die Politik aus Deutschland verbannt wissen, nur nicht die Menschlichkeit; Lessing fand den deutschen Nationalcharakter darin, keinen haben zu wollen. In England hatten die Kämpfe der Aufklärung Staat und Kirche bewegt, in Deutschland nur die Kirche Da starb Friedrich der Grosse (1786) und ein neues Regiment legte sich in schwerem Druck über Deutschland. Wöllner, der heuchlerische Zelot, gewann das Ohr des neuen Königs, im Jahr 1788 erschien das berüchtigte Religionsedict. Der kirchlichen Reaction folgte die politische: am 19. December erschien das Edict über die Beschränkung der Pressfreiheit, über allen religiösen und politischen Schriften schwebte das Damoklesschwert der strengsten Censur [1]).

Friedrich Wilhelm II. war bei seiner Thronbesteigung mit Jubel begrüsst worden. Alle Hoffnungen, die Campe auf den neuen König setzte, fasste er in einer

[1]) Damals schrieb W. von Humboldt an Campe (August 1788): So wenig Gutes ich mir auch von dem neuen Minister versprach, so glaubte ich doch nicht, dass das Ungewitter so bald hereinbrechen würde, oder, um mich mit Pütter auszudrücken, dass der vortreffliche Wöllner gleich den Antritt seiner neuen Würde mit einem so starken Beweise seines lobenswürdigen Eifers für die Ausbreitung des wahren Christenthums bezeichnen würde.

Schrift zusammen, die er vor dem Throne des Nachfolgers Friedrich des Einzigen niederlegte — „Fragmente“ betitelt, kühn wie jene, die ein Jahrzehnt früher der grosse Bibliothekar von Wolfenbüttel herausgegeben hat, fast ebenso aufregend in ihren Wirkungen.

Die beiden „Fragmente“ verbreiten sich über einige verkannte, wenigstens ungenützte Mittel zur Beförderung der Industrie, der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes. Sie sind dem Könige von Preussen, Friedrich Wilhelm, dem Vollender, gewidmet: Ich habe mich stark gedrungen gefühlt, mehr als Ein gewagtes Wort darin auszusprechen, welches Tausenden meiner erleuchteten Zeitgenossen schon lange auf den Lippen schwebte, nur dass diese Tausende nicht den Muth und die Selbstverleugnung hatten, es hörbar werden zu lassen. Der Vorsehung, welche nicht selten geringe Werkzeuge zur Erreichung grosser Zwecke braucht, hat es gefallen, diesen den Weisen unserer Zeit versagten Muth gerade mir, dem so oft Kleinmüthigen! durch die lebendige Ueberzeugung zu verleihen, dass ich im Namen der Menschheit zu dem menschlichsten Monarchen rede und um die Gewährung einer Wohlthat flehe, welche unter allen, die von weisen und guten Königen dem menschlichen Geschlechte jemals erwiesen worden sind, ganz unstreitig die allergrösste und die allersegensreichste sein wird.

Vernunft und Aberglaube, Aufklärung und neue Verfinsterung des menschlichen Geistes, Gewissensfreiheit und Gewissenszwang liegen — jene mit ihrem ganzen Segen, diese mit ihrem ganzen Greuel — auf der Wage; des grossen Friedrich's grosser Nachfolger steht daneben; Europas Augen sind auf Ihn geheftet; ein

Wink von Ihm und das Glück der Menschheit ist entschieden; ein Wink von Ihm und es hebt ein Zeitalter an, goldener und seliger als jenes in der Fabel — das Zeitalter Friedrich Wilhelm's, des neuen Vaters und Schutzgeistes der Menschheit.

Es sind die socialen Schäden seiner Zeit, die hier Campe'n das Herz bewegen: die Steigerung der Bedürfnisse und Genüsse, damit Hand in Hand gehend Verarmung und Sittenverderb. Darum sinnt er, wie einem Bankerotte der Menschheit vorzubauen sei, wie die Menschen wieder emsiger, industriöser, erwerbsamer gemacht werden könnten. Er lenkt die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf folgende Mittel. Erstes Mittel: Verwandlung der Volksschulen in Industrieschulen: Unsere Volksschulen sind — im Ganzen genommen und einige Ausnahmen abgerechnet — Schulen der Faulheit, der Stupidität und der Unbrauchbarkeit für das Leben; dies ist für alle, welche diese Schule kennen, ein Axiom, das keines Beweises bedarf. Ich sage zu wenig, es ist ein Axiom für alle, die, wenn sie dergleichen Schulen auch niemals selbst in Augenschein nahmen, nur die bisherige Einrichtung derselben kennen, welche bis dahin im Durchschnitt folgende war:

Ein einziger Mann versammelt in einer einzigen gar nicht geräumigen, gemeiniglich sehr niedrigen und dumpfigen Stube eine Anzahl von funfzig, achtzig, hundert und mehr Kindern verschiedenen Alters und verschiedenen Geschlechts, um einige die Buchstaben, andere das Buchstabiren, einige das Zusammenlesen, andere das Fertiglesen, einige den kleinen, andere den grösseren Catechismus, einige das Schreiben, andere das Rechnen und wiederum andere wohl gar die lateinischen Declinationen zusammt den Conjugationen zu lehren. Der Mann sei ein Sokrates, ich habe nichts dawider, nur gestehe uns dieser

Sokrates, dass er so wenig, als wir, ein Mittel wisse, eine so grosse Anzahl so sehr verschiedener Schüler die vorgeschriebenen fünf oder sechs Stunden lang auf einmal zu beschäftigen. Was thut er also? Er nimmt einen nach dem anderen, höchstens einige zugleich vor und befiehlt den übrigen entweder still zu sitzen und nichts zu thun oder etwas Aufgegebenes auswendig zu lernen. Und was thun diese Uebrigen? Alles was man will, nur nicht etwas was ihnen selbst und der menschlichen Gesellschaft künftig nützlich werden kann. Die Trägeren gehorchen dem Befehle des Stillsitzens und schlummern ein; die Besseren, welche in dem Innersten ihres Wesens die zur Thätigkeit sie auffordernde Stimme der Natur vernehmen wollen, müssen irgend etwas thun, um dieser Aufforderung nachzuleben und, weil sie weder Erlaubniss noch Gelegenheit haben, etwas Nützliches vorzunehmen, so thun sie natürlicher Weise das Gegentheil, sie plaudern, necken sich, zanken und beschliessen oder beginnen allerlei schädlichen, oft sehr schändlichen Unfug. Alle athmen dabei eine schwere stinkende Luft ein, alle werden nach und nach zur Trägheit, Stumpfheit an allen Sinnen, zu einem gänzlichen Mangel an Aufmerksamkeit und zu einer brutalen Gedankenlosigkeit verstimmt. Von solchen Schülern erwarte man nun, wenn man kann, dass sie künftig sich durch einen vorzüglichen Grad des Fleisses, der Aufmerksamkeit auf ihr Berufsgeschäft, der Erfindung und der Industrie auszeichnen werden. Dies Campe's Klage und Anklage.

Diesem Uebel abzuhelfen macht Campe den Vorschlag: Der Lehrer soll stets nur eine kleinere Zahl gleichaltriger Schüler unterrichten, die übrigen sollten von einer befähigten Person in einem anderen Locale Unterricht im Handarbeiten erhalten. So würde der an-

geborne Thätigkeitstrieb der Kinder gestärkt und der Schwerfälligkeit und thierischen Gedankenlosigkeit der niederen Volksclassen gesteuert werden. Den Fürsten und Staatsmännern, die bittere Klage führen über den Mangel an industriösen Unterthanen, giebt er den freimüthigen Rath, die Summen, die für Schlösser, Soldatenpuppen und Parforcejagden vergeudet werden, zur besseren Dotirung der Schulen zu verwenden: Man gebe die Alten auf und schränke seinen Fleiss auf denjenigen Stoff ein, der noch bearbeitet werden kann, weil er noch nicht abgehärtet ist. In den Schulen oder nirgends kann eine Nation zur Industrie wie zu jeder anderen moralischen und politischen Tugend gebildet werden. Das lehrt die Erfahrung aller Jahrhunderte, auch die unserige. Bisher waren unsere Volksschulen recht eigentlich dazu eingerichtet, träge, schwerfällige, faule und stupide Menschen zu bilden; und wer wagt es zu leugnen, dass der Erfolg dem Zwecke entsprochen habe? Diese allgemeine Erfahrung sollte uns endlich doch die Augen eröffnen; sollte uns endlich doch den Weg gewiesen haben, den wir einschlagen müssen, wenn wir beträchtliche und dauerhafte Menschen und Länderverbesserungen vorzunehmen wünschen. In den Schulen, Ihr Fürsten! In den Schulen, Ihr Väter des Staats! in den Schulen oder nirgends muss man die Werkstatt anlegen, wenn man Menschen veredeln, Gewerbe, Künste und Wissenschaften befördern, und Nahrung und öffentlichen Wohlstand seines Landes erhöhen will. —

Zweites Mittel: Eine zweckmässige Vorbereitung derer, welche bestimmt sind, Landprediger zu werden ... Hier geht Campe von dem Gesichtspunkt aus, dass in der bisherigen Ausbildung künftiger Landgeistlichen ungemein viel Unnützes und Zweckwidri-

ges liege. Von der Thätigkeit der meisten damaligen Landgeistlichen entrollt er ein ziemlich düsteres Bild:

1. er taufte, copulirte, sass zur Beichte und theilte das Abendmahl aus;
2. er administrirte seine Pfarrgüter und hob, da, wo dieses zu seinen Intraden gehörte, den Zehnten ein;
3. er besuchte, wenn es verlangt wurde, die Kranken und versah sie, statt der letzten Oelung, mit der Communion, zur Bestärkung des allgemeinen Aberglaubens, dass diese zu ganz anderen Zwecken eingesetzte heilige Handlung das Mittel sei ein ganzes Leben voll Sünden und Schandthaten auf einmal zu tilgen und für nichts und wieder nichts die ewige Seligkeit zu verschaffen;
4. er besuchte, wenn es hoch kam, je zuweilen die Schule seines Dorfes, nicht eben um selbst darin zu lehren, sondern — um etwa einmal nachzusehen, ob auch der Catechismus gehörig gelernt werde, und den Schulmeister zu erinnern, dass er einen Vorgesetzten habe;
5. er präparirte einige Monate lang die Catechumenen, d. i. er examinirte sie, ob sie den Catechismus gelernt hätten, und pfropfte dem auswendig gelernten Catechismus einen Theil seiner auf Universitäten gehörten und nachgeschriebenen Dogmatik ein.

Dagegen könnte ein Landgeistlicher nach Campe's Ideal, wenn er mit überflüssigen, ganz unnützen Studien verschont und dagegen auf eine zweckmässigere Weise vorbereitet würde, der Vater, der Lehrer, der Arzt, der Rathgeber und das Vorbild seiner Gemeinde sein, er könnte für die Erziehung und für einen vernünftigen, praktischen Unterricht der Jugend sorgen, er könnte eine den Bedürfnissen des Landmannes angemessene Aufklä-

rung über sein Dorf und über seine Gegend verbreiten, er könnte die Sitten seiner Pfarrkinder veredlen, die Haushaltung, den Ackerbau und die sonstigen Gewerbe seiner Gemeinde verbessern helfen; er könnte dadurch, dass er den Landmann zur Befolgung einer besseren Lebensordnung vermöchte, abergläubige und quacksalberische Genesungsmittel durch wirklich heilsame Arzneien verdrängte und den an äusseren Theilen des Körpers Beschädigten oder Verwundeten durch einige Geschicklichkeit in der Wundarzneikunst zu rechter Zeit zu Hülfe käme, so manchem seiner Pfarrkinder das Leben fristen, er könnte, wenn er durch dies alles sich ein volles Vertrauen und eine kindliche Liebe erworben hätte, so manchem Unfuge vorbeugen, so manchen Hader stillen, so manchen unnützen und verderblichen Process in der Geburt ersticken, er könnte, damit ich alles zusammenfasse, das allerehrwürdigste und allernützlichste Werkzeug sein, um wahre, praktische Gottesfurcht, zweckmässige Aufklärung, gute Sitten, Ordnung, Fleiss, Industrie, Bevölkerung und öffentlichen Wohlstand zu befördern. Demgemäss verlangt Campe, die künftigen Landgeistlichen nicht mehr zu gelehrten Theologen im schulgerechten Sinne zu drillen, als wodurch sie steif und pedantisch, der wirklichen Welt entrückt würden, während doch der geistliche Lehrer des Volkes ein Mann für das Leben sein soll und nicht für die Speculation. Darum will Campe aus der theologischen Vorbildung der Landgeistlichen verbannt wissen die griechische und hebräische Sprache, Hermeneutik, Dogmatik, Polemik, Logik und Metaphysik. Dagegen wünscht Campe dem Landgeistlichen eine Bildung, die ihm ein volles Maass gesunden Menschenverstandes vermittelt, gründliche Kenntniss der Religion, wie sie von Christus selbst gelehrt worden

ist, Uebung in der Sokratischen Lehrart und im populären Vortrag, theoretische und praktische Erziehungskunst, Religionsgeschichte, anthropologische Kenntnisse, Kenntniss der Natur, der Landwirthschaft, der Kunst, der Gewerke, endlich auch eine gewisse medicinische und chirurgische Geschicklichkeit. —

Drittes Mittel: vollkommene und allgemeine Duldung. Campe bemerkt hier unter Anderem: Unter dem Worte Duldung verstehe ich nicht etwa Schwachheit, welche verwilliget, ohne zu bedenken, ob sie darf; welche giebt, um nachher selbst zu darben; welche gastfreundlich aufnimmt, um nachher selbst verstossen zu werden; nein! Auch ich verstehe darunter weder gutmüthigen Unverstand, welcher eine sich vor ihm krümmende Schlange, die er für eine Taube ansieht, in seinen Busen steckt, um sie zu erwärmen, noch gedankenlose Indolenz, welche diese Schlange, auch wenn sie schon zu stechen angefangen hat, noch immer ruhig in dem Busen stecken lässt, ohne sie herauszureissen und von sich zu werfen; nein! Mir ist Duldung etwas anderes. Also gehen die den Katholiken eingeräumten Kirchen der Protestanten, also gehen auch die unter protestantischen Priesterröcken versteckten Jesuiten mich hier nichts an. In den übrigen mir soeben entgegengeworfenen Toleranzexempeln erkenne ich freilich Toleranz, nur nicht diejenige, von der ich jetzund reden wollte. Deswegen setzte ich die Beiwörter vollkommene und allgemeine hinzu.

Eine vollkommene Duldung nämlich ist mir keineswegs eine solche, welche den Geduldeten nur nicht spiesst oder bratet, oder einkerkert, oder des Landes verweiset; auch nicht eine solche, die ihm zwar vergönnt, im Verborgenen so viel oder so wenig zu glauben als er will,

weil sie keine Notiz davon zu nehmen affectirt, aber ihm nicht erlauben will, ehrlich zu sein, und das, was er glaubt, öffentlich an den Tag zu legen: eine vollkommene Duldung ist mir vielmehr diejenige, welche dem Geduldeten ganz und gar nichts zu Leide thut; welche ihn von der unseligen Nothwendigkeit ein Heuchler zu sein, dispensirt, ihm erlaubt, von den herrschenden Religionsmeinungen öffentlich abzugehen und die seinen öffentlich an den Tag zu legen; welche ihn gegen jegliche Beleidigung intoleranter Mitbürger schützt und ihn, so lange er die Pflichten eines guten Bürgers erfüllt, auch an allen Vorrechten und Vortheilen eines guten Bürgers einen vollen Antheil nehmen lässt.

Unter einer allgemeinen Duldung aber verstehe ich nicht eine solche, welche sich bloss auf die drei in Deutschland herrschenden Confessionen, allenfalls auch auf das Judenthum erstreckt; sondern vielmehr eine solche, welche sich über jeden, auch noch so sehr abweichenden Religionsbegriff, dafern er nur nicht das Dasein eines Gottes, den Unterschied des moralischen Guten und Bösen und eine verhältnissmässige Vergeltung ausschliesst, also auch über den Arianismus, Socinianismus, Naturalismus und Deismus ausbreitet. —

Die Folgen solch einer vollkommenen und allgemeinen Duldung würden sein: ein Zusammenfluss edler, helldenkender, industriöser Menschen, eine Aufklärung, wie es noch keine gab, Befestigung der religiösen und moralischen Grundsätze in den Gemüthern, ein mächtiger Aufschwung des öffentlichen Wohlstandes. Zeitgenossen — so schliesst das erste Fragment — erhebet, o, meine Zeitgenossen! erhebet Euern Muth zu der freudigen Hoffnung, dass Friedrich Wilhelm, der Vollender, krönen werde, was Sein grosser Ahnherr so weise

und so gross begann. Lasst uns mit freudigem Herzklopfen dem allbeseligenden Tage entgegensehen, an welchem die letzte Fessel des in seine natürlichen Rechte wieder eingesetzten menschlichen Geistes von Ihm zerbrochen und dem Menschen das grösste und heiligste seiner angebornen Güter — Gewissensfreiheit! in der vollen Bedeutung des Wortes ganz und unverkümmert wiedergegeben werden wird! —

Unter den weiteren Mitteln, die das zweite Fragment aufzählt, erwähnen wir noch: Errichtung einer durchs ganze Land sich verbreitenden patriotischen Gesellschaft, welche Preise für gemeinnützige Erfindungen aussetzt, unternehmende Köpfe unterstützt, kurz, auf Alles ihre Aufmerksamkeit richtet, was die Menschheit aufklären und veredlen kann. Letztes Mittel: grössere Sorgfalt von Seiten des Staates für die Erziehung der Töchter. Eine Beilage von Stuve bespricht die Nothwendigkeit der Anlage öffentlicher Töchterschulen für alle Stände.

Die Fragmente, namentlich sofern sie der orthodoxen Geistlichkeit etwas unsanft ins Auge griffen, riefen eine Anzahl Gegenschriften hervor [1]), in welchen die mangelnden Beweise vielfach durch Verketzerung, durch verbissenen Groll und gehässige Insinuationen ergänzt wurden. Einer von Campe's Gegnern, der Abt Velt-

[1]) Ueber die nächste Bestimmung des Landpredigerstandes. Von J. C. Velthusen. Helmstedt 1787. — Beleuchtung des Campe'schen Fragments in einem Anti-Fragmente. Freistadt 1787. — Ueber Absicht und Tendenz. Von J. C. Velthusen. Helmstedt 1787. — Campe's Fragmentengeist. Hamburg 1787. — Versuche über den Landprediger. Hannover 1787. — Für Campe traten ein: Commentar über einige Stellen in Herrn Rath Campe's Fragmenten. Hamburg 1787. — Campe und Velthusen, confrontirt von Eusebius Freymuth. Leipzig 1788.

husen von Helmstedt, liess sich so weit fortreissen, dass er seiner Schrift das Motto gab:

> Disce meo exemplo mandato munere fungi,
> Et fuge ceu pestem τὴν πολυπραγμοσύνην!
>
> Der Prediger Johann Funk.
> (Vor seiner Enthauptung.)

Dieser Johann Funk war anfangs Prediger, später fürstlicher Rath des Herzogs Albrecht gewesen; als solcher hatte er das Vertrauen seines Landesherrn missbraucht und demselben landverderblichen Rath gegeben. Die Anspielung war in der That unzweideutig, das Ketzergeschrei des protestantischen Abtes eines Dominikanermönches würdig. Zur wohlverdienten Züchtigung für den „unwürdigen Tross muthwilliger und ungesitteter Knaben, die ihn mit literarischem Koth“ bewarfen, schrieb Campe die Flugschrift „An meine Freunde“ (Wolfenbüttel 1787). Einen Rückblick werfend auf seine zwanzigjährige literarische Wirksamkeit konnte er sich sagen, dass er nie, weder angreifend noch vertheidigend, einen elenden Federkrieg gewünscht, dass er nie glänzen wollte, sondern seinem Vaterlande und der Menschheit nützlich sein; dass er den Aberglauben aufgedeckt, Vorurtheile bekämpft, Schurken entlarvt habe, ohne ernstlich angetastet zu werden. Erst seit er in sein engeres Vaterland gekommen, in das Land, wo Lessing's Asche ruht, sehe er sich von einer gewissen Classe von Menschen mit Schmähschriften überschüttet: aber die Achtung und das Wohlwollen des aufgeklärten Fürsten und der Besten des Landes stehen ihm zur Seite. — Das lässt sich allerdings nicht verkennen: die Bildungsideale, wie sie Campe den Landgeistlichen gesteckt hat, sind zu enge, zu niedrig, sie passen nicht auf einen Theologen in Herder's Sinne: aber blank und hehr hebt sich Campe's Gestalt, hebt der

Mann der Geistesfreiheit sich ab von dem dunkeln Hintergrund seiner Gegner mit ihrer Verketzerungssucht, ihrer Plumpheit, ihrer Scheinheiligkeit. Es waren dieselben Zionswächter, die Lessing nicht allzulang vorher gezeichnet und gezüchtigt hatte, jene eifernden Egoisten, die ihre kleinliche Selbstsucht von jeher zu verstecken liebten hinter die Sorge für das Seelenheil des Volkes. —

Eine viel gewaltigere Bewegung sollte bald darauf die Blicke der Welt nach der französischen Hauptstadt richten. Das grosse politische Schauspiel der Revolution begann, von den ersten Geistern anfangs mit Jubel begrüsst; an Washington, an Priestley, an Klopstock, an Matthisson, an Schiller, an Campe sendet die fränkische Republik den Bürgerbrief. Klopstock rief den Fürsten der Coalition gegen Frankreich zu: Ihr wollt das gepeinigte Volk, das der Freiheit Gipfel erstieg, von der furchtbaren Höhe, Feuer und Schwert in der Hand, herunterstürzen! J. Müller schrieb: Die Convulsionen sind stark; aber eine freie Verfassung ist für das nicht zu theuer. Schiller urtheilte: Wer Sinn und Lust für die grosse Menschenwelt hat, muss sich in diesem weiten Element gefallen: wie armselig sind unsere Verhältnisse dagegen! Archenholz schreibt an Campe (Aug. 1791): In den letzten Tagen dieses Monats trete ich meine Reise dahin (nach Paris) an, um die politischen Wunder in der Nähe anzustaunen. Knigge jubelt in einem Briefe an Campe (Nov. 1792): Freude und Jubel darüber, dass das Schicksal die gute Sache der Menschheit begünstigt ... mein ganzer Glaube an Gottheit, Vorsehung und Schöpfungsplan hing daran, ob das grosse Werk fortrücken oder sich in ein gemeines Possenspiel auflösen würde. Nun habe ich wieder Lust zu leben und zu wirken. Noch im Jahre 1794 schreibt Baggesen an Reinhold: Ich

danke Gott noch immer jeden Morgen für die Gnade, zu dieser Zeit der grossen inneren und äusseren Offenbarung der Vernunft und Freiheit zu leben. — Wollten wir uns wundern, dass auch Campe der französischen Revolution zugejauchzt, wenigstens, so lange die Schreckensherrschaft noch nicht ihre Hände tief in Blut getaucht hatte?

Im August 1789 war Campe nach Paris geeilt, um die neuen Griechen und Römer zu sehen, die vor Kurzem noch — Franzosen waren, um dem Leichenbegängniss des französischen Despotismus beizuwohnen. Seine „Briefe aus Paris“ sind der unmittelbare, überschwengliche Erguss eines Herzens, das sich von allen Seiten durch neue Ideen und Eindrücke bestürmt sieht. Dass diese Briefe zu einer Zeit gedruckt werden konnten, als die Pressfreiheit in enge Schranken eingeschnürt war, das gereicht allerdings dem Neffen des Grossen Friedrich, Carl Wilhelm Ferdinand, zu unvergänglicher Ehre. Campe hat das Wagniss begonnen, in dem Bewusstsein, dass ein Plinius nur unter einem Trajan auf die Greuel der Nerone und Domitiane schelten darf. Er erblickt in der französischen Revolution eine Morgenröthe, welche für die Geisterwelt aufgegangen ist, eine herrliche Blüthe, auf die er den Thau und den Sonnenschein des Himmels herabwünscht. Er preist sich glücklich, gerade jetzt in der französischen Hauptstadt zu sein, da das Volk nach langer Knechtschaft zu einem Leben erwacht ist, welches die Brutusse und die Cato's mitzuleben sich nicht weigern würden, zu einer Höhe emporgestiegen, zu welcher das blinzelnde Auge des Ausländers sie kaum begleiten kann. Wie auf Fittigen der Poesie rauscht seine begeisterte Rede: Haben Sie je ein edles Ross beobachtet, das seinen ungeschickten Reuter abgeworfen hat? Und haben Sie bemerkt, wie es von dem Augenblick an,

da es den Rücken frei, die Zügel schlaff fühlte; noch eins, so leicht, noch eins, so kraftvoll und muthig über Feld und Anger, über Graben und Hügel muthwillig scherzend und vor Freude wiehernd dahin sprengte und nun noch eins, so wohl gebaut, und noch eins, so edel erschien, als es vorher war? Dies ist das Bild einer freigewordenen Nation, die ihren Despoten oder gar, wie es hier der Fall war, ihre zwanzig oder dreissig Despoten abgeschüttelt hat.

. .

Je länger ich hier bin, je aufmerksamer ich die Knospen, die Blüthe und die Früchte der jungen französischen Freiheit betrachte, und je länger ich das hier angefangene Kreisen des von praktischer Philosophie geschwängerten menschlichen Geistes beobachte, welcher gerechte und weise Staatsverfassungen, allgemeine Aufklärung und Völkerglück gebähren zu wollen verheisst: desto inniger und fester wird meine Ueberzeugung, dass diese französische Staatsumwälzung die grösste und allgemeinste Wohlthat ist, welche die Vorsehung seit Luther's Glaubensverbesserung der Menschheit zugewandt hat, und dass daher das ganze weisse, schwarze, braune und gelbe Menschengeschlecht, rund um den Erdball herum, ein allgemeines, feierliches:

Herr Gott dich loben wir!

dafür anstimmen sollte.

Alle ehemaligen Revolutionen entstanden in Zeiten und in Ländern, wo der menschliche Verstand noch nicht zu hinlänglicher Reife gekommen war, um eine Constitution zu schaffen, welche auf die lautersten Grundsätze der Vernunft, des Rechts und der Billigkeit gegründet wäre, alle anderen Völker, welche das Sclavenjoch abschüttelten, sahen sich von dem Augenblicke an, da sie diesen küh-

nen Schritt gethan hatten, in langwierige und blutige Kriege verwickelt, unter denen ihre ersten provisorischen Einrichtungen, mit den in solchen Fällen unvermeidlichen Uebereilungsfehlern, schon eine gewisse Consistenz erhielten, die sich nachher, auch bei besseren Einsichten, nicht füglich wieder umstossen liess. Hier ist nun zum erstenmal eine Revolution, die in jeder Betrachtung unter glücklicheren Vorbedeutungen angefangen ward, die also auch natürlicher Weise eine Constitution verspricht, wie bisher noch keine war. Eine Constitution, die alle Vollkommenheiten der englischen in sich fassen, und alle Mängel und Unvollkommenheiten derselben ausschliessen wird. Hier ist ein Volk, so aufgeklärt, so edel und mild, als es je eins gegeben hat; ein König, so sanft, so lenksam und ehrgeizlos als je einer gewesen ist; eine aus zwölfhundert Köpfen bestehende Versammlung von Stellvertretern der Nation, deren grössere Hälfte wenigstens aus sehr helldenkenden, geistvollen, kraftbegabten und muthigen Patrioten besteht, und was das Beste ist, diese drei Hauptfiguren in dem grossen interessanten Gemälde — Volk, König und Nationalversammlung — umschlingen sich in der schönsten Harmonie und gehen Hand in Hand gelegt dem erhabenen Ziele zu. Noch mehr: hier sind — wer weiss wie viel tausend denkende und wohl unterrichtete Bürger, welche durch ihre Debatten am Palais royal, hier sind unzählige wachsame Schriftsteller, welche durch fliegende Blätter, kleine Abhandlungen und Werke den Berathschlagungen der Volksvertreter zu Hülfe kommen, das Nachdenken derselben leiten, sie vor möglichen Fehlern warnen, und ihnen eben so viel Enthusiasmus für das Gute, als Vorsicht und Behutsamkeit zur Vermeidung des Bösen einflössen. Hier ist zum erstenmal eine Volksversammlung, die, obgleich

die Hälfte ihrer Mitglieder aus Edeln und Priestern besteht, doch in ihrer Mehrheit die Greuel der Hierarchie und des aristokratischen Despotismus, von denen die Menschheit von jeher noch vielmehr, als von der monarchischen Alleingewalt gelitten hat, verabscheuet, verwünscht und mit Stumpf und Stiel auszurotten entschlossen zu sein scheint. [1])

In der That, es gehörte ein hoher Muth dazu, in solcher Weise für die Rechte eines Volkes zu schreiben und zu handeln; hat es doch damals an Schriftstellern nicht gefehlt, deren wohlfeile Feder stets bereit war, die Uebergriffe der unumschränkten Macht bereitwillig zu vertheidigen. Darum erfüllten auch die „Briefe aus Paris“ die edleren Geister mit staunender Bewunderung [2]).

In der Vorrede zu den „Briefen aus Paris“ legt Campe sein politisches Glaubensbekenntniss ab. Er glaubt, dass grosse Staatsumwälzungen nie ohne mancherlei Greuel vor sich gehen, dass ein Volk thöricht handle, wenn es ohne die dringendsten Ursachen gewalt-

[1]) Briefe aus Paris. S. 15 u. 325.

[2]) W. v. Humboldt (Febr. 1790): Ihre Briefe aus Paris haben mir herzliche Freude gemacht. Dies allein kann, indem es die Fürsten auf der einen Seite williger macht, die Rechte der Menschheit zu ehren, und auf der anderen unfähiger, sie niederzutreten, Deutschland vor der Krise bewahren, zu der der Despotismus allemal früher oder später führt und an dem jetzt Frankreich wie ein wahres Sühnopfer für die ganze Menschheit leidet. — Dohm (Juli 1790): Ich habe sie in einem Zuge, an einem mir ausdrücklich dazu ruhig gemachten Nachmittag in meinem Garten gelesen und rechne diese Stunden unter meine vergnügtesten . . . Archenholtz: Ihr vortreffliches Buch ist ganz dazu gemacht Verstand und Herz zu rühren und Ihnen Ehre zu bringen (März 1798) . . . Weniger günstig lautet das Urtheil in Biographie nouvelle des contemporains. Paris 1825. T. IV, p. 59: Elles offrent peu de connaisance des moeurs françaises et des événements, qui ont amené la revolution, mais on y trouve une candeur et une bonhomie dans les erreurs mêmes, qui les excusent à peu près. —

sam seine Verfassung ändere, dass jedoch die Vorsehung Revolutionen herbeiführe, um vor dem despotischen Missbrauch der höchsten irdischen Gewalt die Machthaber zu warnen durch die Erinnerung an die Zerbrechlichkeit ihres Regierungssystems; er glaubt endlich, dass die berufenen Rathgeber der Menschheit, die Schriftsteller, verpflichtet seien, diese Absichten der Vorsehung nach Kräften zu fördern. Was insbesondere die französische Revolution betrifft, so hat Campe deren Entstehung auf drei Ursachen zurückgeführt: die philosophische und politische Aufklärung, welche das französische Volk durch die Schriften Voltaire's, Montesquieu's, Rousseau's empfing; die Bemühungen des französischen Ministeriums, die fortschreitende Aufklärung zu hemmen; die Erschöpfung der Nation, verursacht durch die grenzenlose Verschwendung des Hofes [1]). Ein Rückschlag musste in der öffentlichen Meinung eintreten, als im Blutstrom der Revolution nicht bloss Schuldige, sondern auch so viel Unschuldige untergingen. Als Campe im Jahre 1802 wiederum nach Paris gekommen war, da war auch für ihn bereits eine grosse Ernüchterung eingetreten; als er zu Versailles vor dem Hause stand, in welchem dreizehn Jahre vorher die Vertreter der Nation die alte Verfassung umstiessen, da drängte der Gedanke sich ihm auf, wie die Hand jener Männer gezögert hätte, den ersten Stein aus dem morschen Staatsgebäude herauszureissen, wenn sie die grässlichen Folgen dieses ersten Schrittes geahnt hätten. Er fand damals die Franzosen äusserlich und innerlich anders geworden, früher ein der edelsten und höchsten Begeisterung fähiges Volk, jetzt Kälte, Ueberdruss, Leichtsinn. „Wie haben sich die Menschen

[1]) Briefe aus Paris. S. 134 bis 155.

geändert!“ — schrieb er am 10. Juli nach Hause — „Wo finde ich den leichten Frohsinn, den lustigen Witz, den glühenden Gemeingeist, die zutrauliche Brüderlichkeit wieder, die unter diesen Menschen vor zwölf Jahren herrschten?“ Aber auch damals noch hielt er unerschütterlich an der Ueberzeugung fest, dass die französische Revolution, die so viel Blut gekostet, nicht ohne Gewinn geblieben sei für die Welt und für Frankreich; Frankreich verdanke ihr eine, wenn auch beschränkte, Gleichheit der Stände, Gleichheit der Ansprüche auf jeden Ehrenposten im Staat, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Hebung von Kunst und Wissenschaft, Aufhebung der Klöster[1]). Andere, die früher wie Campe gehofft, verzagten nun gänzlich. Aber das wäre nicht das Schlimmste gewesen, dass nun Klopstock, Stolberg, Gleim, Jakobi, Goethe immer mehr sich bestärkten im Hasse der Revolution: der Obscurantismus schüttete nun seinen ganzen Grimm aus wider die Aufklärung. Zeitschriften, wie die zu Wien von Aloys Hofmann, erhoben die Anklage gegen alle die Männer, die dem neuen Geiste gehuldigt hatten, als die Anstifter der ganzen Rebellion. Allerdings, an einen Geheimbund zum Umsturz der in Deutschland bestehenden Ordnung scheinen Einzelne gedacht zu haben: in Campe's Nachlass befindet sich eine anonyme Einladung zu einem „antiaristokratischen Gleichheitsbund“ zur Errichtung einer deutschen Republik durch allgemeinen Aufstand: Campe wies dies Ansinnen „ränkevoller Bösewichter“ mit Entrüstung zurück, während er zugleich mit aller Ueberzeugungstreue fortfuhr, der Sache einer vernünftigen und gesetzlichen religiösen und politischen Freiheit sein beredtes Wort zu weihen.

[1]) Rückreise von Paris nach Braunschweig. S. 97 bis 133.

Schon im „Braunschweigischen Journal“ [1]) erhob Campe laut seine Stimme für die Aufklärung, diese allbeseligende Tochter des Himmels und für die Pressfreiheit, diese einzige Schutzmauer der Nationen wider Hierarchie und Despotismus; er redet zürnende Worte gegen die stupide Intoleranz des Wöllner'schen Religionsedicts, das seine Hände nach den theuersten und heiligsten Rechten der Menschheit auszustrecken wage; er legt Appell ein an Friedrich Wilhelm, den Vielgeliebten, der nicht bloss der Vater der Orthodoxen, dessen Kinder auch die Heterodoxen sind. In den „Briefen aus Paris“ hatte er den Regierenden zugerufen: Zum Schrecken aller gekrönten, besternten und bebänderten Menschentreiber in Europa — von denen die Menschheit ihre wohlthätigen Schutzgeister, die guten, gerechten und weisen Fürsten und Minister sehr wohl zu unterscheiden weiss — hat der Irrthum sich entdeckt. Der grosse Spiegel hängt; sehe hinein, wer nicht Lust hat, mit Frankreichs Despoten ein gleiches Schicksal zu erfahren! [2]). Wir werden uns nicht wundern, wenn über dem Haupte des kühnen Vorkämpfers der Geistesfreiheit sich allmählich dunkle Wetterwolken zusammenzogen.

Feinde ringsum! so mochte Campe in den nächsten Jahren der immer rücksichtsloser auftretenden Reaction ausrufen. Die Schriftsteller beneideten ihn wegen des ungewöhnlichen Fortgangs seiner schriftstellerischen und buchhändlerischen Unternehmungen; die Schöngeister zürnten ihm, weil er ihnen gesagt hatte, in ernsten Zeiten könne man Besseres thun, als Verse machen ohne Beruf; die Pfaffheit war ihm gram, weil er ihren rückläufigen Bestrebungen sich entgegengestellt; die Herrscher groll-

[1]) III, 130 ff. — [2]) Briefe aus Paris. S. 142.

ten ihm wegen seiner freimüthigen Urtheile über die französische Revolution. Campe liess sich durch die Zahl und durch die Keckheit seiner Gegner nicht beirren; mit mannhafter Entschiedenheit stellte er sich bei jeder Gelegenheit in die Bresche für die Glaubens-, Gewissens- und Pressfreiheit. In seinen „Freimüthigen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des Religionswesens in Preussen“ wagte er, die Bischofswerder, die Wöllner, die Hermes als Verbrecher gegen den Staat und gegen die Menschheit zu bezeichnen. Schon war die Stimmung, die zu Berlin in den hohen Kreisen gegen Campe herrschte, eine ziemlich gereizte; allein sein Landesfürst schützte ihn. Da drohte folgendes Ereigniss dem Fasse den Boden einzuschlagen. Einem Aufsatz von Riem: „Dringende Bitte und Vorstellung der sämmtlichen Einwohner Berlins an die beiden Herren Stadtpräsidenten Philippi und Eisenhardt“ war zu Berlin die Erlaubniss zum Druck versagt worden. Campe liess nun denselben in seinem Verlag, unter gleichzeitigem Abdruck des Berliner Censurverbotes, erscheinen. Die preussische Regierung führte hierauf Beschwerde, und an Campe erging das nachstehende herzogliche Rescript [1]):

[1]) Campe hat diese Kämpfe selbst ausführlich dargestellt; nach einer Notiz von seiner Hand (1807) hatte er die Absicht, seine Erziehungsschriften zu sammeln und im Druck herauszugeben. Denselben sollte auch „Die Geschichte meines Kampfes für Denk- und Pressfreiheit in den Jahren 1791 und 1792“ einverleibt werden. Der Tod hat ihm die Ausführung dieses Planes nicht vergönnt. Wir kommen dem Wunsche des edlen Todten dadurch nach, dass wir ihn möglichst mit seinen eigenen Worten erzählen lassen und uns lediglich die geeigneten Kürzungen erlauben, nachdem jetzt, nach fast einem Jahrhundert, nicht mehr für alle Einzelheiten das nämliche Interesse vorausgesetzt werden kann.

CARL WILHELM FERDINAND, Herzog etc.

In der hiesigen Schul Buch Handlung ist vor etlichen Tagen eine kleine Schrift unter dem Titul:

Dringende Bitte und Vorstellung der sämmtlichen Einwohner Berlins an die beyden Herren Stadt-Praesidenten Philippi und Eisenhard etc.

herausgekommen, und dabey nicht nur auf der letzten Seite dieser Schrift das Berliner Censur-Decret, womit das Imprimatur derselben dort versaget worden, mit abgedruckt, sondern es ist auch bey der Anzeige dieser nun allhier edirten Schrift auf dem Anschlage des sogenannten Braunschweigschen Journals von diesem laufenden Monat September eine gleiche Nachricht, mit Abdruckung des Berliner Censur-Decrets, wiederholt. Beydes ist Uns, da dergleichen zu Berlin nothwendig auffallen muss, bey den so nahen Verhältnissen mit diesem Hofe nun sehr unangenehm gewesen, und hätte Man zu dem Rath Campe sich wol versehen, dass er hierunter behutsamer verfahren, und den Abdruck einer Schrift, der man zu Berlin, aus hier nicht zu beurtheilenden Gründen, das Imprimatur versagt, hier nicht geschehen, noch weniger aber eine öffentliche Anzeige von dem dort versagten Druck dabey thun lassen. Es wird also der Rath Campe in künftigen ähnlichen dergleichen Fällen vorsichtiger seyn, und zu keinen unangenehmen Beschwerden benachbarter Regierungen, welche dadurch gar leicht veranlasst werden könnten, die Gelegenheit geben. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift, und beygedruckt Fürstl. Geheimen Kanzley-Siegels.

Braunschweig, den 9. September 1791.

(Folgen die Unterschriften.)

Campe antwortete auf dieses Ausschreiben Folgendes:

An Fürstl. Ministerium.

Nicht um den, mit unverkennbarer Schonung und Milde eingekleideten Verweis, der mir auf Serenissimi gnädigsten Befehl in diesem Augenblicke ertheilt worden ist, von mir abzulehnen; sondern lediglich um dem mir schmerzhaften Verdachte vorzubeugen, dass ich fähig gewesen sei, wesentlich etwas zu thun oder in etwas zu willigen, was Sr. hochfürstl. Durchlaucht, meinen gnädigsten Beschützer, auch nur eine augenblickliche unangenehme Empfindung verursachen könnte, bitte ich um gnädigste Erlaubniss, mit Vorbeigehung aller Nebenbetrachtungen, von welchen ich mich in derjenigen Sache, die mir zur Last gelegt wird, mit leiten liess, nur diejenigen vorzüglichsten Gründe darlegen zu dürfen, welche zeigen können, dass ich durch den Druck und die nachherige Anzeige der

Dringenden Bitte und Vorstellung

nichts zu thun glauben musste, wozu ich nicht, selbst nach preussischen Grundsätzen, Gesetzen und Gewohnheiten, vollkommen berechtiget war.

1. Es giebt bis jetzt kein preussisches Gesetz, welches den Schriftstellern jenes Landes verbietet, ein Buch, dem die dortige Censur die Druckerlaubniss versagte, ausser Landes drucken zu lassen. Sr. Majestät, der jetzt regierende König, haben vielmehr selbst einige Male in Cabinetsbefehlen, die bei dergleichen Gelegenheiten ergingen, sich ausdrücklich mit der Einschränkung geäussert: „dass solche Bücher hier (will sagen, zu Berlin oder in den preussi-

schen Staaten) gedruckt werden sollten." Wie konnte es mir nur einfallen, zu besorgen, dass die preussische Regierung jetzt vielleicht zum ersten Male Beschwerde über etwas führen würde, was sie ihren eigenen Unterthanen bis dahin noch durch kein Gesetz verboten hat.

2. Der hiesige Druck der obengenannten kleinen Schrift ist also, selbst nach preussischen Rechten, wie viel mehr nach braunschweigischen, nicht nur nicht gesetzwidrig, sondern er ist auch nach der nachherigen Anzeige desselben mit beigefügtem Censurdecret, einem bekannten, durch die preussische Regierung stillschweigend gebilligten Herkommen gemäss. Wir haben nämlich noch ganz neulich gesehen, dass preussische Gelehrte, ihre von dortiger Censur abgewiesenen Schriften sofort im Auslande drucken liessen, die Geschichte des zu Berlin untersagten Druckes und sogar ihren Namen beifügten, ohne dass ihnen nur der geringste Verweis, geschweige denn eine härtere Strafe dafür geworden wäre. Dies war z. B. der Fall mit Villaume's Prüfung der Rönneberg'schen Schrift über die symbolischen Bücher, die nicht bloss das Censuramt, sondern der König selbst verboten hatte, und die gleichwohl der Verfasser, mit Beifügung seines Namens, und mit Hinzufügung der ganzen Geschichte der Berliner Unterdrückung, auswärts drucken liess, ohne dass ihm dafür irgend etwas Unangenehmes widerfuhr. Sollte denn eine braunschweigsche Buchhandlung in Bezug auf einen Berliner Censurausspruch nicht ohne Bedenken wagen dürfen, was preussischen Unterthanen, sogar

in Bezug auf ein unmittelbares Verbot ihres Königs erlaubt ist.

3. Der kleinen Schrift, von welcher hier die Rede ist, konnte und durfte nach preussischen Grundsätzen und Gesetzen (wofern man nicht ein besonderes neues Censurgesetz über diesen bestimmten Fall geben wollte) der Druck nicht verweigert werden. Denn das ehrwürdige, weise und gerechte Berliner Kammergericht hat erst noch neuerlich laut und öffentlich erklärt:

> „dass es allerdings erlaubt sei, über Gesetze und öffentliche Einrichtungen, öffentliche Untersuchungen anzustellen;"

und in dem Entwurfe eines allgemeinen Gesetzbuches für die preussischen Staaten wird nur

> „der freche und unehrerbietige Tadel der Landesverfassungen und Anordnungen im Staate,"

nicht aber eine ruhige und bescheidene Prüfung derselben verboten. Ja in dem berühmten neuen Censuredicte selbst wird ausdrücklich versichert:

> „Die Absicht der Censur sei keineswegs, eine anständige, ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit zu hindern, oder sonst den Schriftstellern irgend einen unnützen und lästigen Zwang aufzulegen, sondern nur vornehmlich dem zu steuern, was wider die allgemeinen Grundsätze der Religion, wider den Staat und sowol moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist oder zur Kränkung der per-

sönlichen Ehre und des guten Namens Anderer abzielt."

Nun hat aber der Verfasser der dringenden Bitte und Vorstellung, soviel ich sehen kann, sich keines dieser Dinge zu Schulden kommen lassen; mithin durfte der Censor, wenn er gesetzlich verfahren wollte, dieser Schrift die Druckerlaubniss nicht versagen.

Der Censor verfuhr aber nicht gesetzlich, sondern nach eigener Willkür; und versagte die Druckerlaubniss. Er verfuhr auch darin gesetzwidrig, dass er dieses eigenmächtig that, und nicht erst (wie doch nach §. 5 des Censuredicts hätte geschehen sollen) die Sache an dasjenige Collegium brachte, zu dessen Behörde sie gehörte. Dieses doppelte gesetzwidrige Benehmen des Censors verdiente eine öffentliche Rüge. Die geringste und sanfteste war, sein Verweigerungsurtheil schlechtweg und ohne Anmerkungen abdrucken zu lassen. Dieses wurde von mir gewählt.

Nun könnte man zwar fragen: wer denn gerade mir die Pflicht aufgelegt oder die Befugniss ertheilt habe, Censurunfuge dieser Art zu rügen? Allein, da müsste ich antworten: Gott und mein Beruf! Jeder nämlich, der durch Gottes Vorsehung die innere und äussere Bestimmung erhielt, das Reich der Wahrheit anbauen zu helfen, hat, meine ich, auch die Verpflichtung übernommen, nach Vermögen und Gelegenheit dahin zu sehen und dahin mitzuwirken, dass die Grenzen dieses Reichs nicht beengt, die Rechte desselben nicht gefährdet werden. Wir haben in diesem unsichtbaren Freistaate kein sichtbares Oberhaupt und keine geschriebenen Gesetze. Die Vernunft ist unser Gesetz, die öffentliche Stimme unser Richter in der ersten Behörde; die zweite und letzte hat Gott selbst sich vorbehalten. Einer ist hier zum Aufseher des Anderen,

Jeder zum öffentlichen Ankläger bestellt. Wer also Dinge, welche die Rechte und Freiheiten dieses Gedankenreichs betreffen, vor den Richterstuhl des öffentlichen Urtheils bringt, der handelt recht und pflichtmässig; unrecht und pflichtwidrig handelt also der, der Veranlassung dazu hat und es unterlässt.

Ein Bücherrichter oder Censor, der aus den vom Gesetz ihm vorgeschriebenen Schranken herausgeht und willkürlich zu verfahren sich unterfängt, hört in dem Augenblicke, da er dies thut, auf ein Staatsbeamter zu sein. Jeder Bürger des gelehrten Freistaats hat das Recht, ja die Verbindlichkeit, ihn deshalb öffentlich anzuklagen. Dies, und nichts weiter, habe ich durch die Bekanntmachung des ungesetzlichen Berliner Censurbeschlusses gewollt. Ich habe daher geglaubt, und muss noch jetzt glauben, bloss meine Pflicht als Gelehrter dadurch gethan zu haben, und, wo nicht Lob, doch wenigstens keinen Tadel dafür zu verdienen.

Die Absicht dieser meiner unterthänigsten Antwort und der heisseste Wunsch meines Herzens sind erreicht, wenn es mir gelungen ist, meinem erhabenen Richter zu überzeugen, dass, wofern ich dennoch in dieser Sache aus mir noch nicht einleuchtenden Gründen gefehlt haben sollte, es nicht aus Vorsatz und mit Bewusstsein, sondern aus unverschuldetem Irrthum, wovor kein Sterblicher sicher ist, geschehen sein müsste.

Ehrerbietigst und
unterthänigst
J. H. Campe.

Braunschweig, d. 10. Sept. 1791.

Diese Antwort schien den edlen Fürsten beruhigt zu haben. Die Sache war damit abgethan und Campe fuhr nach wie vor fort, sich der Sache der in anderen Ländern

schon unterdrückten Vernunft gegen die Feinde der Aufklärung und der Freiheit nach Vermögen und ohne Menschenfurcht herzhaft anzunehmen. Um diese Zeit hatte Aloys Hoffmann seine Wiener Zeitschrift nicht bloss unter dem Schutze, sondern auch, wie er öffentlich prahlte, unter der Mitarbeit des deutschen Kaisers Leopold und des Königs von Preussen Friedrich Wilhelm, zu schreiben angefangen, und darin verschiedene freisinnige Männer, vornehmlich aber Campen zum Gegenstand seiner Schmähungen gemacht, indem er ihn fast auf jedem Blatte als einen nach Empörung lechzenden Aufrührer schilderte, der die Throne umzustürzen und die Jakobinerei auch in Deutschland einzuführen suche. Campe konnte nicht umhin, über seinen Gegner, zugleich aber auch über seine gekrönten Mitarbeiter, wie er sie nannte, auf einigen Blättern zu scherzen, indem er die Zeiten glücklich pries, da die Grossen und Mächtigen endlich angefangen hätten, die Würde eines Gelehrten und Schriftstellers zu fühlen, und sogar zwei der Mächtigsten unter ihnen, um diese ihre Achtung für den Stand der Gelehrten desto stärker auszudrücken, sich mit Herrn Hoffmann zur Abfassung der Wiener Zeitschrift zu verbinden keinen Anstand genommen hätten. Kaum war diese Posse in dem Braunschweigischen Journal abgedruckt und ausgegeben, als Campe abermals folgendes Anschreiben aus fürstl. geheimer Canzlei erhielt:

CARL WILHELM FERDINAND etc. etc.

Euch ist erinnerlich, was Wir bey Gelegenheit der in der hiesigen Schul Buch Handlung herausgekommenen Schrift unter dem Titel: Dringende Bitte und Vorstellung der sämmtlichen Einwohner Berlins etc.

unterm 9. September v. J. an euch zu erlassen, Uns genöthigt gesehen haben. In Beziehung auf den Schluss dieses Rescripts mögen Wir euch nun nicht bergen, wie der Ton, worin die bekannte neue Wiener Zeit-Schrift in dem hiesigen Journal angekündiget worden, gerade wieder von der Art ist, dass solcher unangenehme Verlegenheiten veranlassen könnte, in Ansehung, welcher ihr jedoch unterm 17. Septr. v. J. Uns die Versicherung ertheilet habt

> weit davon entfernt zu seyn, Uns dergleichen auszusetzen.

Ueberdem hat seit einiger Zeit dieses Journal Artikul aufgenommen, weshalb hinkünftig dem Herausgeber und den Mitarbeitern davon eine mehrere Behutsamkeit wol zu empfehlen seyn dürfte.

Ungern mögten Wir indess so überall als wegen dieses Journals eine eigene Censur anordnen, und doch dürften Wir vom Unserm hierunter aufhabenden Pflichten, seitdem, auf vorgängigen Antrag des Reichs, von des Kaisers Majestät eine förmliche Aufforderung gegen die Verbreitung bedenklicher Schriften und Grundsätze an die Kreis- ausschreibenden Fürsten des Reichs, und damit also auch an Uns, als mitausschreibenden Fürsten im Niedersächsischen Kreise, erlassen worden, Uns nicht los-sagen; wie ihr denn leicht selbst ermessen werdet, dass Unserer Verhältnisse gegen des Kaisers Majestät und Unsre Mit-Stände Uns auch solches nicht gestatten. Wir vertrauen daher zu euch, als Eigenthümer der Schulbuchhandlung und der damit verbundenen Druckerey, dass ihr für die Zukunft in allen euren Verlagsartikuln und so auch, in Absicht des neuen Braunschweigschen Journals hierunter behutsamer seyn, und Uns nicht wie überhaupt, als auch in Rücksicht vorgedachter Auffor-

derung des Kaisers Majestät zu Maassregeln nöthigen werdet, deren wir gern überhoben wären.

Insbesondere werdet ihr euch aller auch nur im Mindesten anstössigen Critik der oben erwehnten Wiener Zeit-Schrift, in sofern solche Critik auch nur den mindesten Bezug auf irgend eine Protecktion dieser Schrift hat, für das Künftige gänzlich enthalten, auch ein Gleiches dem Herausgeber dieses Journals, welchem überhaupt von dem Inhalt des Obigen zu seiner Nachricht und Nachachtung Eröffnung zu thun ist, bekannt werden lassen.

Braunschweig, den 19. Januar 1792.

Ad Mandatum Serenissimi speciale.

(Unterschriften.)

Campe beantwortete dieses Anschreiben durch folgende

Unterthänigste Eingabe.

Schon lange befand ich mich als Inhaber der hiesigen Schulbuchhandlung und als Schriftsteller in einer Lage, die etwas sehr Beunruhigendes und Peinigendes hatte. Inneres Ehr- und Pflichtgefühl, dessen Befolgung mir schon in allen Ländern zur Gewohnheit und zur zweiten Natur geworden war, forderte mich auf zur Verbreitung gemeinnütziger Erkenntniss und zur Abstellung gemeinschädlicher Missbräuche jeder Art, nach Maassgabe meiner Kräfte und Einsichten sonder Menschenfurcht und ohne Rücksicht auf eigene Ruhe nnd Gemächlichkeit, mitzuwirken. Die mir gnädigst bewilligte Pressfreiheit — die erste und wesentlichste Bedingung, unter der ich meinen damaligen Wirkkreis, zu dem ich mich keinesweges gedrängt hatte, antrat — schien mich hierzu auch vollkommen zu berechtigen; und die Erwartungen des gan-

zen aufgeklärten Deutschlands, dessen Augen sich auf meinen edlen Fürsten, als auf das Palladium der deutschen Denk- und Gewissensfreiheit, in diesen Zeiten der neu-versuchten Vernunftunterdrückung, hefteten, schienen für mich und alle unter Seinem Schutze lebende glückliche Gelehrte eben so viele Aufforderungen zu einer redlichen und muthigen Anwendung der uns verliehenen Freiheiten zu sein.

Auf der anderen Seite war ich mit keinen anderen Gesetzen zu einem vernünftigen und weisen Gebrauche der mir gnädigst zugesicherten Pressfreiheit, als mit denen versehen, welche Rechtschaffenheit, Ehrgefühl und Vernunft jedem braven Schriftsteller vorschreiben. Diese reichten aber nicht immer hin, mich vor dem Unglücke zu sichern, entweder selbst etwas zu schreiben, oder etwas von Anderen Geschriebenes in meiner Handlung drucken zu lassen, was meinem gnädigsten Fürsten, aus Rücksichten, deren Nothwendigkeit ich nicht erkannte, unangenehm sein konnte. Dies war z. B. der Fall mit der Dringenden Bitte und Vorstellung der sämmtlichen Einwohner Rerlins, die ich drucken zu lassen kein Bedenken tragen konnte, weil sie in einem, zwar freimüthigen, aber gemässigten und anständigen Tone geschrieben und — wie nun auch die Erfahrung bewiesen hat, da man zu Berlin sie ungehindert öffentlich verkaufen lässt — den Grundsätzen und Gesetzen des preussischen Staats, insofern diese in dem allgemeinen Gesetzbuch der Welt vor Augen liegen, vollkommen gemäss war. Gleichwol hatte ich das, mir über alles schmerzliche Unglück, das grosse Herz Sr. Hochfürstl. Durchlaucht durch die Herausgabe jener Schrift zu beunruhigen, und mir deshalb einen, wiewol in den schonendsten und mildesten Ausdruck eingekleideten Vorwurf zuzu-

ziehen, den ich nicht verdient zu haben glauben konnte. Ich wurde zugleich zu einer grösseren Behutsamkeit und zu der Pflicht verwiesen, bei Allem, was ich künftig drucken lassen würde, auf Serenissimi Verhältnisse gegen Andere Rücksicht zu nehmen.

Gott weiss, dass jeder, auch der leiseste Wunsch meines gnädigsten und guten Fürsten, insofern die Erfüllung desselben meinem Verstande, meinem Gewissen und meinen Kräften möglich ist, immer ein heiliges Gesetz war und es immer sein wird. Aber Gott weiss auch, dass es mir ganz unmöglich war und ist, jener allgemeinen Vorschrift dergestalt nachzuleben, dass ich nicht alle Augenblicke dagegen gefehlt zu haben besorgen muss. Denn

1. wie unzählbar sind nicht die Grade dessen, was wir Behutsamkeit nennen! Welcher Grad wird nun hier gemeint, und wie kann ich, bei dem besten Willen, jemals sicher sein, diesen Grad genau beobachtet zu haben.
2. Wie schwer ist es nicht schon unter blossen Privatleuten für den Einen sich ganz in die Verhältnisse eines Anderen, wie unmöglich aber vollends für Unterthanen, sich ganz in die Verhältnisse ihres Fürsten zu versetzen, zumal, wenn nicht bloss diejenigen Beziehungen, welche reichsverfassungsmässig, also auch bekannt, sondern zugleich solche gemeint werden, die mir persönlich, also dem grössten Theile der Unterthanenschaft völlig unbekannt sind!

Indem ich also mich in diesen ungewissen und schwankenden Zustand versetzt fand, schien mir, ich gestehe es, die Lage derjenigen Schriftsteller und Buchhändler, deren natürliche Rechte durch unnatürlichen Presszwang be-

schränkt sind, mit der meinigen verglichen, eine beneidenswürdige zu sein; und ich würde daher — hätte nicht Gemeingeist mich davon abgehalten, und hätte ich nicht geglaubt, dass braunschweigsche Ehre vor dem erleuchtetern Theile der grossen Lesewelt dadurch gefährdet werden würde — schon lange selbst darum angehalten haben, dass Serenissimus geruhen möchte, die abgeschaffte Bücherschau oder Censur, als ein geringeres Uebel für mich, wieder herzustellen; weil die stete Gefahr, worin ich schwebe, meinem über alles verehrten und — Verzeihung dem überfliessenden Herzen! — über alles geliebten Fürsten eine unangenehme Empfindung zu verursachen, unter allen Uebeln, die mich treffen können, eines der grössten für mich ist.

In einer solchen Lage und unter solchen Empfindungen, die mich schon lange überall begleiten, empfing ich heute das auf Serenissimi gnädigsten besonderen Befehl mir zugefertigte fürstl. Anschreiben vom 13. dieses, wodurch ich theils benachrichtigt werde, dass ich abermals, ohne es zu wissen, das Unglück gehabt habe, meinem gnädigsten Landesfürsten Unruhe zu erwecken, theils abermals zu grösserer Behutsamkeit verwiesen, theils endlich befehligt werde, mich aller, auch nur im mindesten anstössigen Kritik der Wiener Zeitschrift, in sofern solche Kritik auch nur den mindesten Bezug auf irgend eine Protection dieser Schrift hat, zu enthalten.

Ich gestehe, dass dieses gnädigste Anschreiben, wobei übrigens, wie ich mit gerührtem Herzen erkenne, Schonung und Milde abermals so sichtbar die Feder geführt haben, mich in die allergrösste und peinlichste Verlegenheit gesetzt hat. Es sei mir erlaubt, diese Verlegenheit so darzustellen, wie sie ist, um mir nachher diejeni-

gen gnädigsten Verhaltungsbefehle zu erbitten, welche den Umständen angemessen sein werden.

Was zuvörderst die mir anbefohlene grössere Behutsamkeit betrifft, so sehe ich wahrlich nicht, worin oder wodurch ich eigentlich gegen diese Pflicht verstossen haben soll; vorausgesetzt, dass man bei dieser Frage auf den gegenwärtigen Zustand der Aufklärung in Deutschland, auf das Beispiel der edelsten Schriftsteller in anderen von Presszwang noch freien deutschen Ländern und auf die Erwartungen Rücksicht nehmen will, die man in Deutschland in diesen Zeiten einer fast allgemeinen Vernunftsunterdrückung von Schriftstellern hegt, die das beneidete Glück haben, unter dem Schutz des aufgeklärtesten, weisesten und besten der jetzt lebenden Fürsten zu arbeiten. Wo ist in Allem, was ich selbst geschrieben oder durch meine Handlung verlegt habe, eine einzige Aeusserung, welche weiter ginge, als die würdigsten und berühmtesten Schriftsteller in Weimar, Gotha, Göttingen, ja sogar in Berlin noch, schon längst und noch heute, und zwar, die in Berlin ausgenommen, unter fortdauernder Genehmigung und Beschützung ihrer Regierungen, gegangen sind und noch jetzt gehen. Soll denn der Unterthan des von allen denkenden Menschen in Europa als Schutzgeist der Denkfreiheit verehrten Herzogs von Braunschweig seine für Wahrheit und Recht ertönende Stimme nicht eben so zuversichtlich und freimüthig erheben dürfen, als der Unterthan des Herzogs von Weimar und Gotha es zu thun durch nichts gehindert wird? Sollen wir zugeben, dass man uns für feige, des Schutzes eines solchen Fürsten und der geglaubten, unbeschränkten Pressfreiheit unwürdige Leute halte, die entweder aus Gemächlichkeitsliebe, oder aus Muthlosigkeit, die glückliche Lage, worin man sie erblickt, nicht

für die gute Sache der Vernunft und der Freiheit, der man jetzt von allen Seiten droht, nicht für das gemeine Beste und für die Menschheit zu benützen wissen, oder sie dazu zu benützen nicht den Edelsinn haben?

Wenn ich also, wie hieraus erhellet, nicht finden kann, worin ich die Schranken einer vernünftigen Bescheidenheit, die nicht in feige Knechtelei ausartet, überschritten haben soll: so kann ich mir noch viel weniger einen deutlichen Begriff von der grösseren Behutsamkeit machen, die mir anbefohlen wird. Unmöglich kann der aufgeklärteste, weiseste und beste Fürst wünschen oder sogar verlangen wollen, dass seine Schriftsteller die Sache der Vernunft, des Gewissens und der Menschheit gerade jetzt, wo ihr durch mächtige Blindschleichen von vielen Seiten her die meiste Gefahr droht, feigherzig verlassen oder nur aufhören sollen, sie mit Muth und Standhaftigkeit aus allen ihren Kräften gegen Jedermann, selbst gegen ungerechte Fürsten, welche Eingriffe darin thun, zu vertheidigen! Unmöglich kann Er sie der Schmach und Schande preis geben wollen, zu der feigen, feilen und unwürdigen Classe von Schriftstellern, deren wir leider! so viele in Deutschland haben, gezählt zu werden, die den Mantel nach dem Winde hängen, und sobald mit der Vertheidigung der Wahrheit und der Menschenrechte nur die mindeste Unbequemlichkeit oder Gefahr verbunden zu sein scheint, entweder wie todte Hunde verstummen, oder wohl gar um das liebe Kind zu machen und ihr Schäfchen zu scheeren (pfui den Niederträchtigen!) — das Gegentheil ihrer Ueberzeugungen äussern. Wenn nun aber dies augenscheinlich nicht gemeint werden kann; was soll ich mir denn darunter denken? Der allgemein bekannte und verehrte Charakter unseres edlen Fürsten, und zugleich eigenes Selbstgefühl, machen es mir unmög-

lich, mir etwas anderes dabei vorzustellen, als dieses: wir sollen uns hüten, irgend etwas zu schreiben oder drucken zu lassen, was wir nicht vor jedem unparteiischen Richterstuhle, wo keine Machtsprüche gelten, vor dem der Vernunft, der Billigkeit, der guten Sitten und einer nach Gesetzen, nicht nach Willkür, verwalteten Rechtspflege zu verantworten uns getrauen. Wird nun aber diese Behutsamkeit hier gemeint, so müsste ich offen gestehen, dass der Vorwurf, nicht immer sie beobachtet zu haben, mich empfindlich kränken würde; weil ich mir das Gegentheil zu lebendig bewusst bin. Würde hingegen, was mir durchaus unmöglich zu sein scheint, eine andere Behutsamkeit gemeint: so müsste ich eben so ehrerbietig als freimüthig bekennen, dass ich mich zur Beobachtung derselben ganz unfähig fühlen würde, und folglich Maassregeln nehmen müsste, dass aus dieser meiner Unfähigkeit für meinen innigst verehrten Landesfürsten keine Ungelegenheit entstände, wozu ich denn, sollte es auch mein ganzes irdisches Wohlsein kosten, wie ich nachher zeigen werde, von ganzem Herzen bereit und willig bin.

Aber es wird mir ja in dem gnädigsten fürstl. Anschreiben ein Beispiel der unterlassenen Behutsamkeit angeführt; dieses muss ich also in sorgfältige Ueberlegung ziehen.

Es betrifft die im ersten Stück des neuen Braunschweigischen Journals angefangene und im zweiten Stück bereits fortgesetzte scherzhafte Verspottung eines eben so seltsamen als bösartigen und höhnischen Marktschreiers in Wien, des Verfassers der elenden Wiener Zeitschrift, der, nach Art seiner Brüder, mit dem besonderen Schutz und Beifall, ja sogar mit dem Beistande und der Mitarbeit der grössten Alleinherrscher

in Deutschland, des Kaisers und des Königs von Preussen prahlt, um bei dem dummen Theil der Lesewelt Käufer für seine leidigen Pillen und Tropfen anzulocken. Dass ein solcher Mensch durch Spott gezüchtigt zu werden verdiene, wird Niemand läugnen wollen; dass man aber, wenn man ihn verspotten will, ihn so nehmen müsse, wie er sich darstellt, erfordert die Natur des Spottes. Nun ist seine Zeitungsprahlerei entweder gegründet oder nicht. Im letzten Falle, der mir der wahrscheinlichere ist, trifft der Spott ihn ganz allein, und man belacht ihn bloss in dem von ihm selbst angegebenen Tone. Im ersten Falle ist der Lacher unschuldig, wenn Andere, wer diese auch immer sein mögen, die Lächerlichkeit mit ihm theilen wollen. Die Behutsamkeit scheint hier schlechterdings weiter nichts vorzuschreiben, als sich genau an dem zu halten, was der Marktschreier selbst, in öffentlichen Blättern, sogar in einer Kaiserlich-Priviligirten Zeitung und unter den Augen des Kaiserl. und Preussischen Ministers in Hamburg, bekannt zu machen die Stirn hatte. Dies habe ich gethan; und ich will sehen, welcher Gerichtshof in der Welt — vorausgesetzt, dass nicht Machtsprüche, sondern Gesetze vor ihm gelten — mich dieser Posse wegen verdammen soll.

Es bei jener ersten Züchtigung des Marktschreiers bewenden zu lassen, war mir, wenn ich nicht bloss meine schriftstellerische Ehre, sondern auch — woran mir unendlich mehr als an ihr gelegen ist — meinen bürgerlichen guten Namen preisgeben wollte, durchaus unmöglich. Der Marktschreier hat nämlich in zweien, unmittelbar auf einander folgenden Zeitungsanzeigen geradezu bekannt zu machen sich nicht entblödet, dass er mit theils platten, theils bürgerlich entehrenden Schimpftiteln: Volksschulmeister, Volksverführer, Revo-

lutionsrath, Revolutionskläffer u. s. w., wo nicht mich allein, doch mich zunächst und vorzüglich gemeint habe. Er hat zugleich noch deutlicher und bestimmter geprahlt, dass er nicht bloss unter dem Schutze, sondern auch unter dem Beistande und der Mitarbeit des Kaiserlichen und Preussischen Adlers gegen mich zu Felde ziehe. Dies mag entweder wahr oder unwahr sein, so bin ich in beiden Fällen vor Gott und Menschen berechtigt, ihn und seine Sache so zu nehmen, wie sich beide öffentlich darbieten; vor Gott und Menschen berechtigt, mich gegen ihn und die Bundesgenossen, die er mir vorführt, und mit welchen er meinen bürgerlichen guten Namen, den ich mir von keinem Menschen, wer er auch sein mag, antasten lasse, zu Leibe gehen will, in eben dem Maasse zu wehren, alle die Waffen, die er in öffentlichen Blättern, sogar unter den Augen des Kaiserlichen und Preussischen Gesandten in Hamburg, ja sogar unter den Augen Sr. Röm. Kaiserl. Majestät in Wien selbst, gegen mich kehrt, aufzufassen und gegen ihn selbst zu richten. Haben der Kaiser und der König von Preussen — was ich auf das Wort des Marktschreiers doch unmöglich glauben kann — sich wirklich zu dem Versprechen herabgelassen, an seiner Zeitschrift und an dem darin zu führenden Kreuzzuge gegen mich werkthätigen Antheil zu nehmen: so sind sie in dieser Beziehung meines Gleichen, Schriftsteller, wie ich; Menschen, wie ich; Gelehrte, wie ich. Ihre anderweitigen Würden und Verhältnisse gehen mich hier, innerhalb der Grenzen des gelehrten Freistaates, nichts an; und will ich dennoch, so weit es, ohne an mir und meiner Sache zum Verräther zu werden, geschehen kann, Rücksicht darauf nehmen; so ist das lediglich guter Wille, nicht Pflicht und Schuldigkeit. Aber Pflicht und Schuldigkeit ist es vom Kaiser und König,

mir, wenn meine bürgerliche Ehre angegriffen wird, die mir eben so theuer sein muss, als dem Kaiser seine Kaiserliche, dem Könige seine Königliche Ehre, das Vertheidigungsrecht zu gestatten, auf eben dem Wege zu gestatten, worauf sie den Angriff gegen mich genehmigen, gegen Jedermann zu gestatten, der Angreifende mag ein Marktschreier oder ein Kaiser sein. „Gerechtigkeit," sagt Leopold selbst [1]), „strenge Gerechtigkeit ist jede Regierung, ist der Staat, ist der Monarch Jedem schuldig; sie kann nie eine Gnade sein; sie ist eine Schuldigkeit, eine Pflicht!"

Wäre es nun aber nicht eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn Kaiserl. und Königl. Majestäten entweder selbst in höchster Person, oder durch einen schriftstellerischen Stellvertreter verunglimpfende Beschuldigungen, die kein Ehrenmann, sollte es ihn auch den Kopf kosten, auf sich sitzen lässt, gegen mich ausstreueten oder ausstreuen liessen, und dabei mir, dem unschuldigen, wenigstens unverhört angegriffenen Theile, zugleich verbieten wollten, diese Beschuldigungen auf jede mir zweckmässig scheinende und die Grenzen der Selbstvertheidigung nicht überschreitende Art von mir abzuwälzen? Einer solchen Ungerechtigkeit ist kein guter, und gerechter Fürst, ist kein Leopold und kein Friedrich Wilhelm fähig, ist nur der Tyrann fähig, der die Menschen unter ihm nicht für Menschen, sondern für vernunft- und willenlose Bestien hält. Einem solchen Unholde aber, er heisse Kaiser oder König, sich, wenn man kann, zu widersetzen, ist nach göttlichen und menschlichen Rechten, nicht bloss erlaubt, sondern auch Pflicht.

Schweigen konnte ich also nicht; in einem anderen,

1) In einem Cabinetsbefehle.

als dem bereits angefangenen Tone fortfahren durfte ich nicht. Um aber, was mein eigenes Schicksal auch immer sein mag, die Ruhe meines gnädigsten Fürsten, die mir über alles theuer ist, auf keine Weise zu beeinträchtigen, habe ich das Braunschweigische Journal, in dessen zweitem Stück meine zweite scherzhafte Selbstvertheidigung abgedruckt werden wird, einer dänischen, von aller Presseinschränkung befreiten Buchhandlung abgetreten, die dasselbe unter dem Titel: Schleswigsches Journal fortsetzen wird. Prof. Trapp wird sich von der Herausgabe, die Schulbuchhandlung von dem Verlage desselben lossagen; und wir werden die Gründe, die uns dazu bewogen haben, auf eine so wenig als möglich auffallende Weise hinzufügen.

Von dieser Seite also wäre ich vor der Gefahr, dem besten Fürsten Missvergnügen zu verursachen, gesichert; nicht so in Ansehung jeder anderen Schrift, welche die Schulbuchhandlung entweder schon verlegt hat, oder künftig verlegen wird. Aber auch in Ansehung dieser muss ich mir, zur Wiederherstellung und Erhaltung meiner eigenen Gemüthsruhe, die nämliche Sicherheit — koste sie auch, was sie wolle! — zu erwerben suchen. Ich wage es hierzu folgende unterthänigste Vorschläge zu thun.

I. Sr. Hochfürstl. Durchlaucht geruheten uns das allgemeine Gesetz vorzuschreiben:

> Dass wir uns hüten sollten, etwas zu schreiben oder drucken zu lassen, wodurch die gegründeten Rechte eines Anderen — eines Einzelwesens oder eines Staats — beeinträchtigt werden.

Und Sie hätten die Gnade hinzuzufügen, dass im Fall einer gegen uns erhobenen Klage, Sie dieselbe, ohne sich für oder wider uns zu betheiligen, sofort an den einem

Jeden von uns zustehenden Gerichtshof verweisen würden, um die Sache den gesetzmässigen Gang der gerichtlichen Untersuchung und Entscheidung gehen zu lassen. Diese unsere Bitte scheint ebenso verfassungsmässig zu sein, als sie billig und bescheiden ist. Weit entfernt eine besondere Beschützung zu verlangen, erbitten wir uns bloss den Schutz, auf den jeder Bettler in diesem Lande Anspruch machen darf, und der ihm wirklich auch gewährt wird, den Schutz gegen Verurtheilungen durch Machtsprüche. Der Verfassung des deutschen Reichs scheint dieser Schutz auch vollkommen angemessen zu sein. Wäre er das nicht, so wäre die Verfassung ein Ungeheuer, dem jeder denkende Mensch so geschwind und so weit als möglich zu entfliehen eilen müsste. Ist er es aber, so hat weder der Kaiser, noch irgend ein Mitstand des heil. römischen Reichs das Recht, von einem Reichsfürsten zu verlangen, eine Ausnahme, sie sei welche sie wollte, davon zu machen; und würde dies dennoch verlangt: so hätte der Reichsfürst das unstreitige Recht, ja sogar die unstreitige Pflicht, sich diesem ungerechten Verlangen nicht zu fügen, sondern es zu verweigern.

Wird uns nun diese Bitte gewährt, so ist die Ruhe des besten Fürsten, und mit ihr auch die meinige, von dieser Seite vollkommen gesichert. Jeder vertheidiget sich und seine Sache so gut er kann, und leidet, wenn er eines Unrechts überwiesen wird, was er, dem Ausspruche der Gesetze gemäss, zu leiden verdient hat.

Sollte es aber, wider Hoffen und Erwarten, aus mir unbekannten Ursachen, dennoch unthunlich sein, diese gesetzmässige Maassregel für uns festzusetzen; dann würde ich — und mein Entschluss ist auf diesen Fall unwiderruflich genommen —

II. aus Verehrung und Liebe zu meinem gütigsten Fürsten und aus Pflichtgefühl dessen, was ich der Menschheit in diesem erhabenen Manne, der eine ihrer grössten Zierden und eine der vorzüglichsten Stützen ihrer Hoffnungen ist, schuldig bin, keinen Augenblick anstehen, der Ruhe desselben mit meinem ganzen äusseren Glücksstande ein ehrfurchtsvolles und freudiges Opfer zu bringen, die vor einigen Jahren von der Regierung käuflich an mich gebrachte Buchhandlung zu verkaufen und nach irgend einem anderen, von Presszwang noch befreiten Lande zu ziehen, wo ich der Gefahr, dem besten Fürsten unwillkürlich Sorge und Unruhe zu machen, überhoben wäre. Mein Alter sichert mich vor dem Verdachte einer kindischen Uebereilung, und meine unbegrenzte, von Allen, die mich kennen, unbezweifelte innigste Verehrung des edelsten und gütigsten Fürsten, vor dem, dass diese ehrerbietige Erklärung etwas anderes sein könne, als was sie ist — nämlich ein reines Opfer meiner ungeheuchelten tiefgefühlten Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Da es mir nun aber wegen der, über mein mit jedem Tage fortrollendes und immer mehr und mehr anschwellendes Handelswesen zu nehmenden Maassregeln äusserst wichtig ist, die Entscheidung über mein und dieses Wesens Schicksal, sobald als möglich, mit Gewissheit zu erfahren: so bitte ich unterthänigst, mich über obige beide Vorschläge mit einer baldigen Erklärung, welcher von beiden genehmigt worden sei, gnädigst versehen zu lassen, und bei der zwischen beiden zu treffenden Wahl, nicht auf mich und mein Schicksal, sondern vielmehr lediglich auf die Sicherstellung dessen, was mir wichtiger ist — der Ruhe meines besten Fürsten — Rücksicht zu nehmen.

Unterthänigst

Braunschweig, d. 16. Jan. 1792.

J. H. Campe.

Hierauf erhielt Campe aus Fürstl. Canzlei die nachstehende Antwort:

CARL WILHELM FERDINAND, Herzog etc.

Auf die von dem Schulrath Campe eingereichte Vorstellung gegen das ihm zugegangene Rescribt vom 13. dieses, wird hiemit die Resolution erteilt: dass, ob zwar es bey sothanem Rescribte sein ungeändertes Bewenden habe, der Supplicant jedoch, von dem man sonst die Veränderung mit dem bisherigen Braunschweigschen Journal gern vernommen, sich überzeugt halten könne, dass nie ein Machtspruch einer Art hier wider ihn geschehen werde, vielmehr die gegen ihn als Schriftsteller und Verleger, oder als Eigenthümer der Druckerey, vorkommende unverhoffte Privat-Beschwerden, dem gehörigen Lauf Rechtens überlassen werden sollen, und wenn ja, wider alles Erwarten, sogar Begünstigungen von der Art eintreten sollten, dass dagegen der Fiskal erregt werden müsste, dennoch auch solchen Falls, wie sich von selbst versteht, nur in foro competente, und nicht ohne seine vorgängige hinlängliche Vertheidigung, in der Sache werde erkannt werden. Was übrigens die Hoffmann'schen Angriffe in der Wiener Zeit-Schrift angeht; so ist ihm die Vertheidigung dagegen in keine Weise genommen, vielmehr ihm dieselbe deutlich vorbehalten, und wird es nun seiner eignen Beurteilung überlassen, in wiefern der dabey sich erlaubte respeckts-widrige Bezug auf die angebliche Protektion dieser Schrift, wenn auch auf sonstige Verhältnisse überall keine Rücksicht genommen werden wollte, mit seinen eignen Verhältnissen als Reichs-Unterthan gegen das

Reichs-Oberhaupt bestehen könne? Urkundig Unserer eigenhändigen Unterschrift, und beygedruckten

Fürstl. Geheimer-Canzley-Siegels.

Braunschweig, den 24. Januar 1792.

Ad Mandatum Serenissimi speciale.

Die Sache schien nun abermals hiermit abgethan zu sein. Campe hatte erreicht, was er wünschte — Sicherheit vor Machtsprüchen.

Zwei Monate waren darüber in vollkommener Ruhe verflossen, als der Herzog Campen eines Tages ganz unvermuthet zu sich bitten liess. Campe verfügte sich auf der Stelle zu ihm, und wurde, wie immer, mit aller Freundlichkeit und Herablassung empfangen. Es wurde erst lange über gleichgültige wissenschaftliche Gegenstände gesprochen. Endlich kam er zum Uebergange auf den eigentlichen Zweck der Unterredung; allein auch diese sollte besänftigend sein. „Ich bin," sagte der Fürst, „in Berlin gewesen, und kann Ihnen sagen, dass Se. Majestät der König sich Ihrer, seines ehemaligen Feldpredigers, noch immer mit vieler Theilnahme erinnert." Campe zuckte bei diesen Worten die Achsel. Der Fürst verstand den Ausdruck, und fuhr mit Lebhaftigkeit fort: „Nicht im Bösen, ich versichere Sie; sondern vielmehr auf die gnädigste Weise. Er erkundigte sich sehr angelegentlich, wie es Ihnen ginge? und da ich keine andere als gute Nachrichten von Ihnen zu geben hatte, bezeugte er seine grosse Zufriedenheit darüber." „Das ist," war Campens Antwort, „mehr als ich erwartet habe, und — als ich erwarten konnte", fügte er hinzu. Der Herzog lächelte und fuhr fort: „Aber freilich denken nicht alle in Berlin, wie der König, von Ihnen. Die Herren Wöllner u. s. w. sind minder mit Ihnen zufrieden." „Viel Ehre für mich", erwie-

derte Campe. „Es würde mir leid thun, mich mit dieser Herren Zufriedenheit beehrt zu sehen.“ „Noch heute lässt Se. Excellenz mich durch meinen Agenten Mellin warnen: ich möchte mich in Acht nehmen; die Herren trieben es hier, erlauben Sie, dass ich mich seines Ausdrucks bediene — ein wenig gar zu weit.“ — Bei diesen Worten fuhr Campe vom Stuhle auf und sagte mit tief gefühltem Unwillen: „Wie, darf ein solcher Mensch zu einem solchen Fürsten in diesem Tone zu sprechen sich erlauben?“ Der Herzog lächelte und antwortete: „Nun, nun, er meint es wohl nicht böse; es soll ja nur eine freundschaftliche Warnung sein!“ „Darf ich,“ fuhr Campe darauf fort, „mich unterstehen Ew. Durchlaucht zu fragen: ob die Herren Wöllner und Genossen irgend eine bestimmte Klage über bestimmte Vergehungen gegen mich erheben?“ „Das nicht“, war die Antwort; „aber ich will Ihnen die allgemeinen Beschwerden, die man über Sie und einige Ihrer hiesigen Freunde zu führen nicht aufhört, ehrlich mittheilen; dann wollen wir überlegen, wie wir es anzufangen haben werden, um uns gegen diese Beschwerde, ohne die Pressfreiheit aufzuheben, in Zukunft sicher zu stellen. Sie kennen meine eigenen Gesinnungen über Denk- und Pressfreiheit, und werden daher nicht vergessen, dass ich Ihnen nicht eigene Beschwerden, sondern die jener Herren vortrage. Zuerst findet man sehr viel Anstössiges in der Begeisterung, womit Sie über die französische Staatsumwälzung zu schreiben pflegen. Braunschweig, sagt Hr. v. Wöllner, ist jetzt le foyer de la revolution en Allemagne geworden.“ Da der Herzog bei diesen Worten einhielt, so nahm sich Campe die Freiheit, auf diese erste Anklage ungefähr Folgendes zu antworten: er könnte und wollte keineswegs leugnen, dass die schönen und wahren Grundsätze, welche durch

die ersten Urheber der französischen Staatsumwälzung in Umlauf gebracht wären, ihm Herz und Kopf allerdings sehr warm gemacht und zur lauten Freude und Bewunderung hingerissen hätten. Allein diese Begeisterung habe er mit allen aufgeklärten Menschen durch ganz Europa getheilt. Wäre diese warme Theilnahme in den Augen jener Herren ein Verbrechen, so möchte er wissen, warum sie die ersten und grössten Männer Deutschlands, einen Klopstock, einen Wieland u. s. w., die sich dessen eben so sehr schuldig gemacht, nicht eben so gut anklagten. Uebrigens wüsste Jeder, der ihn kennte oder nur seine Kleinigkeiten zu lesen würdigte, dass er Unordnung, Ungerechtigkeit, Gesetzlosigkeit und Grausamkeit, wie diese in Frankreich jetzt angefangen hätten an der Tagesordnung zu sein, eben so herzlich verabscheute als die herrlichen Aussichten auf eine bevorstehende Erlösung der Menschheit von jeder Art von Ketten, von den der Dummheit des Aberglaubens, der Priesterherrschaft, und einer tyrannischen Willkür vorher ihn entzückt hätten. — Nachdem noch manches hierüber gesprochen, und mit Beistimmung, wie es schien, vom Herzoge angehört war, ging dieser zu dem zweiten Anklagepunkt über, den die Herren Wöllner und Genossen gegen Campen erhoben hatten. „Man wirft Ihnen," sagte er, „zweitens vor, dass Sie das ganze alte Gebäude der Kirchenlehren einrissen, ohne irgend etwas anderes an der Stelle desselben wieder aufzubauen. Da nun gleichwohl auf diesen Lehren bis dahin die ganze öffentliche Sittlichkeit, die Sittlichkeit des Volkes, beruht: so wäre nicht abzusehen, was aus dieser Volkssittlichkeit werden sollte, wenn Alles, was ihr bis dahin zur Unterstützung gedient habe, gänzlich über den Haufen geworfen würde." Bei diesem Vorwurfe wurde Campe warm. „Da sagt der Hr. v. Wöllner eine dop-

pelte grobe Lüge. Es ist erstens erlogen,“ fuhr er fort, „dass ich damit umgehen soll, die alten Kirchensatzungen einzureissen. Ich habe dieses Plunders zur Zeit, da ich als Prediger mich damit beschäftigen musste, so satt bekommen, dass ich mich höchst ungern damit befasste. Befasste ich mich aber dennoch ja zuweilen damit, so geschah es sicher nur mit denjenigen Bestandtheilen desselben, welche der Sittlichkeit schaden, nie mit solchen, die ihr zur Stütze dienen. Eine noch gröbere Lüge ist es, dass ich an die Stelle des Eingerissenen gar nichts wieder aufzubauen mich bestrebe: Dieser grundlose Vorwurf beweiset sehr deutlich, dass Se. Excellenz der Herr v. Wöllner mit unserem Bücherwesen eben so bekannt sein muss, als sie es weltkundigermaassen mit dem Geiste unseres Zeitalters ist. Denn worauf anders als auf den Anbau der Vernunft und der Sittlichkeit, zwecken denn alle meine vielen Kinder- und Jugendschriften ohne Ausnahme ab? Wer unter meinen Zeitgenossen darf sich rühmen, mich an Eifer und fast möchte ich hinzuzusetzen wagen, an glücklichen Erfolgen bei diesem Anbau übertroffen zu haben? Habe ich nicht vor einem halben Jahre einen sogenannten Katechismus unter dem Titel: Leitfaden zum Unterricht in der christlichen Glückseligkeitslehre herausgegeben, der so vielen Beifall gefunden hat, dass schon jetzt an einer neuen Auflage desselben gedruckt werden muss? Bekümmert sich denn der ehemalige Prediger und jetzige geistliche Minister so wenig um das theologische Bücherwesen, dass ihm nichts davon zu Ohren gekommen ist? Nun, so möge er wissen, dass dieses kleine Buch schon jetzt in vielen Schulen, sogar in Schwaben eingeführt worden ist, und dass der erste Gottesgelehrte in Ew. Durchlaucht Lande, und einer der ersten in Deutschland, der ver-

diente Abt Henke, weiter nichts daran auszusetzen fand, als dass es ihm in einigen wenigen Punkten noch ein wenig zu altgläubig zu sein schien. Ob Se. Excellenz in ihren ehemaligen geist- und herzlosen Predigten, wovon uns neulich ein Spassvogel ein Pröbchen aufgetischt hat, sich auf das Bauen besser, als ich verstand, mögen Andere entscheiden.“ — Der Herzog lachte; und nachdem noch Manches hin und her darüber gesprochen war, legte er Campen das kaiserliche Ratificationsdecret vor, wodurch die Pressfreiheit aus Deutschland verbannt werden sollte, sammt einer verstärkenden Einleitung oder Vorrede dazu, welche Preussen beigefügt hatte. „Dieses Reichsgesetz,“ sagte er, „soll ich jetzt, als kreisausschreibender Fürst des sächsischen Kreises, den übrigen Reichsständen dieses Kreises mittheilen. Setzen Sie sich an meine Stelle, und sagen Sie mir, was ich antworten kann, wenn man mir vorwirft, dass gerade in unserem Lande gegen dieses Reichsgesetz am meisten gesündigt wird. Ich wünsche, dass Denk- und Pressfreiheit bei uns erhalten werde; aber ich muss doch auch auf der anderen Seite wünschen, vor Verantwortungen gesichert zu sein. Hören Sie nun, was ich in dieser misslichen Lage beschlossen habe. Ich will eine aus aufgeklärten und rechtschaffenen Männern — dem Consistorialpräsidenten v. Knuth, dem Consistorialrath Petersen und dem Rath Langstrassen — bestehende Commission in Wolfenbüttel anordnen; ich will auch Sie und den Professor Trapp dazu einladen lassen, der Untersuchungspunkt soll sein: wie wir es anzufangen haben, um auf der einen Seite das Wesentliche einer vernünftigen Pressfreiheit zu erhalten, und auf der anderen Seite gegen Verantwortung uns zu sichern. Denken Sie darüber nach — es hat noch volle vierzehn Tage Zeit — und legen Sie die besten und

zweckmässigsten Mittel, die Sie ausfindig machen können, der Commission zu gemeinschaftlicher Berathung vor.“

Die Einladung erfolgte; der anberaumte Tag erschien, Campe verfügte sich nach Wolfenbüttel. Der Präsident eröffnete die Sitzung, indem er sich an Campe und den Professor Trapp wandte, um den Zweck der Zusammenkunft mitzutheilen. Campe las hierauf ein Promemoria vor, die Grenzen der Pressfreiheit betreffend, und gab es zu den Acten. Der Inhalt des Fürstl. Beauftragungsschreibens an die Commission besagte, dass dieselbe die Gründe, die eine Beschränkung der Pressfreiheit unumgänglich nothwendig machten, vorzutragen und Campen und Trapp zu bewegen hätte, die aus diesen Gründen hervorgehenden unvermeidlichen Schranken der Pressfreiheit zu genehmigen und anzunehmen.

Langstrassen las hierauf einen langen Aufsatz vor, worin die unumgängliche Nothwendigkeit der angekündigten Beschränkung der Pressfreiheit aus allen Reichsgesetzen und aus der ganzen Verfassung des heiligen römischen Reichs fein und scharfsinnig genug erwiesen wurde. Der unerwartete Schluss dieses Aufsatzes lautete so:

„Dass dem allem zufolge, die beiden Comparenten, Campe und Trapp, hinfort in ihrem Journal sowohl, als in ihren sonstigen Edendis, alle Gegenstände, sowohl theologischen, dogmatischen, als politischen Inhalts, vor der Hand ganz unberührt lassen oder doch wenigstens so behandeln möchten, dass daher kein Anstoss genommen werden könne, dass sie in specie sich aller Kritiken benachbarter Regierungen und ihrer Verordnungen, besonders der Preussischen, gänzlich enthalten möchten.“ Diese Einschränkung sollten sie nicht bloss genehmigen, sondern auch mit ihrem Ehrenwort besiegeln.

Campe's Erstaunen hatte jetzt den höchsten Punkt erreicht. Er erklärte, als die Lesung vollendet war, und bat zugleich diese seine Erklärung zu Protokoll zu nehmen: dass er, da er auf einen Antrag, wie dieser, gar nicht vorbereitet gewesen wäre, und derselbe mit demjenigen, was Serenissimus Höchstselbst ihm mündlich zu äussern geruht hätten, in geradem Widerspruche stände, vorher erst reiflich zu überlegen hätte, was Vernunft, Gewissen, Ehre und Pflicht darauf zu erwiedern geböten; und dass er sich daher vorbehalten müsste, seine Antwort schriftlich einzureichen. Trapp erklärte sich eben dahin. So wurde die Sitzung geendigt.

Campe hielt von diesem Augenblick an sein Schicksal für entschieden. Das obige Ansinnen zu genehmigen, war ihm unmöglich; dass von Seiten der Regierung am Ende nachgegeben werden dürfte, schien unter den gegenwärtigen Umständen höchst unwahrscheinlich zu sein. Sein Entschluss war gefasst. Um die Vollführung desselben nicht durch den Anblick der Seinigen sich zu erschweren, schickte er diese nach Hamburg. Er selbst begleitete sie bis an die Elbe hinter Lüneburg, die sie durch einen Spätfrost mit Eis, doch nur unvollkommen, bedeckt fanden. Hinüber zu fahren, war unmöglich; aber zu Fuss wollten sie einige Wagehälse, mitten zwischen offenen Stellen hin, hinüberführen. Campe nahm seine Frau am einen, seine Tochter am anderen Arme und folgte ihnen in Gottes Namen. Sie kamen glücklich hinüber. Er selbst kehrte über die zerbrechliche Eisbrücke zurück, und so wieder nach Braunschweig. Daselbst angekommen entwarf er die nachstehende Erklärung, und schickte sie an die Commission.

Meine ehrfurchtsvolle Erklärung über den von Fürstlicher Commission an den Prof. Trapp und mich ergangenen Antrag.

Der Antrag lautete:

„Dass sie (die beiden Comparenten) hinfort in ihrem Journal sowohl, als in ihren sonstigen Edendis alle Gegenstände, so theologisch-dogmatischen, als politischen Inhalts, vor der Hand ganz unberührt lassen oder doch wenigstens so behandeln möchten, dass daher kein Anstoss genommen werden könne; dass sie in specie sich aller Kritiken benachbarter Regierungen und ihrer Verordnungen, besonders der Preussischen gänzlich enthalten möchten.“

Die Annahme dieses Antrages sollten wir, verlangte die verehrliche Commission, mit unserem Ehrenwort besiegeln.

Es sei mir erlaubt, meiner Erklärung darüber die Bemerkung voranzuschicken, dass sowohl der Prof. Trapp als ich, seit dem Monat Februar dieses Jahres, kein Journal mehr für das unserige anerkennen, indem wir aus Serenissimo bekannten Gründen uns in dem Februarstück des ehemaligen Braunschweigischen Journals sowohl von der Herausgabe, als auch von dem Verlage desselben öffentlich losgesagt haben. Dass aber diese Lossagung kein Spiegelgefecht, sondern alles Ernstes gemeint war, sind wir erforderlichen Falls erbötig zu beurkunden. Herausgeber und Verleger des nunmehr Schleswigschen Journals sind Königl. dänische Unterthanen, die sich des Glücks einer vollkommenen Pressfreiheit erfreuen. Was diese jetzt in ihre Zeitschrift aufzunehmen gutfinden mögen, dafür können wir doch nicht verantwortlich sein?

Dies beiläufig; und nun zur Hauptsache.

Nie habe ich das Beunruhigende in der Lage eines ehrlichen Mannes, in dessen Seele entgegengesetzte Empfindungen und Pflichten streiten, in einem höheren Grade empfunden, als in diesem Augenblick, da ich meine Erklärung über den obigen Antrag ausstellen soll. So leicht mir diese Erklärung und jede damit verbundene Aufopferung fallen würden, wenn ich nur das, was ich der Sache der Menschheit und meiner Ehre schuldig zu sein glaube, dabei vor Augen haben dürfte, so sehr schwer wird sie mir durch jeden Gedanken an diejenigen Verbindlichkeiten gemacht, welche tiefgefühlte Verehrung und Dankbarkeit mir gegen den besten und gnädigsten Fürsten auflegen; gegen einen Fürsten, für den ich — der Allwissende ist mein Zeuge! — alles, was ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit aufopfern darf, Gut, Blut und Leben, hinzugeben in jedem Augenblick bereit bin. Ich bitte Gott, dass er mich mit Weisheit ausrüste, um diesen mir heiligen Verbindlichkeiten, und Demjenigen, was ich als Mensch und Schriftsteller der Menschheit und dem Reiche der Wahrheit schuldig zu sein glauben muss, durch meine Erklärung zugleich eine Genüge zu thun. Was der reinste Wille, die aufmerksamste und sorgfältigste Prüfung meiner Pflichten, und ein gänzliches Nichtachten meiner selbst, meiner äusseren Lage und meiner künftigen Schicksale dabei vermögen, das werde ich von meiner Seite mit unerschütterlicher Festigkeit und Gewissenhaftigkeit anwenden.

Es wird zuvörderst von mir verlangt, dass ich mich anheischig machen soll:

„Alle Gegenstände, sowohl theologisch-dogmatischen, als politischen Inhalts vor der Hand in meinen Edendis ganz unberührt zu lassen.“

Wenn ich hierbei auch gar nicht in Erwägung ziehen wollte, was doch einem ehrliebenden, sich unschuldig fühlenden Schriftsteller unmöglich gleichgültig sein kann, dass dieser Befehl nichts geringeres als eine geistige Landesverweisung aus zwei sehr grossen Gebieten des Reichs der Wissenschaften sei, die für den Schriftsteller, als solchen, eben so entehrend, als die bürgerliche Landesverweisung für den Bürger, sein würde; wenn ich ferner auch gar nicht Rücksicht nehmen wollte auf die innere Verpflichtung, die ich nun einmal in mir fühle, zur Verbreitung gemeinnützlicher Kenntnisse aus jedem Fach der menschlichen Wissenschaften, nach Maassgabe meiner Einsichten und meiner Kräfte mitzuwirken: so würde die Erfüllung dieses Befehls mir doch in Ansehung solcher Werke, welche die Schulbuchhandlung von Anderen übernimmt, durch unüberwindliche Schwierigkeiten völlig unmöglich gemacht werden, vorausgesetzt, dass der hiesige so sichtbar aufblühende Buchhandel fortdauern und nicht auf einmal von Grund aus vernichtet werden soll. Denn:

1. hat die öffentliche Denkweise in Deutschland seit einiger Zeit, besonders durch die französische Staatsumwälzung und durch die Berliner Verfinsterungsversuche eine solche Wendung genommen, dass vielleicht zwei Drittheil der jedesmal neu herauskommenden Bücher, wo nicht ganz, doch theilweise sich über Gegenstände aus den genannten beiden Wissenschaften verbreiten. Die hiesige Buchhandlung würde also künftig statt funfzig neuer Werke, die sie jetzt jährlich verlegt, nur etwa sechszehn zum Verlage bekommen können, oder zum Verlage annehmen dürfen, sogleich schon zwei Drittheile von

ihrer bisherigen Thätigkeit aufgeben müssen. Aber dabei würde es nicht bleiben. Denn

2. auch in den allermeisten philosophischen, historischen, pädagogischen und schöngeistigen Schriften kommen, bei der dermaligen Richtung des öffentlichen Geistes, Stellen politischen und theologischen Inhalts vor. Den Verfassern derselben zuzumuthen, dergleichen Stellen auszumerzen, hiesse die Schranken der Bescheidenheit verkennen, die der Buchhändler gegen den Schriftsteller zu beobachten hat, und der gute Schriftsteller würde eine solche Zumuthung mit Recht sonderbar finden, und keineswegs geneigt sein sich ihr zu fügen. Also auch auf alle solche Schriften müsste gleichfalls Verzicht gethan werden. Und wie könnte ich

3. bei dem grossen Umfange und der eben so grossen Mannichfaltigkeit meiner Geschäfte mich anheischig machen, die drei- bis vierhundert Schriften, die mir jährlich zum Verlage für meine Buchhandlung angeboten werden, vor der Uebernahme derselben durchzulesen, um zu untersuchen, ob nichts Theologisches oder Politisches darin enthalten sei? Hierzu kömmt, dass viele Schriftsteller ihre Werke verkaufen, oft auch sie sich schon bezahlen lassen, bevor sie dieselben vollendet, zuweilen sogar bevor sie dieselben angefangen haben; und dass sie daher die Handschrift selten auf einmal, sondern in einzelnen Heften, ja sogar blattweise einsenden; worauf denn Setzer und Pressen oft schon so ungeduldig gewartet haben, dass zum Durchlesen derselben keine Zeit gestattet wird. Auch werden manche unserer Verlagswerke, weil meine sechs Pressen bei weitem nicht Alles bestreiten können, oder weil die Verfasser dies zur Bedingung gemacht haben, um die Aufsicht über den Druck selbst besorgen zu können, auswärts gedruckt, so dass ich selbst nicht frü-

her als die Lesewelt etwas davon zu sehen bekomme. Soll ich nun etwa bei jedem Vertrage zur Bedingung machen, dass die für meine Handlung zu übernehmenden Werke nichts Theologisches und Politisches enthalten dürfen, weil beides bei uns Bannwaare sei? Aber dabei würde ich, als Braunschweiger, erröthen, und als Mensch eine Thräne fallen lassen, welche die niedergeschriebene Bedingung wieder auslöschte.

4. Wie sollte ich es endlich insonderheit mit denjenigen Werken machen, die ich im verflossenen Jahre, zu einer Zeit, da ich im Vertrauen auf Serenissimi gnädigste Zusicherung, mich noch in Besitz wirklicher Pressfreiheit wähnte, für die Handlung erwarb; und wie mit den schon längst geschlossenen, auch von meiner Seite schon zum Theil durch Bezahlung erfüllten Verträgen über andere Schriften, die in dem jetztlaufenden Jahre geliefert werden sollen, und nun jetzt schon in voller Arbeit sind? Unter beiden befinden sich Werke von beträchtlichem Umfange, wie z. B. der Jerusalemsche, sehr freimüthig geschriebene Nachlass, den meine Handlung mit funfzehn Thaler für den Bogen bezahlt hat, und der an Druck, Papier und Ehrenlohn ihr gegen siebentausend Thaler zu stehen kömmt. Soll ich diese nun ungebraucht alle ins Packpapier werfen lassen?

Aus diesen Schwierigkeiten, die ich wissentlich nicht grösser dargestellt habe, als sie wirklich sind, ergiebt sich nun augenscheinlich:

> „dass, wenn ich die obige Forderung, auf die Herausgabe aller theologischen und politischen Schriften von heute an Verzicht zu thun, eingehen wollte, die hiesige, bisher so blühende Buchhandlung sogleich von Grund aus zerstört sein würde; dass meine Druckerei sogleich aufhören müsste, und dass

sogleich der beträchtlichste Theil meines, durch redlichen Fleiss erworbenen Vermögens unwiederbringlich verloren ginge.“

Kann der gerechteste, der gütigste Fürst dies wollen? Wollen, dass eine Anstalt, die — ich darf es ja sagen, weil es wahr ist, und weil es hier zur Sache gehört — dem hiesigen Lande zur Ehre und zum beträchtlichen Nutzen gereicht, um der Anmaassung auswärtiger Verdüsterer willen, mitten in ihrem besten Flor, zu Grunde gerichtet werde? Wollen, dass ein Mann, der, wie Serenissimus wissen, sich diesem Lande nicht aufgedrungen hat, und der jene Anstalt unter unsäglichen Arbeiten, Sorgen und Mühseligkeiten gründete, und wie es am Tage ist, glücklich emporbrachte, der dabei auf die ihm zugesicherte Pressfreiheit baute; der von seiner Seite jeder beim Ankauf der verfallenen und ihrer Auflösung nahen Waisenhausbuchhandlung übernommenen Verbindlichkeit pünktlich nachgekommen ist — dass dieser Mann, sage ich, nun auf einmal, ohne etwas verschuldet zu haben, um die eine Hälfte seines Vermögens kommen, und die andere durch immer tieferes Herabsinken des hiesigen Buchhandels nach und nach verlieren soll? Wollen endlich, dass das ganze aufgeklärte Deutschland sein schmerzliches Erstaunen darüber bezeuge, dass eine solche Anordnung unter der Regierung des weisesten, gerechtesten und gütigsten Fürsten, des allgemein verehrten Schutzgeistes deutscher Aufklärung möglich gewesen sei? Nein! das kann mein edler Fürst nicht wollen. Das stimmt nicht mit der wohlbekannten weisen und gerechten Denkart desselben, und nicht mit der gnädigsten Versicherung überein, die ich erst neulich mündlich zu erhalten von Neuem das Glück hatte: dass Pressfreiheit bei uns bleiben sollte! Eher muss ich also annehmen, dass

die verehrliche Fürstl. Commission, aus irgend einem Missverständnisse, die gnädigste Absicht des ihr gewordenen Auftrages nicht ganz richtig aufgefasst haben möge, und ich wage es daher mit grosser Zuversicht auf Serenissimi Höchsteigene gnädigste Billigung zu rechnen, wenn ich hiermit ehrerbietigst erkläre:

> „Dass ich, so lange ich in meiner bisherigen Lage und in den in ihr gegründeten Verhältnissen bleiben soll, diesen ersten Theil des an mich ergangenen Antrages anzunehmen, durch gänzliche Unmöglichkeit gehindert werde.“

Aber es leuchtet ja auch aus den unmittelbar darauf folgenden Worten: „oder doch wenigstens so behandeln möchten, dass daher kein Anstoss genommen werden könne,“ deutlich genug hervor, dass auf die Annahme jener Forderung nicht ernstlich gedrungen werden solle. Es ist also eigentlich nur der Inhalt dieses mildernden Nachsatzes, worüber eine Erklärung von mir gefordert wird.

Käme es nun hierbei bloss auf meinen Willen an, oder würde nur ein Versprechen von mir verlangt, dass ich wissentlich und absichtlich nichts wollte drucken lassen, woran gegründeter Anstoss genommen und worüber mit Recht geklagt werden könnte: so würde ich keinen Augenblick anstehen, dieses Versprechen, welches auch ungegeben bei jedem rechtschaffenen Schriftsteller und Verleger als gegeben vorausgesetzt werden kann, mit völliger Zustimmung meines Pflichtgefühls auszustellen und mit meinem Ehrenwort zu verbürgen. Aber so wie diese Forderung ohne alle nähere Bestimmung der Personen, welchen kein Anstoss gegeben werden soll, und der Dinge, durch welche ihnen Anstoss gegeben

werden könnte, dasteht, kann ich unmöglich umhin, Folgendes zu bedenken zu geben.

1. Wie unmöglich ist es nicht, bei der grossen Verschiedenheit der menschlichen Denkarten und bei den mannichfaltigen Meinungszünften und Parteien, worin die Menschen sich getheilt haben, irgend etwas, nur nicht ganz Gemeines und Geistloses zu schreiben, woran nicht einzelne Menschen oder ganze Parteien Anstoss nehmen sollten! Was dem Einen recht ist, das ist dem Anderen ja verkehrt; was der Eine für heilige und unumstössliche Wahrheit hält, das sieht der Andere ja für ein grundloses und grundverderbliches Irrsal an.

2. Welche von den vielen theologischen und politischen Parteien, die es in Deutschland giebt, soll es denn nun eigentlich sein, der durch unsere Aeusserungen einen Anstoss zu geben wir künftig vermeiden sollen? Etwa die in Preussen jetzt am Ruder sitzende? Die, welche den menschlichen Geist wenigstens um hundert Jahre zurückzustossen, alles eigene Denken über theologische und politische Gegenstände gewaltsam zu hemmen und uns wieder zu maschinenmässigen Nachbetern ungeprüfter und unfruchtbarer, zum Theil sittenverderbender Lehrsatzungen zu machen bemüht ist? Aber eine solche Forderung kann und wird eine Regierung, wie die unserige ist, an keinen ihrer Schriftsteller, am wenigsten an den ergehen lassen, der, wie man sagt, nur zu oft und zu laut bewiesen hat, dass er eher alles Andere, als was ihm Wahrheit ist, aufzuopfern oder zu verläugnen im Stande sei. Zudem, wie sollte man es auch anfangen, sich jenen Leuten gleich zu stellen, da sie, wie bekannt, so schwankend in ihrem eigenen Lehrgebäude und so folgewidrig in ihren Behauptungen sind, dass man, indem man die eine davon annimmt, die andere, sobald man

richtig schliessen will, nothwendig verwerfen muss. So behaupten sie z. B. die Untrüglichkeit der symbolischen Bücher und die Nothwendigkeit diese Bücher zur Richtschnur unseres Glaubens und unserer Lehre anzunehmen, und mischen gleichwohl selbst, wie die einsichtsvollsten Gottesgelehrten ihnen nachgewiesen haben, in ihre sogenannte reine Lehre Sätze ein, welche dem Lehrbegriffe des Augsburgischen Bekenntnisses offenbar zuwider sind. So wollen sie ferner angeblich die ursprüngliche Echtheit des freigläubigen oder protestantischen Kirchenthums wieder herstellen, und verwerfen gerade den ersten und wesentlichsten Grundsatz des Freiglaubens oder Protestantismus, den, dass wir keine andere Quelle unseres Glaubens und unserer Lehre, als die Bibel, und keine andere Auslegerin derselben als unsere Vernunft anerkennen! Wie soll man es denn nun anfangen, sich mit Leuten in Einklang zu setzen, die in ihren Behauptungen sich so grober Widersprüche schuldig machen? — „Aber so kann man doch, um ihnen nicht anstössig zu werden, schweigen!“ Gut, ich will einmal

3. annehmen, dass die Pflicht mitzuwirken zur Verbreitung erkannter heilsamer Wahrheit und zur Verminderung der Summe erkannter gemeinschädlicher Irrthümer für Denjenigen, der Kraft und inneren Beruf dazu in sich verspürt, noch nicht die höchste sei, sondern dass es andere Pflichten gebe, welchen jene im Falle des Zusammenstosses nachstehen müsse. Ich will annehmen, dass ein solcher Zusammenstoss jetzt wirklich stattfinde, und dass ich der Mann sei, der dabei ins Gedränge komme; dann werde ich freilich, sobald mir Jemand dies auf eine entscheidende Weise darthun wird, meine schwache Feder augenblicklich niederlegen, und sie recht gern niederlegen, weil es ja wahrlich kein Wonneleben ist, wonach

man lüstern sein könnte, für Wahrheit und Menschenrechte unaufhörlich zu Felde zu liegen, und für freimüthige Vertheidigung derselben sich von einer Menge zum Theil mächtiger Leute, als einen gefährlichen und gottlosen Menschen, anfeinden, verschreien und schmähen zu lassen. Ich werde also, wie gesagt, in diesem Falle schweigen; aber wie soll ich nun, als Inhaber der hiesigen Schulbuchhandlung, mich gegen diejenigen Schriftsteller verhalten, die ihre Werke meiner Handlung entweder schon anvertraut haben, oder künftig anvertrauen wollen? Wir lassen z. B. für die nächst bevorstehende Messe, ausser dem schon erwähnten Jerusalem'schen Nachlass, einen neuen Theil von Henken's freimüthiger Kirchengeschichte, eine neue Auflage von des verstorbenen Stadtpredigers Henke Predigten u. s. w. drucken; lauter Werke, in welchen die Wöllner, Hermes, Woltersdorf, Hilmer und ihres Gleichen recht sehr viel Anstössiges finden werden, indess ein grosses, aufgeklärtes und aufklärungsbedürftiges Publicum die Verfasser derselben segnen wird. Was soll ich nun mit diesen und ähnlichen, beinahe schon vollendeten Werken machen? Und wie soll ich bei anderen Büchern dieser Art, die man meiner Handlung künftig anbieten wird, mich verhalten? Den Verfassern derselben zuzumuthen, sie vorher erst so einzurichten, dass die Wöllner, Hermes, Hilmer, Woltersdorf und Genossen keinen Anstoss daran finden mögen? Aber welcher Schriftsteller von Ehre und Verdienst würde einer Buchhandlung, die eine so lächerliche Bedingung machte, jemals wieder auch nur einen Bogen zum Verlage anbieten? Die Handlung müsste also nothwendig zu Grunde gehen.

Soll sie das nun aber nicht, so ist ja augenscheinlich, dass auch diese zweite Anforderung: nichts zu

schreiben oder drucken zu lassen, woran Anstoss genommen werden könne, nicht in der Allgemeinheit, in der sie ausgedrückt ist, gemeint sein und ohne nähere Bestimmungen und starke Einschränkungen von einem ehrliebenden und gewissenhaften Mann unmöglich angenommen werden könne.

Ich wende mich nun zur Erwägung des letzten Satzes des an uns ergangenen Antrages:

> „dass sie in specie sich aller Kritiken benachbarter Regierungen und ihrer Verordnungen, besonders der Preussischen, gänzlich enthalten möchten."

Ich setze hierbei abermals als höchst wahrscheinlich voraus, dass dies mir, nicht bloss insofern ich Schriftsteller, sondern auch insofern ich Inhaber einer Buchhandlung bin, gesagt sein soll. Ich für meine Person könnte diese Einschränkung leicht übernehmen, ohne dass die Welt oder ich etwas Erhebliches dabei verlieren würde. Ich habe die Freuden, welche das Schriftstellerleben besonders für Den, der es mit der Wahrheit, wie mit der Menschheit redlich meint, und nur das gemeine Beste dabei vor Augen hat, mit sich zu führen pflegt, bis auf die Hefe gekostet. Den Durst darnach, der in dem Jünglinge brannte, hat der Mann schon lange und bis zum Ueberdruss gelöscht. Ich sehne mich herzlich nach Ruhe; sehne mich nach dem noch nie geschmeckten Glücke, einmal mir selbst und den Meinigen zu leben. Der Abend meines mühsamen Lebens naht heran; und meine ganze körperliche Verfassung erinnert mich, dass es wahrscheinlich kein sehr langer sein werde. Ihn im Schoosse der einfachen Natur, fern von dem Getümmel der grossen und kleinen menschlichen Leidenschaften, an der Seite meiner Lieben und unter ländlichen Arbeiten verleben zu können, war schon lange die einzige irdische Aussicht,

die mir zur Ertragung der vielen Mühseligkeiten meines bisherigen Geschäftslebens Kraft, Muth und Freudigkeit verlieh. Ich könnte nun das, was jetzt von mir verlangt wird, als einen Wink der Vorsehung ansehen, dass der glückliche Zeitpunkt, da es mir erlaubt sein soll, jenen alten Lieblingsplan meines Herzens zu vollführen, gekommen sei. Das will ich denn auch recht gern, und die Gelegenheit, mein ganzes weitläufiges Wesen je eher je lieber zu veräussern suchen, so sehr ich kann.

Aber bis sich diese für mich erwünschte Gelegenheit gefunden haben wird, und so lange ich nun noch bis dahin auf der von mir selbst, aus reger Vaterlandsliebe und um mich für die von meinem Fürsten erhaltenen Gnadenbezeigungen dankbar zu beweisen, erbauten Galeere nothwendig rudern muss, halte ich es nach gewissenhafter Prüfung und Würdigung meiner Pflichten als Mensch, als Schriftsteller und als Buchhändler, weder für recht, eine Einschränkung wie diejenige ist, wozu ich hier meine Einwilligung geben soll, ohne durch einen Zwangsbefehl dazu genöthigt zu sein, freiwillig zu übernehmen, noch für möglich sie, wenn ich sie übernommen hätte, so genau und strenge beobachten zu können, als ein Mann von Ehre sein gegebenes Wort zu erfüllen wünscht. Letztes, aus den schon oben angeführten Gründen, die in der Natur eines so weitläufigen Buchhandels, als der unserige ist, liegen; Erstes aus Folgendem:

1. Nach den in meinem, den gegenwärtigen Buchhandlungsschriften beigelegten Promemoria auseinandergesetzten Gründen, kann und muss ich mir und jedem rechtlichen Schriftsteller, das uns zustehende Recht, über öffentliche Staatsanordnungen, selbst in demjenigen Lande, worin wir leben, wie viel mehr, wenn von Anordnungen in fremden Ländern die Rede ist, zu urtheilen, unter der

Bedingung, dass die Beurtheilung mit Anstand und Bescheidenheit geschehe, nothwendig vorbehalten; weil nach meiner innigsten Ueberzeugung die Ausübung dieses Rechts, innerhalb der besagten Grenze, einer gerechten, nicht willkürlichen und tyrannischen Regierung niemals schädlich werden kann. England und Nordamerika liefern den Beweis. — Dieses Recht des freien und unschädlichen Urtheils gehört offenbar — wie auch in der ganzen aufgeklärten Welt, ehemals auch im preussischen Staate, anerkannt worden ist — zu den unveräusserlichen Menschenrechten, die eine gerechte Regierung uns nicht schmälern, und auf die man freiwillig ohne Niederträchtigkeit nicht Verzicht thun darf. Was öffentlich geschieht, das darf auch öffentlich beurtheilt werden; und was Alle angeht, darüber dürfen auch Alle ihre Meinung sagen. Kein Mensch, kein Staatsbeamter, selbst Kaiser und Könige nicht, haben ein Recht, öffentliche Unbilde zu verüben, und das öffentliche Urtheil darüber zu verbieten. Diese Wahrheiten gehören zu den erwiesensten, die ich kenne.

2. Aller Augen durch ganz Deutschland sind jetzt auf unser Braunschweig gerichtet. Das Gerücht von der Gefahr, die unserer weit berühmten Pressfreiheit droht, hat sich wie ein fürchterliches Lauffeuer verbreitet. Nahe und ferne deutsche Regierungen erwarten, was, nach dem Ausgange des verhängnissvollen Kaiserlichen Ratificationsdecrets, der weise und edle Herzog von Braunschweig zu thun sich entschliessen wird, um es ihm nachzuthun. Was hier bei uns jetzt angeordnet wird, das wird in kurzer Zeit für ganz Deutschland Gesetz sein. Das ist keine blosse Vermuthung; ich weiss es aus sehr zuverlässigen Quellen. Nun wolle man doch in Erwägung ziehen, was bei dem gegenwärtigen Gestirnstande an unserem

politischen deutschen Himmel, nicht bloss möglicher, sondern auch höchst wahrscheinlicher Weise, aus verschiedenen Theilen unseres deutschen Staatskörpers, ja aus diesem ganzen Staatskörper selbst, am Ende werden würde, wenn der letzte, vielleicht der einzige noch übrige Hebel, wodurch dem Uebergewicht der willkürlichen Herrschsucht und der Verfinsterungswuth noch mit einigem Erfolge entgegengearbeitet wird — die Oeffentlichkeit oder sogenannte Publicität — uns aus den Händen gewunden werden sollte. Ich erschrecke bei dem Gedanken an die blosse Möglichkeit dieses Unglücks, des grössten und schauderhaftesten von allen, welche unser armes Deutschland treffen können; und ehe ich den schweren Fluch auf mich laden wollte, möchte ich mir die Hand, die diese Unterschrift geben könnte, tausend Mal lieber abhauen lassen. Die Schriftsteller sind ja, wie noch neulich ein weiser Beurtheiler in der Göttingschen gelehrten Zeitung mit Recht erinnerte, die einzigen Fürsprecher des Volkes, da, wo es keine andere hat; und wie viel sind der Länder in Deutschland, wo es andere hätte? Und was sollte also aus dem armen Volke werden, wenn auch diese, von der Vorsehung ihm zugeordneten Sachwalter nunmehr gänzlich verstummen sollten?

So lange also von einer freiwilligen Annahme jenes Antrages die Rede ist, kann und werde ich meine heiligen Pflichten gegen Vaterland und Menschheit nie so sehr vergessen, um mich — was ohne feige Schändlichkeit nicht geschehen könnte — dazu jemals zu verstehen. Mein Vermögen, mein Leben, meine Freiheit stehen in der Hand der Menschen; aber meine Ehre und mein Gewissen sind von jeder äusseren Einwirkung unabhängig — sind mein im eigentlichsten und vollsten Sinne des Worts. Man kann mir jene nehmen, sobald

man will; ich werde es nicht hindern können, und, sobald es sein muss, zu verzichten und zu leiden wissen; aber diese kann und werde ich gegen die ganze Welt, gegen die Hölle selbst, wenn es eine giebt, in ihrer ganzen unverletzlichen Reinheit behaupten!

Alles also, wozu ich mich, ohne jenes höchste Gut des Menschen — Ehre und Gewissen — zu verletzen, in dieser ganzen Sache verpflichten kann, und aus Ehrfurcht und Liebe gegen meinen besten und gnädigsten Fürsten mich recht gern verpflichten will, besteht in folgenden Erbietungen:

1. Ich will, wie schon gesagt, Gelegenheit suchen, mein ganzes Wesen, sobald als möglich zu verkaufen, ungeachtet dies unter den jetzigen Umständen nicht ohne sehr beträchtlichen Verlust wird geschehen können, um meinen innigst verehrten Fürsten von der Gegenwart eines Mannes zu befreien, dessen unglückliches Verhängniss es so wollte, dass er, ohne Verschuldung und ohne es hindern zu können, Höchstdemselben lästig werden musste. Bis dahin aber, dass ich mich meines buchhändlerischen Wesens entledigen und mich entfernen kann, will ich

2. so weit es in meinem Vermögen steht, sorgfältig zu verhindern suchen, dass in meiner Handlung etwas erscheine, worüber fremde Regierungen mit irgend einem Schein von Recht sich beschweren könnten.

3. Alle diejenigen schon übernommenen Schriften, von welchen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu vermuthen steht, dass sie zu dergleichen, wenn gleich unbilligen und unmaassgeblichen Beschwerden der machthabenden Finsterlinge Anlass geben könnten, ohne Angabe des Druckorts erscheinen lassen.

Sollte nun aber dies alles noch nicht hinreichend befunden werden, die Ruhe unseres gnädigsten Fürsten

zu sichern, und sollte es also durchaus nothwendig sein, dass mein buchhändlerisches Wesen jetzt gleich aufhöre und sein bisheriger Besitzer sich sogleich entferne; dann darf ich von der Gerechtigkeit einer Regierung, wie die unserige ist, mit vollkommener Zuversicht erwarten:

> „dass dieselbe, da die Bedingung, unter der ich die ehemalige Waisenhausbuchhandlung von ihr kaufte, und unter der ich eine Druckerei anzulegen mich erbot, nicht mehr gehalten werden kann, gnädigst geruhen werde, mir die besagte Buchhandlung zu eben demselben Preise, zu welchem sie mir überlassen wurde, und die Druckerei für das, was sie mir gekostet hat, wieder abzunehmen."

Mein Verlust wird desungeachtet noch immer beträchtlich und der blühende Wohlstand meiner äusseren Umstände dahin sein. Allein um die Ruhe meines huldreichen Fürsten zu sichern, ist kein Opfer, was Ehre und Gewissen zu bringen erlauben, so gross, dass ich es nicht mit Freudigkeit darzubringen von Herzen bereit wäre.

Als die letzte Gnade, die ich noch zu bitten wage, werde ich es ansehen und verehren, wenn Serenissimus gnädigst geruhen wollen, mir die Entscheidung meines Schicksals sobald als möglich anzeigen zu lassen.

Braunschweig, den 23. März 1792. unterthänigst
J. H. Campe.

Und der Erfolg dieser kühnen Erklärung? Campe und Trapp wurden bald darauf vor die Fürstl. Commission nach Wolfenbüttel geladen. Das Gelindeste und zugleich das Wahrscheinlichste, was Campe erwarten konnte, war dass sein Anerbieten, sich entfernen zu wollen, angenommen worden sei. Folgendes eröffnete ihm die Commission:

„Dass Serenissimus, im Vertrauen auf unsere Ergebenheit gegen seine Person, und in der Hoffnung, dass wir Alles gern zu vermeiden suchen würden, was Ihn, seiner Neigung zuwider, zwingen könnte, strenge Verfügungen zu treffen, uns nach wie vor unserer eigenen Vernunft und unserer gewissenhaften Vorsicht zu überlassen beschlossen hätten."

Es war ein glänzender Sieg, den Campe errungen hatte, errungen für sich, und mehr noch für die gute Sache, die er vertrat.

Den Fuss in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen —

so steht er vor uns, der Held der Geistesfreiheit. Campe hat in dieser Entscheidung Carl Wilhelm Ferdinand's stets eine der schönsten Perlen in der Krone dieses Fürsten erblickt. Was keine Gewalt von ihm hätte erzwingen können, das that er nun aus Liebe und Dankbarkeit: er befleissigte sich fortan in seinen Schriften und in den Büchern, die in seinem Verlag erschienen, einer durchaus maassvollen Sprache, um seinem Landesfürsten keine Verlegenheiten zu bereiten, ohne dabei der Sache der Wahrheit und der Freiheit das Geringste zu vergeben.

Durch die felsenfeste Tapferkeit, mit welcher Campe, der sonst so friedfertige Mann, gekämpft hat gegen Uebergriffe und Gewaltthat, reiht er sich würdig jenen edlen Charakteren der deutschen Geschichte an, welche nicht bloss Lehrer, sondern auch Priester des Rechtes waren, einem K. von Moser, einem Iselin, einem Justus Möser. Und wie Campe in seinem unbeugsamen Einstehen für seine Ueberzeugung sich als einen Volksmann erweist im besten Sinn des Wortes, so war nicht minder der Kern seines Wesens deutsch, deutsch jeder Zoll, und das in einer Zeit unserer tiefsten nationalen Erstorbenheit.

Wenn auch einem Volk angehörend, das damals noch keine Nation war, nie hat er sich doch seiner Nationalität geschämt. Er konnte bitter werden, wenn er daran dachte, dass kein einiges Vaterland vorhanden sei, dass Deutschland nur Völker und Völkerheer habe [1]); aber gegenüber fränkischer Missachtung deutscher Art ruft er in patriotischem Schwunge aus: Junger Deutscher, der Du nach Paris reisest, tilge die Schmach Deines Vaterlandes, indem Du den Parisern keine anderen als edle deutsche Sitten zeigest! [2]). Er hat die Vorsehung darum gepriesen, dass er in Deutschland geboren ward, dass es ihm beschieden war, in dem so freisinnig und mild regierten Lande zu wirken. Mercier, jenes edle Mitglied der Nationalversammlung, das gegen den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hat, schrieb einst an Campe: „Nur zu Paris lebt man frei und glücklich; ich will dieses Paris nur gegen das Paradies vertauschen." Campe glaubte mit derselben Innigkeit und mit mehr Wahrheit hinzufügen zu dürfen: „Nur zu Braunschweig lebt man frei und glücklich; auch ich will Braunschweig nur gegen den Himmel vertauschen und kein anderes Land als dieses soll meine Asche verwahren!" — —

[1]) Reise durch England und Frankreich, S. 126.
[2]) Reise von Braunschweig nach Paris, S. 159.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Buchbinderei
Theo Storfinger
826 Altmühldorf

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leyser, Jakob Anton,

Joachim Heinrich Campe ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung

Bd.: 1

1896

Biogr. 3222 y-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11803365-1